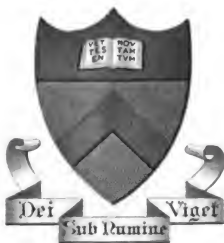


Thomas Kerkhoven

Korfiz Holm

0009

Library of



Princeton University.

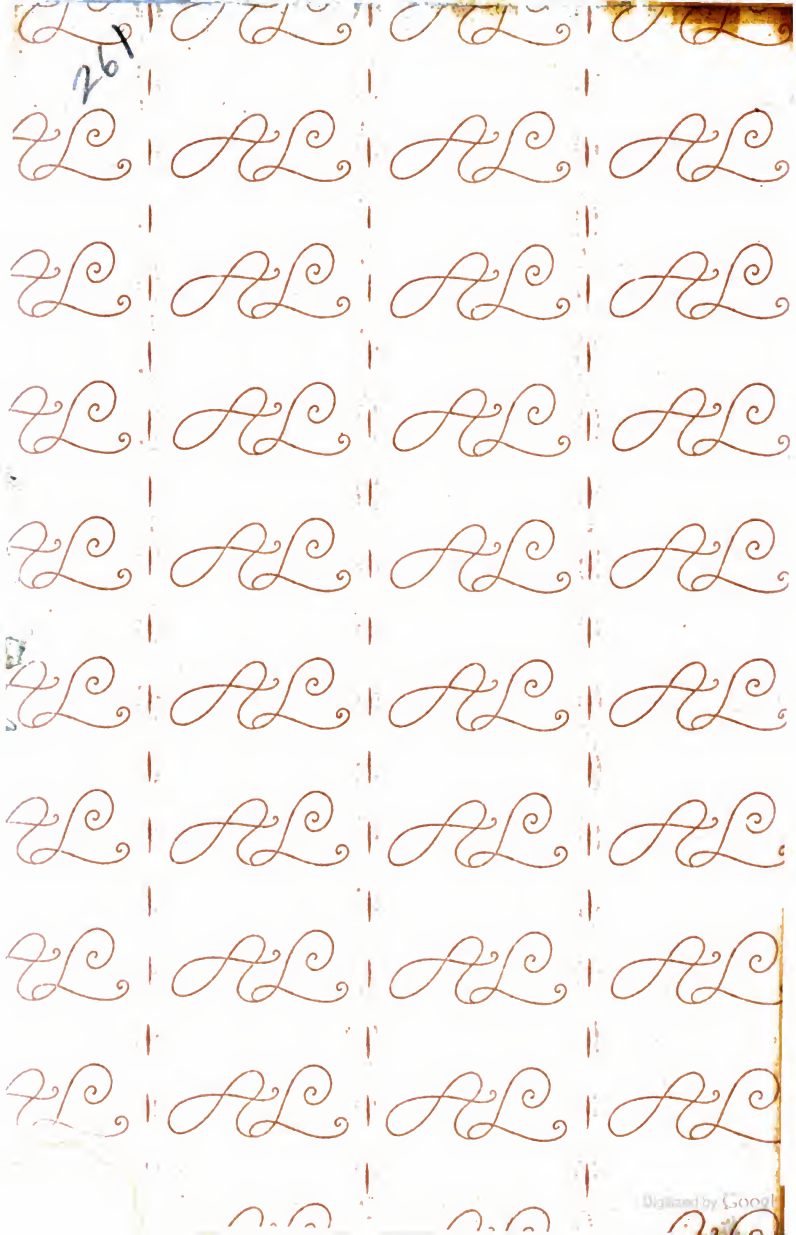
BLAU MEMORIAL COLLECTION

Korfiz Solm
Thomas Kerthoven

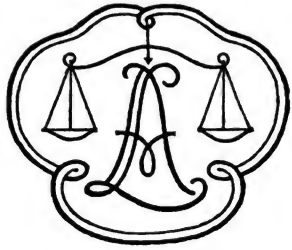
Roman

Albert Langen Verlag München

26



2003



Von Korfiz Holm erschienen bei Albert Langen:

Schloß Übermut, Novelle 5. Tausend

Arbeit, Schauspiel in drei Akten

Mesalliancen, Zwölf Liebes- und Ehegeschichten 3. Tausend

Die Könige, Dramatisches Gedicht in vier Akten

Die Sünden der Väter und andre ironische Geschichten
3. Tausend

Thomas Kerkhoven

Roman

von

Korfiz Holm

München
Albert Langen
1906

Erstes Buch

(RECAP)

3459

.63

.39

545491

Selbviert übernachteten sie in der Kabine, wo sich zwischen den Kojen und allem Handgepäck, das am Boden lag, nur einer zur Zeit notdürftig bewegen konnte. Da dauerte das Aufstehen morgens lange; und Thomas Kerkhoven, als der jüngste mit seinen einundzwanzig Jahren, mußte bis zuletzt warten. Ihm war das schließlich lieb: denn die Ungeniertheit, die der alte Konsul Wesselbeck bei seiner Toilette an den Tag legte, däuchte ihn im höchsten Maße verwunderlich. Wie er so — „kühlpfeifend“, dachte Thomas — die Zahnbürste aus einem schmutzigen Stück Zeitung wickelte und sie in die aufgesammelte Asche seiner Morgenzigarre tunkte, um sich unter ausführlichem Krächzen, Gurgeln und Spucken die Zähne zu putzen, — darin lag ein beneidenswertes Bewußtsein von der Wichtigkeit des eignen Tuns. Mit dem Waschen nahm der alte Herr es weniger genau; es drängte sich einem die Frage auf, wann wohl zum letzten Mal ein Tropfen Wasser hinter seine Ohren gekommen sein mochte.

Thomas Kerkhoven drehte sich mit einem Seufzer zur Wand. Wer von Natur schüchtern ist, hat immer eine melancholische Bewunderung für Leute, die sich bis zu den Naturlauten ihrer Morgentoilette breitspurig geben, wie sie sind. —

Thomas lebte seit zwei Tagen in einem sonderbar zwiespältigen Traumzustande. Ihm war, als sei er von einem Vorhang umgeben, durch den Licht und Schall von draußen nur gedämpft hereindrängen; aber zugleich sah er tausend Einzelheiten des gewöhnlichen Lebens ringsum, die er sonst nie beachtet hatte, gleichgiltige

Dinge, die ihn jetzt vielleicht noch fremder dächten, und die er dennoch in einer dumpfen Verwunderung musterte, weil er sie heute zum ersten Mal entdeckte, — musterte, ohne sich von ihnen losreißen zu können.

War es Angst, an das andre zu denken?

Er sollte an das Sterbebett seines Vaters treten. Ein Telegramm hatte ihn aus Berlin heimberufen. Am Ende fände er schon einen Toten?! Wünschte er sich das vielleicht? — Nein, er fieberte doch vor Angst, daß er ihn nicht mehr lebend antreffen könnte; er mußte noch mit ihm sprechen, er mußte diesem streng schweigenden Munde sein Geheimnis entreißen, bevor es für immer zu spät wäre, — dieses Geheimnis, das irgendwie mit seiner Mutter zusammenhing, die Thomas nie gesehen hatte, von der auch nur zu sprechen im Hause seines Vaters wie in der ganzen Verwandtschaft von jeher verpönt war. — In Thomasens Kindheit hatte dieses Rätsel eine eigne Stimmung getragen und ihn vor der Zeit ernst gemacht und zu einem Beobachter der Menschen. Jetzt mußte er seinen Vater darnach fragen, und der mußte antworten; darauf hatte er ein Recht.

Und doch, — wenn er in sich hineinschaute: ob da im dunkelsten Winkel nicht die Hoffnung lauerte, es möchte schon alles vorbei sein, wenn er käme?! Er hatte es sich gewiß nicht so überlegt, — aber war das nicht auch der versteckte Grund für ihn gewesen, mit dem Stettiner Dampfer zu fahren, statt mit der Bahn, die ihn zwölf Stunden früher nach Riga gebracht hätte? War das Feigheit: die Angst davor, den Vater sterben zu sehen? Nein, Angst eigentlich nicht. — War es

nicht viel mehr seine alte Schüchternheit, das nervöse Zittern vor Situationen, die er noch nicht kannte, — das ewige Vorausdenken: Wie wird es sein? Wie werde ich mich benehmen? Wie muß man sich in einem solchen Falle benehmen? Und nachher wurde es immer viel einfacher, als er sich gedacht hatte: es ergab sich alles von selber. So oft hatte er das schon erfahren, hatte gesehen, daß er sich, einmal Aug in Auge mit den Thatsachen, leichter in ihre Forderungen fand, als mancher andre, der in gedankenloser Zuversicht auf die Dinge losging. Leichter, als ihm selbst lieb war ... Denn warf das nicht ein schlechtes Licht auf seinen Charakter, seine Persönlichkeit?

Und dann noch das: eigentlich stand ihm der Gedanke an seinen Vater hinter andern Gedanken zurück. Was sich immer wieder vordrängte, so sehr er sich bemühte, es zu bannen, waren die Folgen dieses Todes: daß er jetzt frei würde und sein eigener Herr. — Anнемarien heiraten und Maler werden! — Er brachte so wenig Schmerz um seinen Vater auf. Er dachte über sein Ende hinaus. War das nicht unnatürlich und häßlich?

So lag er, und sann, und zergliederte sich selber und seine Gefühle, während seine Kabinengenossen sich einer nach dem andern anzogen und an Deck hinaufgingen. Er war allein; aber noch immer lag er und starrte zur blankweiß gestrichnen Decke, an der Wellenreflexe wie zerfaserte Silberspinnen hin und her liefen. Er sah ihnen müßig zu, und alle Zweifel nahm das Bewußtsein weg, daß er jetzt keine Eile hatte, daß er im Augenblick nichts ändern konnte, — was auch geschähe.

Der Fatalismus der Seereise war wieder da und wiegte ihn auf elastischen Armen . . .

Auf einmal wurde der Rhythmus langsamer, in dem das Schiff heute schon den dritten Tag unter dem Gang der Schraubenwelle zitterte. Thomas fühlte es wohl, aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein; auch nicht, als die Maschine ganz verstummt war und das Wasser auf einmal sonderbar laut an die Schiffswand gluckste, wie die Stimme einer Quelle bei Nacht. Aber dann klangen schwere Schritte über ihm, es wurde etwas über das Deck geschleift; das polterte an der Wand hinunter und fiel klatschend ins Wasser. Eine Strickleiter! Thomas sah durch das runde Fensterchen über seinem Bette hinaus. Das erste, was ihm ins Auge fiel, war ein kleiner Kutter, dessen Segel gerade geborgen wurde. Nun griff die Bemannung zu den Riemen und ruderte auf das Schiff zu. Der Kutter tanzte auf den Wellen, von denen der große, schwer beladene Dampfer kaum etwas merkte; nun lag er längsseit, und ein alter Seemann mit weißem Barte, auf dem Kopf einen schwarzen, steifen Hut mit silbernem Abzeichen, kletterte die Treppe hinauf: der Lotse.

Thomas schaute noch immer hinaus, als die Maschine schon wieder dröhnte und der Kutter schnell zurückgeblieben war. Hinter dem Meere, das heute eine ganz andre Farbe hatte, als die Tage vorher — statt des tiefen Graugrüns ein warmes, schmutziges Gelb — hob sich, soweit der Blick reichte, ein weiß von der Sonne beschienener Dünenstreifen, gekrönt von dunstig blauem Föhrenwalde. Und dort vorn, — er mußte dazu den Hals recken — sah er den weißen Leuchtturm über den Festungswällen von Dünamünde.

Sonderbar, wie ihm das Herz schlug!

Ueber ein halbes Jahr war er fort gewesen, zum ersten Mal im Leben; viel Sehnsucht hatte er in dieser Zeit gehabt, aber nur nach Annemarien, — das hatte er wenigstens geglaubt. Wie konnte man sich auch in dem Mittelpunkt einer neuen Kultur, in Berlin, nach der Heimat und in ihre kleinen Verhältnisse zurückwünschen? Aber als ihn jetzt der Anblick eines Stückchens Heimatserde so mächtig ergriff, daß er sich zusammennehmen mußte, um die Tränen nicht heraufkommen zu lassen, da merkte er, daß auch eine Sehnsucht nach dem Lande selbst die ganze Zeit geduckt und heimlich in ihm gelegen hatte. Er streckte sich noch einmal aus und ließ dies Gefühl, das seinem jungen Verstande rätselhaft war, auf sich wirken. . . Ein Ahnen kam ihm, daß die jungen Bilderstürmer mit den Götzen, die sie selbstbewußt und ungeduldig in den Staub werfen, vielleicht auch immer den unbekanntem Gott entthronen, der hinter allen Fetischen ist. Konnte es wie mit der Heimatliebe nicht auch sonst mit tausend Dingen sein, die er und die andern denkenden jungen Leute seiner Generation zu den überwundenen Vorurteilen gelegt hatten? Vielleicht lag da Gold auf dem Kehrriech, und man hatte es leichten Herzens weggeworfen, weil schlechte Lyriker der älteren Generation es in so üble Cuivrepolihüllen versteckt hatten, daß man es nicht mehr sah und erkannte.

Doch diese Gedanken strichen nur flüchtig durch Thomases Kopf. Was Gold war, verrostete und verging sowieso nicht. Heute galt es auf- und auszuräumen, und dabei wollte er helfen. — Ein Kämpfer wollte er sein — und fing doch beinah zu heulen an,

als er ein Endchen von dem sandigen Lande wieder sah, in dem er zufällig geboren war.

„Nee!“ sagte er laut und sprang aus dem Bette.

Aber beim Anziehen kam eine fahrigte Hast über ihn. Was ihn in den nächsten Stunden erwartete, war auf einmal wieder da, und drängte und arbeitete in ihm.

Jetzt konnte seine Angst es nicht mehr hinter Betrachtungen zurückdämmen.

Als er nach oben kam, fand er auch dort eine ganz andre Gesellschaft als sonst. Gestern alles noch so friedlich und ruhig; kaum ein Mensch, der dem Konsul Wesselbeck nicht zugestimmt hätte, als er dem Kapitän herablassend seine Anerkennung ausgesprochen und hinzugefügt hatte: bei dem Wetter und den „Eß- und Trinkverhältnissen“ könne seinetwegen die Reise noch acht Tage dauern. Heute früh aber war alles unruhig wie eine Schar Zugvögel vor der Abreise.

„Ach, die Passrevision in Dünamünde! Die Leute beanspruchen immer eine Zeit...!“

„Und dūnaaufwärts fährt das Schiff sowieso so furchtbar langsam.“

„Wenn in Riga nur nicht wieder son ekliger Zollbeamter ist. Letztes Mal, wie ich gekommen bin, war einer da, der hat das letzte Stück aus jedem Koffer umbrehen lassen. Zwei Stunden hab ich in der schrecklichen Sonnenhize warten müssen.“

„Nu, die russischen Zollfrigen kann man doch bestechen,“ meinte ein Berliner Handlungsreisender.

„Da können Sie furchtbar hereinsinken. Probieren Sies lieber nicht.“

„Ach Gott, ach Gott, meinen Sie, daß ich den

Zug um zwölf Uhr fünf nach dem Strande noch er-
reiche?"

„Um zwölf Uhr fünfundvierzig geht ja wieder einer.“

Thomas lächelte ein bißchen krampfhaft über das veränderte Bild und ging in den Speisesaal, wo er einsam an der langen Tafel seinen Thee trank, umgeben von schmutzigen Tassen, angebissenen Zwiebacken, zerknüllten Servietten und Tellern mit vermaatschten Butterresten. Essen konnte er nichts. Am anderen Ende des Tisches begann auch die Stewardess schon abzuräumen. So ging er wieder hinauf.

Man war in der Flußmündung. Die Dampfwinde rasselte hart, die Ankerkette quietschte. Dann wurde es still, der Strom drehte das Schiff noch ein wenig, dann lag es regungslos vor Anker. Ein paar Ruderboote brachten eine Schar von Gensdarmen, Beamten und Zollsoldaten in weißen Uniformkitteln. Es dauerte wohl eine Stunde, bis die Pässe abgestempelt, die Ladungspapiere geprüft und die Luken plombiert waren.

Während dessen wanderte Thomas unablässig auf und ab: die Erwartung hatte ihn mit aller Gewalt gepackt. — Wird ich ihn lebend treffen? fragte er sich immer wieder. — Eine Möve strich auf grauen Hakenflügeln vorbei. Die Walze ihres Leibes bligte silbern in der Sonne. Plötzlich ließ sie einen unendlich traurigen Schrei hören und stieß auf's Wasser hinunter. Thomas mußte an den Homer denken: weißagender Vogelflug! Die Möve war von links gekommen.

Er fand es kindisch und wollte darüber lachen, vermochte es aber nicht. Von diesem Augenblick stand es in ihm fest, daß sein Vater tot wäre.

„Ja, er ist tot,“ sagte er vor sich hin und blieb einen Augenblick stehen, „ich hab das sichere Gefühl.“

Jedoch seine Unruhe wich nicht; unwillkürlich setzte er einen Fuß vor, der andre folgte zögernd, und dann war er wieder auf seiner hastigen Wanderung. Die Beamten verließen das Schiff, es wurde Anker gelichtet, und dann ging es stromaufwärts.

Thomas rannte Leute an, er mußte sich durchdrängen und über herumliegendes Handgepäck steigen; er tat es mechanisch und sah alles nur wie von weitem.

Einmal ertappte er sich darauf, daß er die Reling mit beiden Händen ergriffen hatte und daran zog, als könne er dadurch die Fahrt beschleunigen. Er strich sich erstaunt über die Stirn und nahm den Marsch ohne Ziel wieder auf.

Endlich legte das Schiff an. Während der Zollrevision glaubte Thomas manchmal fast, er würde verrückt: er mußte an sich halten, damit er den Beamten keine Szene machte.

Dann saß er zuletzt doch in einer Droschke. Er versprach dem Kutscher einen Rubel, wenn er schnell führe. Und der schlug auf sein ruppiges Pferdchen los, daß es den kurzen Weg im Galopp zurücklegte. Jetzt bogen sie in die enge Geschäftsstraße ein. Thomas konnte schon das lange Schild über dem Erdgeschosse sehen. Wie Flammen leuchteten die Goldbuchstaben in der Sonne:

THEODOR AMADEUS KERKHOVEN WVE SOHN
EX- & IMPORT.

Der Wagen fuhr an den Kontorfenstern vorüber, hinter denen, weiß auf dunkelblauen Drahtgittern,

wieder die lange Firma in seltsam abgetheilten Wörtern zu lesen war.

Thomas suchte zusammen: Kein Mensch im Kontor, und die eiserne Thür geschlossen! — Ach so, Mittagspause, dachte er dann. — Der Wagen hielt noch nicht, als er schon außs Trottoir sprang: ein Zettel klebte an der Thür.

In langgeschwänzter Kaufmannschrift stand da: Wegen Todesfall geschlossen.

Er wollte es ja längst gewußt haben; aber wie traf ihn jetzt die Gewißheit! Nebenan bei Kubinsky wurden eiserne Träger auf einen Lastwagen geladen. Ihm fuhr jedes Dröhnen reißend wie ein stumpfes Messer durch die Eingeweide.

Langsam stieg er die Treppe hinauf und stand lange vor der Thür, ehe er sich entschloß, an dem Porzellangriff der Glocke zu ziehen. Ein tonloser, fremder Klopf laut antwortete. Der Klöppel war wohl noch umwickelt.

„**M**ein, ich danke dir wirklich sehr, Onkel Albert, aber es ist ganz unnötig,“ sagte Thomas Kerkhoven, „ich mache allein, ich brauche niemand.“

„Ich hätte es sehr gern getan, lieber Thomas. Du bist der einzige Sohn meines Bruders und — ja, hãm! — Soll ich dir denn aber nicht vielleicht Harry schicken?“

„Danke sehr; aber wozu? Es ist wirklich nicht nötig.“

„Ich kann ja auch verstehen, daß du allein sein möchtest mit deinen Gedanken. Also dann leb wohl, und Gott gebe dir gute, fruchtbare Gedanken! Es ist eine ernste Stunde für dich, der Ernst des Lebens tritt wohl zum ersten Mal an dich heran. Gott gebe dir ernste Gedanken — ja, hãm . . .“

Hofrat Kerkhoven ließ die langen, grauen Bartkoteletten, die zu beiden Seiten des sauber ausrasierten Kinnes herunterhingen, mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung durch seine Hände laufen, weiße, zu oft gewaschne Arzthände, schmal, aber etwas schwammig, mit langen Fingern, an denen ein paar alte Ringe prahlten.

„Aber sonst, wie gesagt . . .“

Thomas dankte noch einmal, höflich, aber schon ein wenig ungeduldig und durch den lehrhaften Ton gereizt.

Dem Hofrat war das im Grunde recht, weil er diesen Neffen eigentlich nicht leiden und in kein richtiges Verhältnis zu ihm kommen konnte; und dann war so eine Nachtwache in seinen Jahren und bei der großen Praxis, die seine Tage — und auch manche Nacht — in Anspruch nahm, etwas sehr Anstrengendes. Er hätte

daß aber um keinen Preis zugegeben und wiederholte sein Angebot noch einmal.

Thomas war froh, als er endlich die Tür hinter ihm verschlossen und die Sicherheitskette eingehängt hatte. Aber als er auf den Stuhl stieg, um die Gasflamme auszdrehen, die das Vorzimmer und den Gang erleuchtete, hielt er, die Hand am Hahn, plötzlich inne. Es packte ihn, daß es hier gleich dunkel sein würde; und dann die lange Nacht, allein mit dem Toten . . .!

„Lächerlich!“ sagte er halblaut vor sich hin und drehte mit einem energischen Ruck das Gas aus.

Schwarz legte sich die Dunkelheit um ihn. Er stand auf dem Stuhle und starrte und horchte in sich hinein, atemlos. Er mußte ein Streichholz anzünden, bevor er sich getraute, hinunter zu steigen und auf den Zehenspitzen durch den Korridor zur Saaltür zu schleichen.

Er öffnete sie zögernd. Schwer schlug ihm der Geruch des Wachses und der bittern südlischen Pflanzen entgegen, vermischt mit einem süßlichen Verwesungshauche, der noch kaum zu spüren war; aber er würde stärker werden, noch im Laufe dieser Nacht, sagte sich Thomas.

Er schloß die Augen und stand eine Weile so. Dann ging ein Zucken durch ihn, wie ein Auffahren aus einem Traum; er trat in die rote Helle der dreißig Wachskerzen, die in sechs Armleuchtern am Sarge Spalier standen.

Die Flammen rauchten unruhig im Zugwinde. Thomas schloß die Tür und trat an den Sarg und vertiefte sich in das Gesicht seines toten Vaters. Es wurde ihm wohl nicht bewußt, aber er wollte sich an diesen Anblick gewöhnen, ihn fest ins Auge fassen, ihn sich so zu eigen

machen, daß ihm nicht mehr graute vor dem einsamen Zusammensein die ganze Nacht hindurch.

Sonderbar, wenn man es von der einen Seite ansah, war dies Gesicht grämlich und sorgenvoll wie früher im Leben. Auf der andern Seite hatte die Leiche ein fremdes Gesicht. Der Mundwinkel hatte sich abwärts verzerrt, am Auge klappte ein schmaler Spalt, aus dem der Augapfel beinah hämisch hervorblinzelte. Etwas wie befriedigter Hohn sah Thomasen daraus an.

Vielleicht kann einem ein toter Vater mehr sagen als ein lebendiger, dachte Thomas. Und er stand regungslos und starrte. Leise klirrten die offenen Fenster an ihren Haken. Die Lichter flackerten und ließen die Schatten auf dem kalten Gesichte tiefer werden und wechseln, so daß es manchmal einen beinah diabolischen Ausdruck annahm. Ein stärkerer Luftzug faßte die weißen Haare, daß sie sich über der Stirne sträubten. Thomas hörte sein Herz hoch oben in der Brust klopfen. Auf dem Korridor draußen knarrten die Dielenbretter. Er fuhr zusammen. — Unsinn! Das war ja nichts ungewöhnliches. Aber dann kamen Schritte den Gang herauf, tastende, schlurfende Schritte.

Er drehte sich um und heftete seine aufgerissenen Augen auf die Thür. Und plötzlich drehte sich die Klinke, wie unter einer unsichtbaren Hand.

Thomas stieß einen Schrei aus.

„Hab ich Ihnen erschrocken, Jungherr?“ fragte der alte Diener, der eintrat, in der Hand eine Küchenlampe, auf deren Messingreflektor das Licht in gelben Kreisabschnitten schwamm.

„Ach, Sie sind's, Janne!“ sagte Thomas, noch immer

atemlos, unwillkürlich mit einem heisern Lachversuch.
 „Was wollen Sie denn?“

„Ich, Jungherr? — Nichts nich. — Ob Jungherr nichts nötig hat?“

„Nein, Janne, dank schön.“

Der Alte kam zögernd herein und drückte die Tür hinter sich zu. Dann stand er und sah zweifelnd zu Thomasen hinüber. Dem war die Anwesenheit eines lebenden Menschen wie eine Befreiung, aber er fragte:

„Wollen Sie sonst noch was, Janne?“

„Nein, Jungherr, nichts. — Bloß so selbstig! — — Und denn, Jungherr, wollt ich fragen: darf ich nich mit Jungherr wachen?“

„Nein, Janne, gehn Sie schlafen.“

„Ach Jungherr, altes Mensch brauch nich so viel zu schlafen. Is besser, wenn Jungherr nich so alleinig is bei die Leiche.“

Thomas hätte den Alten gern da behalten, wollte aber nicht zeigen, daß er Angst hatte.

„Lassen Sie mir, Jungherr,“ bat Janne, „ich werd ganz still in ein Eckchen sitzen und kein Wort nich sagen!“

„Nu, meinetwegen,“ sagte Thomas, „setzen Sie sich also dahin!“ Er wies in die fernste, dunkelste Ecke des Zimmers. Janne stellte seine Lampe vorsichtig auf den Fußboden und nahm in steifer Haltung auf der Kante eines Stuhles Platz.

„Nein, dort auf den Lehnstuhl!“

„Dank schön, Jungherr, ich brauch nich,“ wehrte Janne ab, setzte sich aber gehorsam auf den großen Stuhl mit den Ohrklappen und blieb zunächst in derselben unbequemen Stellung wie zuvor.

Thomas trat ans Fenster und atmete erleichtert und tief. Schwermütig hell lag draußen die nordische Juni-
nacht. Hier und da ein erleuchtetes Fenster, sonderbar
rot in diesem kalten Gespensterlicht, das nicht von außen
zu kommen, sondern in und an den Gegenständen selber
zu sein schien. Thomas beugte sich hinaus und sah
nach dem Hause seines Onkels hinüber, das einen
rechten Winkel mit seines Vaters Hause bildete. In
Annemariens Schlafzimmer brannte Licht. Er schaute
angespannt auf die helle Fläche des Rouleaus, über
der tiefblau das Fensterkreuz lag. Jetzt erschien, kom-
mend und gehend, sich bückend und wieder aufstehend,
ein unförmiger Schatten, der bald das ganze Fenster
erfüllte, bald wieder, dunkler und kleiner, die unklaren
Umriffe einer menschlichen Gestalt auf den weißen Stoff
zeichnete.

Das mußte Annemarie sein. So sah er sie zum
ersten Mal wieder, als schwimmenden Schatten,
heute, wo alles, was mit ihr zusammenhing, feste
Umriffe für ihn gewonnen hatte, wo seine Träume
Gestalt und Rundung bekamen . . . Sein Herz ju-
belte auf.

Und wie eine Antwort auf seine Gedanken war es,
daß der Schatten jetzt scharf und deutlich wurde.
Annemarie mußte sich dicht ans Fenster gesetzt haben.
Er erkannte das Profil ihres Kopfes. Sie schien einen
Augenblick ernst und aufmerksam vor sich hin zu sehen.
An den Bewegungen ihres Kopfes merkte er, daß sie
irgend etwas musterte, wohl ihr eignes Bild im Spiegel;
denn gleich darauf begann sie die Nadeln aus dem
Haarknoten zu ziehen.

Thomas trank den Rhythmus ihrer nackten Arme mit Augen, in denen er das Blut klopfen fühlte; aber dann stach ihn auf einmal die Scham vor seinem toten Vater. Er warf noch einen langen, zärtlichen Blick hinüber und trat vom Fenster zurück. Janne, der sich bequemer gemacht hatte, fuhr wieder in die steife Haltung.

„Ach, lassen Sie nur!“ stammelte Thomas und fragte nach einem Schweigen: „Sie, Janne, nicht wahr . . .? Sagen Sie mal, Sie waren ganz allein dabei, als mein Vater starb?“

„Ja, ja, Jungherr, ganz alleinig. Herr Hofrat war grade zu Mittag jegangen. Und die Rotekreuzschwester hat der gnädje Herr ja nich hereinjelassen. Herr Hofrat hat nichts nich machen können. Keine Frauenzimmer kann er nich brauchen, hat er jesagt. Nu, Jungherr weiß ja . . . Und so bis zulezt auch.“

„Und wie war es denn? Was hat er denn zulezt gesagt?“

„Seine Füße frieren, hat er jesagt, und ich soll die Läden aufmachen, hat er jesagt, weil so dunkel is. Aber war ganz schön hell in Schlafzimmer, und Sonnen hat auf Fußende vons Bett jescheint. Und denn hat nichts mehr jesagt, und denn hör ich, er knirscht so. Nu, denk ich, will ich mal Herr Hofrat rufen, und jeh raus und schick die Rotekreuzschwester, sie soll Herr Hofrat holen. Und wie ich wieder hereinkomme, liegt er ganz still. Und ich denk, er is vielleicht einjeschlafen, und ich jeh wieder raus und bleib bei die Türe stehn. Und wie der Herr Hofrat gekommen is und ihm besehn hat, sagt er, — er is schon tot. — Ja, ja, ja,“ fuhr

Janne fort und schnäuzte sich gerührt, — „achzehn Jahr bin ich bei ihm gewesen, und jetzt mit einmal is tot.“ Er erhob sich schwerfällig aus seinem Stuhle. „Scheen liegt er in den Sarg,“ sagte er leise, „scheen ruhig liegt er schon! Aber sehn Se, Jungherr, da an Halse kriegt er schon Flecken. Ach ja, un jestern hat er noch gesagt, er hat mir nich verjessen in sein Testament.“

Der Alte schluchzte in zitternden Stößen, und Thomas hatte noch keine Träne um seinen Vater geweint; das kam ihm jetzt zum erstenmal zum Bewußtsein, und er fühlte ein dumpfes Staunen, denn er hatte die Empfindung, als säßen ihm Tränen in Mengen angesammelt in der Kehle, und nur irgend eine Hemmung, die er sich nicht zu erklären vermochte, ließe sie nicht herauf.

Janne schüttelte betrübt den Kopf und trocknete seine Augen.

„Ja, und hat Ihnen mein Vater nichts für mich gesagt, bevor er . . .“ fragte Thomas.

„Nein, Jungherr, vielleicht hat jeglaubt, Sie kommen noch. Er hat Ihnen jewartet und jewartet.“

Thomas fühlte sein Gewissen schlagen. Wäre er mit der Bahn gefahren, dann wäre er vielleicht noch zur letzten Stunde seines Vaters recht gekommen.“

„Um wieviel Uhr genau ist er denn gestorben?“

„Fünf Minuten über vier muß gewesen sein, oder kann sein zehn Minuten.“

Nein, also auch dann wäre es zu spät gewesen. Das war ihm eine Art Erleichterung. Aber brennend überfiel es ihn in diesem Augenblick wieder, daß ihm der kalte Mann, der da aufgebahrt lag und hämisch

blinzelte, noch immer die Lösung jenes einen Rätsels schuldet.

„Und gar nichts hat er mir sagen lassen?“ fragte er noch einmal.

„Ach Jungherr, bin ich dumm!“ fuhr der Alte plötzlich auf, „vorjestern hab ich ihm was jeben müssen aus Schreibtisch, und denn hat er noch was jeschrieben für Ihnen, und ich hab zustegehn müssen . . .“

„Und was . . .? Wo ist es?“

„In Schreibtisch . . .“

Thomas eilte hin.

„Is abjeschlossen, Jungherr. Ich hab Schlüssel in Schlüsselschrank aufhängen müssen. Und Schlüssel von Schlüsselschrank soll ich keinen Menschen nicht abjeben, hat gesagt, wie bloß Jungherrn.“ — Er holte einen kleinen Schlüssel aus der Westentasche.

Thomas fieberte vor Erwartung und konnte doch keinen Entschluß fassen. Er stand lange und schaute auf das Werk der kunstfertigen Tante Lisinka, das in die Tür des Schränkchens eingelassen war. Ein aus Papier geschnittnes und gebognes, aus tausend kleinen Stückchen zusammengepapptes Relief: eine weiße Schweizerlandschaft auf blaßblauem, verblichnem Grunde, der oben den Himmel, unten einen Bach und im Vordergrunde einen See darstellte, auf dem ein Segelboot mit drei winzigen Insassen schwamm. Thomas mußte an seine Kinderjahre zurückdenken, wie er oft stundenlang auf einem Stuhl gestanden und das Bildchen bewundert hatte, weil die Röhre, die der Senne hinten über die Brücke trieb, nicht größer waren als der Nagel seines kleinen Fingers, und weil die Papierstreifen, die die

Spiegelglasfenster des Schweizerhäuschens übergitterten, so spinnwebefein und gleichmäßig geschnitten waren. Es war wirklich ungemein künstlich; Thomas mußte es auch heute noch bewundern und sich mit einem Seufzer die gute alte Zeit vorstellen, wo die Leute noch Muße und Geduld für solche Dinge gehabt hatten.

Endlich schloß er auf. Da hingen in Reihen übereinander eine Menge Schlüssel, und jeder trug ein Metallplättchen mit einer Nummer. An der Innenseite der Tür klebte ein Zettel: ein Verzeichnis von der Hand seines Vaters. Thomas fuhr mit dem Finger daran herunter. Da war: 11 a Schreibtisch, links; 11 b Schreibtisch, Mitte; 11 c Schreibtisch, rechts. Er nahm die drei Schlüssel und ging hinüber.

„In die mittelfte Schublade is,“ sagte Janne. Thomas schloß auf. Da lag ein versiegelter Brief. Er griff hastig darnach. In fahrigem, zitterndem Bleistiftzügen trug er die Aufschrift: „An meinen Sohn Thomas.“ Das also war zuletzt aus der schönen, deutlichen Kaufmannsschrift seines Vaters geworden.

Thomas holte sich Jannes Küchenlampe und setzte sich an den Sophatisch. Noch lange aber lag der Brief unerbrochen auf der geblühten Kipsdecke. Was mochte darin stehen? Was würde er erfahren? — Endlich riß er das Kuvert auf und entfaltete die Bogen. Nach dem Datum war der Brief nahezu vier Monate alt. Er las:

Riga, den 6. Februar 1887.

Mein lieber Sohn!

Da gerade freie Zeit habe und nicht weiß, ob später nach Eröffnung der Navigation in der

heißesten Geschäftssaison so gut dazu kommen werde, benutze ich die Gelegenheit Dir schon heute zu schreiben, was ich mir vorgenommen, Dir zum 14. Juni, wo Du mündig wirst, mitzutheilen. Ich bin ja schließlich auch in den Jahren, wo man Dinge nicht aufschieben soll, welche man gleich machen kann, und kann man ja bei Herzleiden nie wissen, was passiert.

Es liegt mir am Herzen, Dir das Untenstehende zu sagen und hoffe ich, es wird seinen Eindruck auf Dich nicht verfehlen. Es dürfte Dir ja bekannt sein, daß Dich am liebsten als Kaufmann gesehen hätte; das Geschäft ist von Deinem Urgroßvater Theodor Amadeus Kerkhoven an immer auf den ältesten Sohn übergegangen und wäre es schön gewesen, wenn Du es auch so gemacht hättest, wie ich und Dein seliger Großvater. Aber was nicht ist, das ist nun leider einmal nicht und wirst Du mir zugeben müssen, daß ich Dir entgegengekommen bin, indem ich meine Zustimmung dazu gab, daß Du Jura studieren darfst. Nun hast Du immer zu mir gesagt, daß Du Maler werden willst und hast Dir große Versprechungen von einem Berufe als Künstler gemacht. Wie Du weißt, habe ich mich dem bisher energisch entgegengesetzt, weil meine Ansicht eine andere ist und ich solche zu vertreten nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet war.

Wenn Du diesen Brief erhältst, bist Du aber mündig und verschließe ich mich durchaus nicht der Ansicht, daß man einen erwachsenen

Menschen nicht zu etwas zwingen kann, daß er nicht will.

Diejenigen Leute, welche das behaupten, sind meines Erachtens beschränkt und können nicht viel vom Leben mit sehenden Augen gesehen haben.

Wächte Dir heute nur einiges sagen, was sich auf einen Punkt bezieht, von welchem zwischen uns noch niemals die Rede gewesen. Lies es aufmerksam durch und überlege es Dir reiflich. Wenn Du nachher zu mir kommst und mir sagst, daß Du trotz alledem noch Künstler werden willst, dann will ich mit schwerem Herzen zustimmen und Dir weiter ein Hinderniß nicht in den Weg legen.

Der Punkt, von welchem ich gesprochen habe, bezieht sich nämlich auf Deine Mutter, und fällt es mir durchaus nicht leicht, Dir darüber zu schreiben. Als Beweis dafür möge Dir dienen, daß ich mit meinem eigenen Bruder, Deinem Onkel Albert, auseinander gekommen bin, weil seine Frau, Deine Tante Karoline, immer von diesen Angelegenheiten schwagen mußte. Sie ist ja nicht sehr begabt und taktvoll.

Doch um endlich zur Sache zu kommen, will Dir kurz und einfach sagen, daß Deine Mutter Künstlerin gewesen ist, und ich durch dieselbe sehr viel durchzumachen gehabt habe, während ich nicht glaube, daß mich ihr gegenüber ein Vorwurf treffen kann. Habe im Gegenteil ihren kostspieligen Gewohnheiten mehr geopfert, als mein Geschäft eigentlich vertragen konnte und nachher noch

lange daran laborieren müssen. Deine Mutter war Schauspielerin am hiesigen Stadttheater und kann ich wohl sagen, daß ich sie zuerst in geordnete und gehörige Verhältnisse eingeführt habe. Aber sie hat mir schlecht dafür gedankt, bevor ich etwas davon ahnte. Und was sie sich in Niga die Mäuler über mich zerrissen haben, kannst Du Dir am Ende denken. Das hab ich aber alles erst später erfahren, als sie mit einem Barytonisten, einem ganz ungebildeten Menschen, auf und davongegangen war, ohne an Mann und Kind zu denken. Wenn es Dir wehe tut, daß ich Dir obiges von Deiner Mutter zu sagen genötigt bin, so kannst Du davon überzeugt sein, daß es mir noch weher getan hat, und wird es mir noch heute nicht so leicht, Dir darüber zu schreiben, als Du vielleicht glauben könntest. Will Dir auch gleich sagen, daß Du nach Deiner Mutter Nachforschungen nicht anzustellen brauchst. Sie hat noch vielerlei Abenteuer durchgemacht, von welchen ich Dir weiter nichts sagen will und schließlich ist sie mit einem Manne zusammen, welcher auch keinen guten Ruf hatte, nach Amerika gegangen, woselbst sie lange verschollen war und dann in einem Hospital in New Orleans am Typhus gestorben ist, vor jetzt sieben Jahren.

Wenn Du auf Deinen alten Vater hören willst, so meine ich, daß Du Dir das Schicksal Deiner Mutter, welche Künstlerin war, zum warnenden Beispiel dienen lassen sollst. Ich habe während

der zwei Jahre, welche ich mit derselben verheiratet war, ja genug sogenannte Künstler kennen gelernt, und zwar sowohl bei mir selbst, weil wir ja ein großes Haus machten und namentlich alle hiesigen Künstler vom Theater u. s. w. bei uns verkehrten, als auch bei unseren beiden Reisen ins Ausland und kann ich Dir nur sagen, daß ich mich über diese Sorte Menschen oft habe wundern müssen. Keine Regel ohne Ausnahme, das kann ja wohl sein, aber eins weiß ich, diese Künstler haben ganz andere Begriffe wie wir, sie sind meines Erachtens meistens nicht dasjenige, was wir als faire und anständige Menschen bezeichnen.

Sachen, welche uns als ganz selbstverständlich erscheinen, über die lachen sie einfach. Wenn einer seine Schulden nicht bezahlt oder mit einer Frau zusammenlebt, mit welcher er nicht verheiratet ist usw., so sehen sie dieses für einen guten Witz an, oder behaupten gar, der betreffende hat ganz recht usw. usw.

Das sind Sachen, welche mir gegen mein Gefühl gehen und Dir hoffentlich auch und braucht man wohl kein verrannter Philister zu sein, um solche Ansichten wie sie jetzt im Ausland neu-modisch sein sollen, von Herzen eklig zu finden. Glaube vielmehr, daß das Gegenteil ein Zeichen von Verrantheit.

Dies ist der Grund, weswegen ich verlangt habe, daß Du studieren sollst, wenn Du keine Lust und vielleicht auch wirklich keine Anlagen zum

Kaufmann hast. Aber wie bereits oben erwähnt, zwingen will ich Dich zu nichts, weil dieses keinen Zweck hat. Du bist jetzt erwachsen und mußt selbst wissen, was Du tust. Ich kann Dir nur raten und bitte ich Dich dringend, meine Ratschläge reiflich zu überlegen und nicht in den Wind zu schlagen.

Den 10. Februar 1887.

Wöchte Dir noch einiges sagen, wozu neulich nicht mehr gekommen.

1.) Gehört es sich wohl, daß Dir einen Einblick in meine und Deine künftigen Vermögensverhältnisse gebe. Dieselben sind nicht so glänzend, wie Du nach einigen Bemerkungen, welche Du ein paar Mal gemacht hast, zu glauben scheinst. Jedenfalls werde Dir nie einen höheren Wechsel geben, als wie bisher SR. 200.—. per Monat, was mir mehr als genug erscheint, und warne ich Dich dringend, daß Du Schulden machst, oder später, wenn mir was Menschliches passiert sein sollte, Dein Kapital angreiffst. Geld ist leichter ausgegeben, wie verdient. Für alle Fälle sage ich Dir heute schon, was Du nach meinem Tode wahrscheinlich zu erwarten hast. Mein Baarvermögen, das auf der Stadtbiscontobank in Staatspapieren deponiert ist, beläuft sich heute auf ungefähr SR. 100 000.—. Alles andere steckt im Geschäft; der Wert desselben dürfte sich alles in allem auf das doppelte der obigen Summe beziffern. Da Du das Geschäft doch nie übernehmen wirst, habe ich für den Fall meines Todes einen

Vertrag mit Deinem Better Harry Kerkhoven abgeschlossen, nach welchem derselbe dieses dann zu genau stipulierten Bedingungen übernimmt, welche letzteren Dich zur Zeit noch nichts angehen. Nur das eine kann ich Dir schon heute sagen: Du wirst nicht in der Lage sein, gleich Dein ganzes Kapital aus dem Geschäfte zu ziehen. Harry ist nur zu einer Anzahlung von SR. 30 000 verpflichtet, während derselbe den Rest Dir zu verzinzen und in 10 gleichen Jahresraten an Dich auszukehren hat. Desgleichen ist der Prozentsatz vom Reingewinn des Geschäftes, welchen Du nach Maßgabe des jeweils noch in demselben steckenden Dir gehörigen Kapitals zu beanspruchen haben wirst, genau festgelegt. Habe dies für die beste Lösung obenstehender Frage gehalten, da zwar Dir das gute Geschäft lieber gegönnt hätte, als Harry, welcher letzteren ich nicht als ein großes Licht ansehen kann, welcher aber durchaus zuverlässig und solid ist, wie ich aus seiner langjährigen Tätigkeit in meinem Geschäft, die letzten drei Jahre als Prokurist, zu ersehen in der Lage bin, und mir somit die nötigen Garantien für die Sicherheit Deines künftigen Vermögens zu geben scheint. Aus dem Vorstehenden wirst du ersehen, daß Du jedenfalls nicht viel mehr als SR. 300 000 einst zu erwarten hast, und kannst Du Dich nicht einmal darauf fest verlassen, weil bei der Art meines Geschäftes große plötzliche Verluste durch starke Kursstürze usw. usw. leicht eintreten können. Also sei vernünftig, mein lieber

Sohn und lerne was, so daß Du im Notfall Dich auch ohne meine Hilfe, resp. ohne ererbtes Kapital durchzubringen in der Lage bist.

2.) Das Wichtigste im Leben ist: verplempere Dich nicht mit Frauenzimmern, und vor allen Dingen verheirate Dich nicht zu früh. Davon kommt das meiste Unglück in der Welt. Das sagt Dir Dein alter Vater, welcher diese Erfahrung selbst gemacht hat und kannst Du mir ruhig glauben, daß es nicht schwer ist, mit einer Unbesonnenheit sein ganzes Leben zu verpfuschen.

Also um zum Schluß noch einmal alles kurz zu rekapitulieren: Werde lieber nicht Künstler und sei vernünftig in Bezug auf das Geld und die Frauen.

Dies rät Dir

Dein alter Vater

Ernst Amadeus Kerthoven.

Thomas ließ den Brief mit einem Seufzer auf den Tisch fallen und blickte ernst vor sich hin. Janne war in seinem Stuhl zurückgesunken und schnarchte mit offenem Munde.

Eine große Enttäuschung war der Eindruck dieses Briefes. Seine Mutter! Was hatte er sich über sie alles zusammenphantasiert! Eine Verbrecherin aus Leidenschaft mußte sie gewesen sein, hatte er gedacht, eine finstre Tragödienfigur! Und nun war sie nichts als eine kleine Schauspielerin, die ihrem Manne Hörner aufgesetzt hatte. Er stellte sie sich vor, auf der Bühne, im kurzen, schwankenden Soubrettenröckchen, das geschminkte Lärbchen hart vom Kampenlicht beleuchtet . . .

Wie er so saß und seiner Illusion nachsah, kamen ihm die Tränen, über deren Ausbleiben er sich gewundert hatte. Er dächte sich unendlich arm und bedauernswürdig: betrogen und beraubt. Er weinte. — Aus Mitleid mit sich selbst? — Und um seines Vaters Tod zu weinen hatte er nicht zustande gebracht? War das nicht häßlich? — Oder konnten erwachsene Menschen überhaupt nicht anders weinen, als aus einer gewissen selbstvergötternden Wollust, weinen nur um sich, und sonst um nichts?! —

Thomas straffte seine Gestalt und nahm sich zusammen. Und das wurde ihm eigentlich nicht schwer, denn nun machte sich mit aller Kraft etwas andres geltend: er war ja reich! Reicher, als er sich je hatte träumen lassen. — Weit über eine halbe Million Mark besaß er.

Jetzt lag sein Weg offen vor ihm: Annemarien heiraten und Maler werden!

Für die Ermahnungen seines Vaters hatte er nur ein Lächeln; was hatte dieser alte Mann davon gewußt, wie es in ihm aussah, wie er sich sein Leben bauen wollte, klar und sicher!

Natürlich, Not und Unglück bliebe wohl bei keinem aus. Aber ihn würde nicht gleich die erste Enttäuschung im Leben zum Sonderling machen, wie sein Vater einer gewesen war: ein sprichwörtlicher Weiberfeind und ein atemloser Arbeiter, der sich keine Minute Ruhe gelassen hatte, um nur an das eine nicht denken zu müssen.

Ein beinah herablassendes Mitleid fühlte er für den toten Mann da und für seine klugen Lehren. Der

wollte ihm Ratschläge geben, wollte den Maßstab eines früh verkrüppelten Daseins an seine gerade Jugend legen! War es nicht überhaupt anmaßend, wenn ein Mensch dem andern Ratschläge gab?

Thomas faltete die Bogen, die auf seinem Schoße lagen, zusammen. Da sah er, daß auf der letzten Seite, die er für leer gehalten hatte, noch etwas stand, — — in denselben zitternden Bleistiftzügen, die auch das Kuvert getragen hatte.

Thomas las. Sonderbar: es war wie eine Antwort auf seine Gedanken:

Lieber Sohn

Weiß nicht, ob ich dich noch sehe. Will nur noch sagen, daß ich weiß, meine Ratschläge helfen doch nichts. Kenne es von mir. Menschen sind ja alle gleich. Bist so jung. Möchte es Dir gut gehen. Ich kann nichts machen.

Vater

Thomas steckte den Brief in seine Hülle; langsam begannen seine Tränen wieder zu fließen. In diesem Schlußwort lag für ihn mehr als in dem ganzen, großen Briefe. Es weckte lange Gedankenreihen. Er malte sich das Bild seines Vaters, wie auch er jung gewesen wäre und nach der Schönheit des Lebens verlangt hätte. Auch seine Mutter wollte er sehen... Aber hier blieb es dunkel. Und dann trat wieder Annemarie vor ihn hin... Langsam floß alles in einander, und endlich schlief er ein... Die Wachskerzen knisterten leise, von der Straße herein prasselte manchmal das Poltern eines Wagens auf dem holprigen Pflaster, ein Betrunkener gröhlte:

„Was hilft mir denn mein schönes Mädchen,
Wenn andre mit spazieren gehn
Und küssen ihr die Schönheit ab,
An der ich meine, an der ich meine,
An der ich meine Freude hab?“

Aber nichts störte den Schlummer der drei, des alten Dieners, der mit offenem Munde schnarchend zurückgelehnt lag, des jungen Mannes, dem der Schlaf ein friedliches Kindergesicht gab, und des Toten, dessen Züge das Lächeln der Lebensüberwinder trugen . . .

Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden, Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub," sagte Pastor Dienenstamm salbungsvoll und warf drei Handvoll Erde ins Grab. Die erste prasselte wie ein Hagelwetter, die zweite hörte man kaum — sie hatte wohl einen Kranz getroffen —, die dritte ließ den Sargdeckel dumpf erdröhnen.

Dieser Laut schreckte Thomafen aus seinen Gedanken. Er hatte die ganze Zeit nur Annemarien gesehen, heute eigentlich zum erstenmal wieder. Die flüchtige Begegnung gestern in Gegenwart aller der andern zählte nicht. Jetzt hatte er ein Gefühl, als ob sie in dieser schwarz gekleideten Menge allein wären, wie sie einander so gegenüberstanden, getrennt durch das offene Grab, getrennt und — vereint: es verschlang ja den, der nie seine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben hätte. Seltsam fremd dünkte Thomafen das Mädchen, dessen goldblondes Haar unter dem Krepphut in der Sonne leuchtete. Etwas neues war in ihrem Gesicht: er fand es schöner; auch ihre Gestalt erschien ihm höher und üppiger als vor einem halben Jahre. Die Wangen hatten ein bißchen von ihrer Rundung verloren und sahen blasser als früher aus. Ihre breiten Lippen hingegen brannten in einem fatten Rot. Die gelblichen Schatten unter den Augen hatten sich vertieft und machten das Blau der Iris noch lichter. In dem allen aber lag das Fremde eigentlich nicht; das war in dem Ausdruck der Augen selbst, die schlafmüde unter den schweren Lidern standen, auf den Erwecker wartend und ein sprühendes Erwachen verheißend. Thomafens Freund und Vetter August Appeltoft hatte einmal von ihr

gesagt: „Schön ist sie nicht, aber vielversprechend sieht sie aus. Das Weib hat Klasse; weiß der Kuckuck, wie sie in die Familie kommt!“ — Daran mußte Thomas jetzt denken. Er war kein Frauentenner von Augusts Schlage, aber er empfand es, wie verheißend Annesmarie aussah. Und das alles war ihm verheißend. Ihm wurde schwindlig zumute.

Da weckte ihn das Dröhnen des Erdklumpens. Er fuhr auf und schaute fragend nach dem Dunkel Hofrats. Der zischelte ärgerlich:

„Ja, natürlich, jetzt mußt du . . .“

Thomas warf seine drei Handvoll Erde hinunter. Dann kam der Hofrat an die Reihe. Er machte seine Sache sehr korrekt und zeigte schon wieder ganz die vorschriftsmäßige Trauermiene, trotzdem er sich gerade über Thomases Ungewandtheit geärgert hatte. Der wußte sich aber auch wirklich nicht zu benehmen. Und dabei hätte man ihm heute früh noch einen stundenlangen Vortrag über den guten Ton bei Beerdigungen gehalten; alles, was er zu tun hätte, jede Bewegung wäre ihm eingeschärft worden. — Und der Hofrat war hierin eine Autorität. Er hieß bei seinen Kollegen die Hyäne des Schlachtfeldes, weil er eine besondere Liebhaberei dafür hatte, Begräbnissen beizuwohnen, auch wo es nicht unbedingt seine Pflicht gewesen wäre. Keine irgendwie bedeutendere Persönlichkeit der Stadt kam ohne seine Assistenz unter die Erde, wenn seine Zeit es ihm irgend erlaubte, dabei zu sein, namentlich aber keiner von seinen eignen Patienten.

„Er muß sich doch überzeugen, daß er sie wirklich totgetriegt hat,“ pflegte der junge Doktor Werkau zu

sagen, der übrigens reicher an böshaften Bemerkungen als an Patienten war, während der Hofrat die größte Praxis in der Stadt hatte. Namentlich die Damen schwärmten alle für seine gepflegte Korrektheit.

Die Trauerzeremonie ging weiter, der Theaterchor sang: „Selig sind die Toten . . .“, und dann mußte Thomas die Kondolationen entgegennehmen. Als er Annemariens Hand in der seinen hielt, blickte er ihr lange in die Augen, sie errötete, wendete ihren Blick zur Seite und entzog ihm ihre Hand mit einer Hast, die ihn fränkte. Aber er konnte nicht lange darüber nachdenken, denn eine ganze Prozession von meistens fremden Menschen mit töricht betrübtem Gesichtsausdruck zog Hände schüttelnd und undeutlich murmelnd an ihm vorüber.

Als zuletzt noch der jüngste Lehrling aus dem Kontor sein Beileid angebracht und sich entfernt hatte, waren die Totengräber mit ihrer Arbeit fertig. Der Hofrat mit seinen Söhnen schichtete die Kränze über den gelben Lehmhügel, trat ein paarmal zurück, um sein Werk mit der Miene eines Künstlers zu mustern, änderte dann noch einiges und stieß endlich einen befriedigten Seufzer aus.

„Ach ja, es wird wohl besser sein . . .“ Er öffnete seinen Gehrock, holte ein Federmesser aus der Westentasche, klappte es auf und musterte die blankte Klinge genau auf beiden Seiten. „Harry, Durchhard, Joachim, helft doch auch mal!“ sagte er und begann lange Schnitte in die Atlaschleifen der Kränze zu reißen. „Damit sie nicht gestohlen werden,“ wendete er sich an Thomasen, den seine Tante Karoline, die Hofrätin, in

ein Gespräch darüber gezogen hatte, was eigentlich die Ursachen ihres schlechten Verhältnisses zu dem Verstorbenen gewesen wären; sie trage ihm aber nichts nach: denn der Tod gleiche alles aus.

Mit Hilfe seiner Söhne hatte der Hofrat die Arbeit bald beendet.

„Und nun,“ sagte er, „kommt ihr alle zum Essen zu mir!“

„Nein, danke sehr, Onkel Albert“ wehrte sich Thomas, „ich kann wirklich nicht, ich möchte lieber . . .“

„Ach was, Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.“ Der Hofrat lachte sein kurzes, dröhnendes Lachen auf dem Vokal o, — was er sich jetzt erlauben konnte, da die Familie unter sich war. „Vielleicht kommst du auch mit, Leocadie?“ wendete er sich dann an seine Schwester, eine kleine Dame mit schneeweißen Querlocken über den Ohren.

„Tante Leocadie“, wie sie in der ganzen Familie genannt wurde, sah auf ihre Uhr und sagte:

„Danke dir sehr, lieber Albert; wenn ich gleich fahre, bekomm ich noch den Dreiuhrzug an den Strand. Ich hab mir zu Hause Mittag bestellt. — Adieu, Thomas, ich kann nicht viele Worte machen. Besuch mich doch einmal draußen. Adieu allerseits.“ Damit trippelte sie eilig davon.

„Du mußt aber einfach mit,“ sagte der Hofrat zu Thomasen, der schon wieder zu Annemarien hinübersah, die etwas abseits stand — den Kopf gesenkt, die Lippen nachdenklich aufgeworfen — und mit dem Sonnenschirm Figuren in den Sand zeichnete. Er würde mit ihr zusammensein, er könnte es ihr dann vielleicht gleich sagen . . .

So entschloß er sich, mitzufahren.

Langsam schritten sie auf das Gittertor des Kirchhofes zu. Das Grab blieb einsam liegen. Aber alsbald näherten sich ihm drei ältliche Frauen, die der Feier aus passender Entfernung beigewohnt hatten und die auch nicht recht trauermäßig ausfahen. Sie trugen gemusterte Umlegetücher und Kapotthüte mit bunten Blumen darauf. Es waren fromme Bürgerwitwen, die auch eine Liebhaberei für Beerdigungen hatten und bei „feineren Leichen“ niemals fehlten. Sie betrachteten die Kränze und kritisierten sie; sie lasen die Inschriften auf den zerschnittenen Schleifen und wischten sich dabei wohl eine Träne aus dem Augenwinkel. Der Tod ist ja so etwas Rührendes. Uebrigens fanden sie, der Pastor hätte manchmal schon schöner gesprochen, und das Kleid von dem großen, blonden Fräulein wäre doch wirklich für ein Trauerkleid nicht anständig gewesen, — und was der Sohn ihr die ganze Zeit für Augen gemacht hätte . . .! Ja, ja, die Welt würde immer schlechter. — Und nachher hätte er beinah vergessen, die drei Handvoll Erde ins Grab zu werfen! Zu dumm!

Und so bekam jeder sein Teil ab. Nur den Hofrat wußten sie nicht genug zu rühmen.

Vor dem Essen hatte sich ein Augenblick gefunden, wo Thomas ein paar flüchtige Worte mit Annemarien sprechen konnte. Sie waren im Wohnzimmer allein geblieben. Annemarie stand in der einen Fensterbank und sah auf die graue Altstadtgasse hinaus; ihre Finger spielten unruhig am Fensterriegel. Thomas trat hastig hinter sie.

„Annemarie!“

„Ach —!“ sagte sie und machte eine ungeduldige Schulterbewegung.

„Annemarie!“ sagte er noch einmal und legte seinen Arm um ihre Taille. Sie stieß ihn fort.

„Drüben bei Köhholdts können sie alles sehen. Die eckigen Jungens sitzen sowieso vom Morgen bis zum Abend mit den Operngläsern hinter den Gardinen.“

„Sie sollens doch sehen!“ sagte Thomas trozig.

Annemarie zeigte ihm jetzt ihr Profil. Sie sann einen Augenblick; dann warf sie ihr Kinn mit einem Ruck empor.

„Komm morgen um vier auf das flache Dach,“ sagte sie schnell und sonderbar energisch.

„Danke, Annemarie; ach, du weißt nicht . . .!“

Die Hofrätin trat auffallend plötzlich ein und warf einen scharfen Blick zu dem Fenster hinüber, wo die zwei standen.

„Bitte zu Tisch!“ —

Das Mittagessen verlief frostig und unbehaglich. Das traurige Ereignis war noch so nah, aber es war so trostlos, immer davon zu sprechen; und auf andre Dinge zu kommen, genierte man sich. —

Nach Tische saßen sie beim Kaffee in dem langen

Wohnzimmer zusammen, das erst recht ungemütlich war. Thomas mußte in diesem Raume immer an den Zahnarzt denken. Denn die eine Hälfte diente morgens als Wartezimmer für die Patienten, ein Zustand, der die sehr aufs „Feine“ bedachte Tante Karoline tief betrübte. Man war in dem alten Hause mit dem Raume sehr beschränkt; der Hofrat wollte auch schon lange in einen neueren Stadtteil übersiedeln, konnte sich aber nicht dazu entschließen, bevor er den alten Kasten hier vorteilhaft verkauft hätte. Aber dafür wurden die Aussichten eigentlich immer schlechter. So blieb es beim Alten, und das lange Zimmer sah wie ein halbgeschorner Pudel aus. Das eine Ende gehörte den Patienten und wurde während der Sprechstunden durch eine Schnur aus rotem Plüsch abgegrenzt. Da durften sie dann sitzen und in zerlesenen Daheimbänden blättern — die Gartenlaube galt bei Hofrats als zu freisinnig — und die Herrlichkeiten auf der andern Seite bewundern. Es gab auch wahrhaftig genug zu sehen, denn Tante Karoline hielt etwas auf ihre schöne Wohnung, und der beliebte Frauenarzt wurde mit Geschenken überschüttet. Da standen Majolikajardiniären mit frischen Blumen und Eivrepolivasen mit Matartbuketts; auf Staffeleien paradierten prunkvoll in hellblauen oder roten Samt gebundene Adressen zur Feier des fünfundsanzwanzigjährigen Jubiläums und der Silberhochzeit, mit silbernen Kokofoschnörkeln und Monogrammen; dann war da eine Unzahl von Erzeugnissen des eignen „Kunstfleißes“ der Patientinnen, Decken und Sofakissen in Hochreliefstickerei oder mit Malereien auf Plüsch; selbst die Kuppel der teuer aussehenden Hängelampe aus Silberbronze

zeigte ein Gemälde; eine nordische Berglandschaft, in der Eskimos auf die Bärenjagd gingen. Die Bilder an den Wänden, größtenteils biblische Szenen, waren große Photographien und Lichtdrucke in teuern Rahmen.

Thomas rührte in seiner Kaffeetasse und sah ironisch lächelnd im Zimmer herum. — Das Gespräch tröpfelte eintönig, fast nur von der Hofrätin im Gange gehalten, deren Unbegabtheit es für nötig hielt, auch in solchen Augenblicken Konversation zu machen. Was sie sagte, erschien auf den ersten Blick nicht dumm, denn sie war gelehrig wie ein Staar und verstand es, aufgeschnappte Gedankenbrocken mit sicherer Miene wiederzugeben. Nur hier und da brachte sie etwas so erstaunlich dummes vor, daß es ihrem eiteln Manne einen Stich gab und er das Gespräch schnell ablenkte; sie freilich merkte nichts davon und nahm ihren Faden unverbroffen wieder auf. Als passendes Thema für die heutige Gelegenheit hatte sie sich die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gewählt; und eben verstieg sie sich zu dem Sage: „Mein, ich verstehe es nicht, wie sich eine Witwe noch einmal verheiraten kann. Welch ein Gedanke, bei der Auferstehung auf einmal zwei Männer zu haben,“ als der Hofrat die Erörterungen seiner Frau mit diesen Worten energisch abschchnitt:

„Lieber Thomas, und was hast du dir eigentlich für Gedanken über deine Zukunft gemacht?“

„Gedanken . . . ? Ich . . .“ stotterte Thomas.

„Ja, ich meine, was deine Pläne sind?“

„Pläne . . . ? Ich hab noch gar nicht darüber nachgedacht. Ich bin noch gar nicht dazu gekommen,“ log Thomas; und dabei ärgerte er sich, daß er so feig war.

Wußte er nicht, was ihm schon die nächsten Tage für Kämpfe mit diesen Leuten bringen mußten? Warum log er also? Er war böse auf sich selbst und wurde deshalb gereizt gegen die andern.

„Jawohl, ich meine . . .“ erwiderte der Hofrat und ließ seine Koteletten durch die Hände laufen, „die formelle Einsetzung einer Vormundschaft . . .“

„Vormundschaft?“ fuhr Thomas auf.

„Ja, ich meine, formell erübrigt sich das wohl, da du ja schon in drei Wochen mündig wirst. Aber de facto bin ich, als der älteste in der Familie und als nächster Verwandter deines Vaters . . . De facto ist meine Stellung zu dir die eines Vormundes, und späterhin die eines Ratsfreundes.“

„Ich weiß nicht, wozu ein erwachsener Mensch so etwas braucht,“ sagte Thomas fragbüstig.

„Na, lieber Thomas,“ mischte sich sein älterer Vetter Harry herein, „du kannst einen Ratsfreund wahrhaftig gut genug brauchen. Bei deiner geschäftlichen Naivität . . . Sei froh, daß dein Vater den Kontrakt mit mir gemacht hat . . . Wenn einer ein Spitzbube wäre, dich könnte er leicht übers Ohr hauen.“

Thomas konnte diesen Vetter besonders wenig leiden; als er ihn jetzt so dastehen sah, in seiner Kaufmannseleganz, mit den schmalen Backenbartstreifen von den Ohren zu den Mundwinkeln, wie sie die Bankiers in Lustspielen tragen, trat ihm die Galle ins Blut. Das überlegne Lächeln, das Harry bei allem aufzusetzen pflegte, was er nicht verstand, ennuyierte ihn im höchsten Grade.

„Ich glaube, daß die Vorteile dieses Kontraktes nicht nur auf meiner Seite sind,“ sagte er ziemlich scharf.

Der Hofrat winkte Harry, der eine hitzige Antwort geben wollte, mit einem dünnen Lächeln ab.

„Lieber Thomas, du mußt nicht glauben, daß dein Vater Harry — und damit indirekt mir — irgend etwas geschenkt hätte. Dafür, daß wir Brüder sind, sind die Bedingungen sogar . . .“

„Ich möchte gar keinen Preis unter Brüdern,“ fiel Harry ein, „ich laß mir von niemand was schenken, von dir am wenigsten, mein lieber Thomas; das hab ich gar nicht nötig.“

„Mach dich doch nicht so wichtig, Harry,“ erklang jetzt die tiefe Bassstimme Burchard Kerkhovens, des zweiten Sohnes der Familie, der schon Kandidat der Theologie und mit einer adligen Gutbesitzerstochter verlobt war, „du bekommst das Geld doch von Papa, es gehört ja nicht dir, denk ich.“

„Papa kann sein Geld doch wohl in mein Geschäft stecken, wenn er Lust dazu hat. Du tust ja gerade, als ob ich mein Erbteil im voraus bekäme!“

Der Hofrat intervenierte:

„Immer zanken! Der alte Kerkhovensche Erbfehler. Und im Grunde haben sich die Kerkhovens doch immer gern gehabt und zusammengehalten.“

„Ja, wenn Harry aber sagt . . .“

„Lieber Burchard, genug davon! Ich tu mit meinem Gelde, was ich will, und lasse mir von meinen Söhnen keine Vorschriften machen. Außerdem finde ich es durchaus unpassend, wenn ihr bei Lebzeiten eurer Eltern über die künftige Erbschaft streitet. Ich gedenke noch recht lange zu leben. Und du auch, Lina, nicht wahr? Hohoho?“ Der Hofrat lachte fettig.

„Jeder Tag kann der letzte sein,“ bemerkte seine Frau und warf einen ernsten Blick gegen die Decke.

„Also, als dein natürlicher Vormund und Ratsfreund wollte ich mit dir ein paar Worte über deine Zukunftspläne sprechen,“ wendete sich der Hofrat wieder an Thomasen, „du sagst, du hättest in diesen Tagen noch nicht weiter darüber nachgedacht. Und das scheint mir, möchte ich sagen, ein gutes Zeichen zu sein. Denn es ist wohl sicher das beste, wenn alles beim alten bleibt.“

„Wieso?“ fragte Thomas.

„Denn deine früheren Künstlerpläne hast du wohl selber aufgegeben?“

„Warum?“

„Lieber Thomas, ich stehe hier doch gewissermaßen auch als Vertreter deines Vaters . . .“

„Hat er dir den Auftrag gegeben?“

„Darauf kommt es gar nicht an. Seine Ansichten hierüber sind dir ja bekannt . . . Und es wäre eine Pietätlosigkeit sondergleichen . . .“

„Leb ich für meinen Vater, oder leb ich für mich?“ fragte Thomas heftig.

„Sehr richtig!“ schrie der Untersekundaner Joachim auf einmal.

„Halt den Mund!“ donnerte ihn der Hofrat an, „du hast gar nicht mitzureden.“

„Nein, wie der Junge in letzter Zeit naseweis wird!“ seufzte die Hofrätin.

„So ein grüner Bengel!“ sagte der Kandidat und wendete sich dann an Thomasen. „Pietät ist wohl auch schon ein überwundener Standpunkt bei euch modernen Menschen?“

„Und außerdem hat mir mein Vater einen Brief hinterlassen, in dem er mir volle Freiheit gibt. Ich kann werden, was ich will.“

Der Hofrat sah ihn mit hochgezogenen Brauen an und lächelte mild belustigt und zweifelnd. Das erbotste Thomasen.

„Und ich werde doch Maler,“ rief er.

„Das wirst du dir noch sehr überlegen. Das sind so jugendliche Träume . . . Es wird nicht jeder Maler ein Thumann . . .“

„Gott sei Dank!“ warf Thomas grob dazwischen.

„Sawohl,“ höhnte der Kandidat, „der ist dir schon wieder zu altmodisch. Die moderne Kunst kommt ja ohne Schweinereien nicht aus.“

„Das trifft nur dich selbst,“ entgegnete Thomas heftig. „Was kennst du denn von der modernen Kunst?“

„Ich möchte sie gar nicht kennen. Denn ich weiß auch so . . .“

„Gar nichts weißt du!“

„Ja, es weht eine böse Luft draußen im neuen Deutschen Reich,“ bestätigte der Hofrat mit einem traurigen Kopfnicken, „Religion und Autorität . . .“

„Bist du auch so fromm? Als Mediziner?“ fragte Thomas.

„Mein lieber Thomas, es gibt auch unter uns Naturwissenschaftlern noch Leute, die es verstanden haben, sich ihren Glauben zu bewahren. Und dann . . . Gott sei Dank! Bei uns haben die besseren Kreise doch noch Gefinnungen, daß sie sich schön dafür bedanken würden, vielleicht in ihrer letzten Stunde einen Atheisten oder einen Juden an ihrem Krankenbett zu sehen.“

„Vom Glauben ganz abgesehen . . .“ begann Harry wieder.

„Ach so,“ fiel Thomas ihm ins Wort, „für dein Geschäft hast du den Glauben weniger nötig?“

Der Untersekundaner brach in ein beifälliges Lachen aus.

„Joachim, geh hinaus,“ sagte seine Mutter, „das sind Gespräche, die sich für Kinder nicht passen.“

„Kinder . . .!“ rief der Gymnasiast und murmelte ein paar trozige Worte, war aber vorsichtig genug, so undeutlich zu sprechen, daß man sie nicht verstand.

„Joachim,“ sagte nun auch der Hofrat streng und winkte ihm mit den Augen nach der Tür. „Mach deine Schularbeiten und misch dich nicht herein, wenn Erwachsene reden.“

Joachim schnitt ein Gesicht und entfernte sich achselzuckend, aber gehorsam.

„Also, wie gesagt, Thomas,“ nahm der Hofrat das unterbrochene Gespräch wieder auf, „ich rate dir dringend, unter allen Umständen zuerst dein Studium zum Abschluß zu bringen. Dann bist du etwas und kannst . . .“

„Was bin ich denn dann?“

„Siehst du, Künstler . . .! Woher weißt du denn . . .? Wieviele Künstler bringen es denn zu etwas? Kaum einer unter hundert. Die andern sind nichts als Proletariat. Die Genies sind selten.“

„Auch in andern Berufen.“

„Wieso?“

„Ja, glaubst du denn, daß unter tausend Kaufleuten mehr als ein genialer ist?“

„Kaufmann und genial!“ himmelte Tante Karoline belustigt und erstaunt.

„Ich bin froh, wenn ich ein tüchtiger Kaufmann bin,“ sagte Harry mit überlegnem Lächeln, „geniale Kaufleute, — so nennt man die unrealen Spekulanten und Schwindler.“

„Du hast ja eine hohe Meinung von deinem Beruf,“ lächelte Thomas.

„Sawohl, das hab ich auch. Dem Kaufmann gehört die Zukunft!“

„Na, das wäre aber traurig,“ warf der Kandidat Burchard dazwischen. — Harry erwiderte heftig:

„Es wäre viel vernünftiger, wenn du auch etwas Praktisches werden würdest. Aber nein, natürlich, studieren ist feiner!“

Der Hofrat setzte wieder sein dünnes Lächeln auf:

„Lieber Harry, über den Wert der akademischen Bildung wollen wir doch nicht disputieren. Das ist eine Sache, die feststehen dürfte.“

„Nein, ich begreif es nicht,“ sagte Tante Karoline melancholisch kopfschüttelnd, „daß einer von meinen Söhnen Kaufmann werden konnte . . .!“

„Ich dünkte, die Kerkhovens wären eine Kaufmannsfamilie?“ sagte Thomas gereizt.

„Wir stammen wohl von Kaufleuten,“ mischte sich der Hofrat vermittelnd ein und fuhr dann selbstbewußt fort: „aber ich zum Beispiel . . .“

„Nein!“ sagte die Hofrätin mit einem dummlichen Lächeln, „ich hätte auch nie einen Kaufmann geheiratet.“

„Lieber einen Maurermeister?“ fuhr es Thomasen heraus.

Er ärgerte sich über den Ton seiner Tante, und so entfesselte er unbedacht einen Sturm.

„So eine Taktlosigkeit!“ schrie die Hofrätin.

„Thomas, was fällt dir ein!“ zischte der Hofrat.

„Du bist noch etwas grün,“ sagte der Kandidat voller Verachtung.

„Mein Vater war überhaupt Gutsbesitzer,“ schluchzte die Hofrätin.

„Ja; als er genug hatte!“ Thomas konnte nicht schweigen.

„Mir ist es ganz egal, ob mein Großvater Maurermeister war,“ erklärte Harry gelassen, „wenn er als solcher nur tüchtig war.“

„Das heißt, viel Geld verdiente . . .?“

„Thomas,“ sagte der Hofrat streng, „es ist wahrhaftig keine Schande, von einem ehrsamem Handwerker zu stammen.“

„Hab ich das behauptet?“

„Und außerdem war mein Schwiegervater, als ich deine Tante kennen lernte, schon seit Jahren Gutsbesitzer. — Es mag ja eine Schwäche von deiner Tante sein . . . Du bist noch sehr jung und hättest allen Grund, selbst die Schwächen einer älteren Dame zu respektieren, noch dazu, wenn diese Dame deine Tante ist?“

Die Hofrätin hob ihr tränenfeuchtes Gesicht und sagte giftig zu Thomasen:

„Was wohl der Vater deiner Mutter gewesen ist?“

„Tante Karoline!“

„Sawohl, du hast gerade einen Grund . . .!“

Thomas warf einen flüchtigen Blick zu Annemarien hinüber, die die ganze Zeit über ihrer Stickerie gefesselt hatte, ohne sich in das Gespräch zu mischen, und ohne ihn nur einmal anzusehen. Der Zorn kochte in ihm,

aber um ihretwillen wollte er ihn zurückhalten. — Die Hofrätin war jetzt aber im Zuge:

„Jawohl, meine Kinder brauchen sich ihres Großvaters nicht zu schämen.“

Thomas stampfte heftig mit dem Fuße auf.

„Das verbitte ich mir!“ rief der Hofrat, „benimm dich anständig!“

„Bleibt mir gewogen!“ Damit ging Thomas zur Thür hinaus und warf sie hinter sich zu. — Er hörte noch wie Burchard drinnen mit seiner tiefen Bassstimme sagte:

„Ein unglaublicher Flegel!“

Sein erster Impuls war, umzukehren und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Aber in demselben Augenblick kam ihm auf einmal der Gedanke, daß er hier schon zu viel gesagt und getan hätte. Mit einem nervösen Magenjammergefühl ging er ins Vorzimmer hinaus.

Als er seinen Paletot anzog, öffnete sich auf einmal behutsam eine Thür auf der andern Seite: Joachim, der Sekundaner, erschien.

„Weißt du,“ sagte er leise zu Thomasen, „ich wollte dir nur sagen, daß ich . . . Weißt du, die sind ja so borniert . . . Es war mir geradezu ein Vergnügen, einmal ein paar vernünftige Ansichten zu hören . . . Und wie gesund es denen da ist! — Ja, du Glücklicher, du bist frei und hast Geld und kannst tun, was du willst.“

Thomas hörte nur zerstreut zu, aber dieser Sympathiebeweis freute ihn doch und rührte ihn sogar beinahe.

„Dank dir, Joachim!“ Er schüttelte ihm die Hand. „Und adieu denn!“

„Adieu, Thomas, und . . . Weißt du . . . Ja . . . Du könntest . . . Ja, eine große Gefälligkeit . . .“ stotterte Joachim, und dann kam es wie aus der Pistole geschossen: „Thomas, ich bin in großer Verlegenheit, paar kleine Schulden, Ehrenschulden! Kannst du mir dreißig Rubel pumpen?“

Thomasens Gesicht erhellte sich.

Er ließ seine Augen ein paarmal an seinem jetzt sehr verlegnen Gesinnungsgenossen auf und ab wandern. Dann holte er drei rote Scheine aus der Brieftasche.

„Da!“ sagte er, „bitte sehr! Natürlich! Denk, wenn du dir ein Loch in den Kopf schießen müßtest —! Wie schade wäre das um die gute Haut!“

„D—danke!“

„Adieu, bleib nur gesund!“

Thomas trat in dem Augenblick auf das flache Dach, als die Uhr der Petrikirche zu zwei tiefen Schlägen aushob, die brummend nachhallten, bis der Schlag der Domuhr einfiel, der sich schon mit dem der Jacobi-Kirche mischte; von allen Seiten antworteten andre Glocken mit hellen und tiefen Stimmen.

Thomas schaute sich auf dem Dache um, das ihm ein Zeuge so vieler glücklicher Stunden gewesen war. Wie weit lagen sie zurück! Ihm war, als hätte er diesen Ort seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.

Er starrte auf die eisenbeschlagene Tür, die der gegenüber lag, durch die er gekommen war. Dort ging es auf den Boden des Hofrats, von dort erwartete er Annemarien. Auf der dritten Seite stieg ein schräges, mit verräucherten Ziegelpfannen gedecktes Dach empor, das eine verwitterte Mansardentür aufwies, an der noch eine Zielscheibe hing. Hier hatte er sich mit seinem Vetter August Appeltoft im Revolverschießen geübt; später auch mit Annemarien. Er trat an die zerschossene Scheibe heran. Graue Regenstreifen führten an ihr hinunter, das Zentrum war nur noch ein splitteriges Loch. Das kam von Annemariens sechs Schüssen damals; sie war böse geworden, daß sie so schlecht traf, und hatte den Revolver genommen und die ganze Ladung auf einen halben Schritt Abstand ins Zentrum gejagt. „So bin ich nun mal!“ war ihre Antwort auf sein amüsiertes Jungenlachen gewesen.

Auf der vierten Seite begrenzte das Dach zur Hälfte eine Brandmauer, die einen vor neugierigen Blicken aus den Fenstern der benachbarten Höfe schützte. Die andre Hälfte dieser Seite war aus Vorsicht durch

einen blechbeschlagen Balken abgeschlossen, und hier strömte der Sonnenschein herein und zeichnete ein schwarzes Bild der Mauer und des Geländerbalkens auf die ein wenig geneigte Fläche des Blechdaches, dessen Hitze Thomas durch die Stiefelsohlen spürte, als er jetzt in die Sonne trat, um Ausschau zu halten: schmucklose Hofmauern mit Küchen- und Mansardensfenstern, weiterhin eine buntscheckige Herde von Dächern, mit Schornsteinen, aus denen Rauch wehte, mit Schornsteinen, über denen nur ein Flimmern der sonnigen Luft von der Glut zeugte, der sie Abzug gewährten. Und über allem, hoch und grazios, der Turm der Petri-kirche in seinem grünen Kupferkleide mit drei Einsägen: Säulengalerieen, durch die der Himmel schaute. Ein einziger greller Punkt brannte in allen den verräucherten Farben, die selbst die Sonne nicht zum Leuchten bringen konnte: ein Blumenbrett vor einem Dachfenster, dicht über der Regenrinne. Rote Geranien und Verbenen und hartrosa Phlox blühten da. Ob in jener Kammer wohl noch immer die hübsche Jose hauste, die bei ihrer Toilette so unvorsichtig war und nie das Rouleau herunterließ? August und er hatten sie oft im Dunkeln beobachtet, durchs Opernglas, schweigend, höchstens hie und da ein trotz aller Bemühung heiseres Wort tauschend. —

Thomas seufzte, als er daran dachte, und es schwin-delte ihm ein wenig. Ihm war die Frau ein schwüles Wunder geblieben; die Liebe zu Annemarien hatte ihn davor bewahrt, zu früh eine Art Lebemann zu werden wie August. Für sie hatte er sich aufgespart, und alle Versuchungen, früher schon und jetzt während dieses

halben Jahres in Berlin, waren für ihn kaum Versuchungen gewesen. Nur an Annemarien hatte er Abend für Abend mit Gedanken gedacht, deren er sich am nächsten Morgen oft schämte.

Und wie er jetzt so stand und in den blendenden Tag hinausstarrte, stellte er sie sich wieder vor, wie er sie in seinen Träumen gesehen hatte . . . Rote Ringe tanzten brodelnd vor seinen Augen und wuchsen und wurden mehr. In seinem Kopfe klopfte das Blut, auf schwarzem Grunde quollen die Ringe jetzt in einem stechenden Grün.

Thomas taumelte, tastend griff er vor sich hin, um nicht zu fallen, und verbrannte sich an dem heißen Blechbeschlage des Balkens die Hände; das brachte ihn wieder zur Besinnung. Mit ein paar Sätzen sprang er über das dröhnende Dach in den Schatten der Mauer. Keuchend lehnte er da und staunte in die Helligkeit. — Wenn er jetzt hinuntergestürzt wäre, drei Stockwerke tief?! Sterben, wo das Leben erst anfing?!

Als er sich erholt hatte, trat er wieder an den Balken und beugte sich behutsam hinüber, um die Wollust der überstandnen Gefahr zu kosten. Wie in einen Schacht schaute er in den engen Hof. Er wäre direkt auf die schmutzige Kehrichtkiste gestürzt.

Wieder schlugen die Uhren. Noch eine Viertelstunde! Er stand im Schatten und malte sich aus, was sie sagen würde, was er sagen würde, und was sie tun würden, und ob sie nicht vielleicht anfangs schmolten würde wegen der Szene von gestern, und ob es nicht klüger gewesen wäre, er hätte sich mit ihren Eltern gut gestellt. Aber so oder so: es kam schließlich auf eins

heraus. Thomas stellte sich vor, wie er sie entführen würde, er sah die heimliche Trauung . . . Vielleicht müßten sie nach Helgoland gehen . . . Er phantasierte sich die unwahrscheinlichsten Schwierigkeiten zusammen und erfand schlaue Winkelzüge, um ihnen zu entinnen. Aber dann sagte er sich, daß wahrscheinlich alles viel einfacher sein würde, als er sich jetzt dachte. Entführung . . .? Annemarie war ja mündig, und er würde es in weniger als einen Monat. So lange könnte man schließlich warten, wenn es durchaus nicht anders ginge. Denn es war so eine Sache mit einem Paß für Annemarien; und ohne den war nicht daran zu denken, aus Rußland hinauszukommen. — Auf einmal tastete ein Schlüssel klopfend an die Innenseite der Eisentür drüben und glitt mit einem schnappenden Geräusch ins Schloß! —

Thomas wollte auf Annemarien zu, aber sie winkte ihm hastig und befehlend, er solle in seiner gedeckten Stellung bleiben:

„Gleich! Warte!“

Sie verschloß die Thür von außen leise und vorsichtig und wies hinüber auf die andre Seite:

„Abgeschlossen?“

„Ja,“ nickte Thomas, und dann riß es sich aus ihm los: „Ach, Annemarie . . .!“

Sie kam langsam heran, blaß, mit baumelnden Armen, in den Augen das erstarrte Feuer eines Entschlusses. Das Blechdach krachte mit dumpfem Metallklang unter ihren Tritten.

„Annemarie!“ rief Thomas noch einmal und ergriff ihre Hand und zog sie an sich.

Sie drängte ihn zurück, nicht heftig, aber mit einer melancholischen Gewalt und Bestimmtheit, daß er erschrak.

„Ach,“ sagte sie, verdrossen gleichsam, „was hat das fürn Zweck!“

Er stand und fand keine Worte und sah sie in dumpfem Staunen an. Das war eine neue Annesmarie . . . Wie die blaßblauen Augen starrten, entschlossen und ergeben in den eignen Entschluß, unterstrichen von den gelblichen Schatten, die sehr tief geworden waren. Die Lippen preßten sich aufeinander und gaben der geraden Nase eine leicht geschwungne Biegung und weiteten die Nästern.

„Ja, was soll denn daraus werden? Das kann ja zu nichts führen!“ stieß sie auf Thomases fragenden Blick hervor.

„Du liebst mich nicht mehr,“ stotterte er schließlich.

Sie wollte etwas Hastiges sagen, sendete aber nur einen flüchtigen wunden Blick über sein Gesicht, hob leise die Schultern und ließ sie kraftlos fallen.

„Liebst du einen andern?“ schrie er; ein wenig pathetisch, wie er merkte.

„Siehst du, Thomas,“ begann sie leise, in beinahe singendem Tonfall, als sage sie eine Lektion her, „wir müssen doch auch vernünftig sein . . .“

„Vernünftig . . .!“ lachte er auf.

„Was soll denn daraus werden? Siehst du, du bist noch so jung, jünger als ich . . .“

„Die paar Monate!“

„Ein Student heiratet doch nicht . . .“

„Ich werde Künstler!“

„Aber du bist doch noch nichts. Wie lange sollen wir denn warten?“

„Heute noch können wir davongehen!“

„Ja, glaubst du denn, meine Eltern geben das zu?“

„Brauchen wir sie zu fragen! Du bist mündig . . .“

„Ja, das sagst du so . . .!“

„Und ich werde in ein paar Wochen mündig. Wer hat uns dann noch was zu sagen? Bin ich nicht mein eigener Herr, hab ich nicht mein eigenes Vermögen?“

„Ach Thomas,“ seufzte sie, „das macht es ja nicht allein . . . Du bist ja kaum erwachsen. So jung heiratet man nicht.“

„Kaum erwachsen? Darauf kommt es doch nicht an. Nachgedacht hab ich vielleicht mehr als mancher, der vierzig ist.“

„Ja, glaubst du, die Leute fragen darnach?“

„Die Leute! Die Leute!“ schrie er. „Was kümmern uns die Leute? Hast du sonst so viel nach den Leuten gefragt?“

„Man muß doch unter ihnen leben . . .“

„Jawohl,“ höhnte Thomas erbittert, „die Leute . . .! — Als ob man deine Mutter sprechen hörte . . .! Sie sind es, deine Eltern sind es. — Wissen sie vielleicht schon eine gute Partie für dich? Was?“

Annemarie schwieg, mit gesenktem Kopfe; dann warf sie auf einmal das Kinn in die Höhe, unter halbgesenkten Lidern hervor kam ein gekränkter und hochmütiger Blick.

„Es ist alles mein freier Wille,“ sagte sie, „was ich durchgemacht habe, geht dich ja nichts an . . .“

„Also worauf wartest du dann noch?“ rief er zitternd, „dann geh doch, geh nur!“

Sie schwieg.

„Ich wollte dich nicht kränken,“ begann er nach einer Pause mit stockender Stimme. „Du hast so viel durchgemacht, sagst du? Was ist es? Sag es mir! — Annemarie . . .“

„Ach wozu! — Siehst du, du bist noch so jung!“ seufzte sie gescheit und mild.

Er stieß nur einen wütenden Laut aus und machte eine ausholende Bewegung mit dem Ellenbogen, als wolle er sie von sich stoßen. — Da sagte sie:

„Leb wohl, Thomas. Du denkst vielleicht einmal auch noch anders über mich und diese Stunde. Und für einen Künstler ist es überhaupt sicherlich besser, nicht zu früh zu heiraten. Das sagt man doch immer.“

Er lachte auf. Sie warf ihm einen bedauernden und überlegenen Blick zu, seufzte und ging.

Er stand in der Pose des Verächtlers. Als aber die Zunge des Schlosses hinter ihr einschnappte, lief er an die Tür und schlug mit den Fäusten dagegen und rief viele Male ihren Namen, klagend, wütend, flehend. — Es kam keine Antwort.

Thomas fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Etwas wie ein dummes Staunen war in ihm. Langsam, ohne zu wissen, was er tat, ging er in den schattigen Winkel der Mauer und setzte sich auf den Boden. Gedanken jagten sich, düstre und phantastische Pläne tauchten auf; dann wurde es allmählich weicher in ihm: er tat sich unendlich leid und fing schließlich zu weinen an.

Nach einer kleinen Weile kam gleichsam ein Erwachen über ihn. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Natürlich! Wo hab ich nur meine Gedanken gehabt! Das ist ja alles Unsinn! Tante Karoline hat meine Briefe bei Annemarien gefunden, und dann haben sie ihr so lange zugelesen, bis sie . . . Jetzt versteh ich das Ganze! Diesen Einfluß getrau ich mich noch zu überwinden!“

Und aufrecht verließ er das flache Dach . . .

Als Thomas in sein Zimmer hinunterkam, fand er seinen Beter August Appeltost, der sich in die Sofaecke geflegt und die Füße auf einen Stuhl gelegt hatte. In der Luft lagen Wolken von Zigarettenrauch, die durch den Zug von der Tür her in Bewegung geraten waren und nun in dünnen Strähnen durchs offene Fenster abflossen.

„Na . . . ? Rendezvous . . . ?“ fragte August lauend.

„Nein, nein . . .“ sagte Thomas und gab sich Mühe, unbefangen auszugehen.

„Kein Schauspieler bist du, Junge,“ lächelte August und ließ eine Rauchsäule zur Decke steigen, die er mit dem Blick verfolgte, bis sie sich in rollende Wolken auflöste. „Wenn man lügt, stehts einem auf der Stirn geschrieben, sagte meine Alte früher zu mir, als ich den Schwindel noch glaubte. Auf deiner Stirn steht ein ganzer Roman. Sie kriegen sich nicht. Ende! Ort der Katastrophe: ein flaches Dach! — Was sagst du nu?“

„Quatsch!“ entgegnete Thomas und zündete sich eine Zigarrette an.

August richtete sich auf und musterte ihn scharf, mit einem schlauen Glanz in den Augen. Und effektiv schleuderte er ihm einen Namen entgegen:

„Wolbemar Böth!“

Thomas verstand ihn nicht.

„Besoffen . . . ?“ fragte er und fuhr sich mit dem Finger über die Stirn: „Ober . . . ?“

Die Spannung in Augusts Gesicht verwandelte sich in ein ehrliches Staunen.

„Lamm Gottes von Athen!“ rief er.

„Schafskopf!“ sagte Thomas achselzuckend und warf sich in einen Armstuhl.

„Na, sieh mir bloß einer an! Ich glaub wahrhaftig . . . Nee, aber . . .!“ rief August verwundert. „Du weißt noch von gar nischt?“

„Führ kein Theater auf,“ knurrte Thomas. „Was soll ich denn wissen?“

„Daß Annemarie sich ganz stilliechen verlobt hat.“

Thomas sprang auf.

„Was! Mit wem?“

„Na, eben gegen besagten Freiherrn Woldemar Bökth.“

„Nein?“

„Aber sehr! Wenn jetzt nicht die Trauer zwischen gekommen wäre, dann hättest du die Karte nächste Woche nach Berlin bekommen. — Und du hast keine Ahnung davon gehabt?“

„Ist das wahr?“

„Scheints dir so unwahrscheinlich?“

„Der Kerl . . .!“

„Um, warum? Sie wird Freifrau. — Reich is er doch. Tante Karoline schlägt Räber, weil ihre Tochter nen Baron kriegt . . . Und er hat das Zeug zum Ehemann. Die Dummheiten hat er vorher gemacht . . .“

Thomas ging hastig auf und ab.

„Der verlebte Idiot!“

„Sag das nich, Jungchen! So dumm ist er wahrhaftig nich! Die Annemarie könnte mir auch gefallen . . .“

„Daß Annemarie diesen Kerl . . .!“

„P—hü!“ machte August, „glaubst du, man imponiert den Weibern durch einen Heiligenschein? Der entgegen-

gesezte Nimbus ist viel wirkungsvoller. Glaub mir, ich kenne die Frauenzimmer! Und Annemarie . . . Ich will dir was sagen: Wenn du vernünftig bist, wirst du Hausfreund bei Böhls.“

„Laß mich in Ruh! Mir ist nicht nach deinen Wizen zumute.“

„Dann laß es bleiben und kauf dir eine Zugendrose ins Knopfloch. Dann werd ich der Hausfreund. Das ist ein hoher Gedanke, sagt Klopstock, ist des Schweißes der Edeln wert. Hast du ne Ahnung, mein Fürst! Wenn die erst verheiratet ist . . . Denn vor der Hochzeit ist von Rigaschen Honoratiorentöchtern nicht zu wollen.“

Thomas hörte nicht auf ihn; er stand am Fenster und starrte zu dem schmalen Himmelstreifen hinauf, den die grauen Häuser sehen ließen. Ein Netz von rothgen Kämmerwolken lag darüber, leicht und wechselnd, aber immer dünner werdend, verschwimmend und sich langsam auflösend.

August schlug ihm, ein bißchen verlegen, auf die Schulter.

„Sei kein Frosch, Thomas . . .!“

Thomas fuhr zusammen und wendete sich um.

„Jawohl,“ sagte er ein wenig krampfhaft, „sie ist ne Gans, lassen wir sie schwimmen!“

„. . . sagt Schiller,“ sekundierte August und fuhr dann hastig fort: „Weißt du, was mir kolossalen Spaß gemacht hat? — Daß du dich gestern mit unserm ehrwürdigen Ober-Familienhaupt so schön vertratselt hast.“

„Onkel Albert? Ach das . . .!“

„Es hat mich wahnsinnig gefreut,“ lachte August,

„weißt du, dem mal richtig die Meinung sagen zu dürfen, das war schon immer mein größter Weihnachtswunsch. Aber diese Welt ist eine dreieckige Einrichtung. Und so ist es bisher meine Hauptbeschäftigung gewesen, mich bei meinem lieben Onkel Albert dafür zu bedanken, daß er mich immer so gütig unterstützt hat und sich wegen der paar Kopelen vor der breitesten Öffentlichkeit dick tut. Familiensinn hat er, das muß man ihm lassen, aber er will auch dafür bewundert sein.“

Thomas saß steif und schweigend in einer Sofaecke.

„Weißt du was!“ fuhr August fort, „ich bin in diesen zwei Semestern in Dorpat zur Einsicht gekommen, daß das Leben wirklich nicht mehr und nicht weniger als eine Hühnerleiter ist. Sieh mich mal an: wieviel Talente schlummern unter dieser glücklich aufgesoffnen Fettschicht!“

„Ja,“ sagte Thomas zerstreut, „es ist wirklich schade: du solltest Maler werden.“

„Ach, Maler, das ist nur die eine Seite! Sieh mich mal an, hätte ich nicht auch das Talent, die Zinsen von zwei bis siebzehn Millionen mit der größten Grazie auszugeben? Die wirklichen Millionäre haben ja gar nichts von ihrem Geld! Nur immer die Sorge, daß sie es verlieren könnten. Und ich muß nun ausgerechnet der Sohn einer, wie Onkel Albert sich ausdrückt, in äußerst beschränkten Verhältnissen lebenden Witwe sein. Hast du Worte?“

„Ja, mein lieber August, Millionär . . . ! Das könnte schließlich jedem passen.“

„Na ja, ich meine ja bloß . . . Aber meiner Alten

gehts wirklich dünn genug. Und das muß ich sagen, für sich braucht sie so gut wie nichts . . . Was dein Alter und Onkel Albert zugeschossen haben, hat sie noch immer an mich gehängt.“

„Lieber August, das will ich dir bei dieser Gelegenheit gleich sagen, selbstverständlich wird dieser Zuschuß weitergezahlt, auch wenn es nicht ausdrücklich im Testament stehen sollte.“

„Danke, danke . . .“ — August stand auf und gab dem Vetter die Hand — „Übrigens, na ja, ich kondoliere nochmals und so weiter. Weißt du, große Reden kann ich in solchen Situationen nicht schwingen . . .“

„Danke, ist auch nicht nötig.“

Die beiden saßen eine Weile schweigend und rauchten.

„Du gehst wohl bald wieder hinaus?“ fragte August schließlich.

„So bald wie möglich.“

„Nach München?“

„Natürlich!“

„Du hast's gut! Glücklicher Mensch! München . . .!“

„Jawohl, ich bin glücklich!“ lachte Thomas auf.

„Ach so! Der Liebe Leid . . . Na, das dauert auch nicht ewig.“

„Laß mich in Ruh!“

„Nein, ich sprech grade davon. Sei doch kein Kameel, Thomas, ich bitt dich . . .!“

„Jawohl,“ bemerkte Thomas, „es giebt Leute, die jeden für ein Kameel halten, der anders ist, als sie.“

„In dem Punkt sind alle gleich,“ dozierte August, „lehr du mich die Welt kennen. Was hast du nun von aller deiner Tugend? — Das hättest du dir doch

sagen können: aus solchen Geschichten wird ja nie was.
Erste Liebe . . .! Lächerlich!"

„Warum?“

„Darum! Exempla docent! — Was hast du gehabt? Nicht! Siehst du, da bin ich anders. Du hast alle die Jahre geschwärmt, daß einem ganz blüherant werden konnte. Unterdessen hab ich gelebt.“

„Ja, was du so ‚leben‘ nennst!“

„Gehört dazu, mein Sohn, gehört dazu! Man muß sich in allerlei Wasser waschen, bis man trocken hinter den Ohren wird, — sagt Woldemar Böth!“

Thomas ärgerte sich.

„Wem glaubst du durch diesen Ton zu imponieren?“ fragte er.

August lächelte gemüthlich.

„Ein Vergnügen muß der Mensch doch haben. — Im allgemeinen ist das mein Ton, mit Tanten umzugehen. Ich genieße insofobeden eines sehr angenehmen Rufes in der ganzen Verwandtschaft. Im übrigen,“ seufzte er melancholisch, „habe ich keine Ideale mehr. Wozu auch? An die Kunst denk ich lieber gar nicht. Ich werde Mediziner und schnickere zunächst in toten Leichnamen herum und säge später meinen mit Recht so beliebten Mitbürgern die Hinterflossen ab, oder auch die Vorderflossen, wie sich trifft, sagt Janne. Und dann probier ich, mir in zehn Jahren recht viel Rubelstücke zusammenzukrahen, — wenn mal wieder die Cholera kommt, gehts vielleicht noch schneller — und dann mach ich, daß ich raus komm und mich möglichst gut amüsiere. Na, vielleicht kann man sich dann seine sogenannten Ideale auch wieder mal ansehen.“

„Hm,“ machte Thomas. „Glaubst du eigentlich selbst, daß du dir jemals ein Vermögen zusammensparst?“

August ließ einen langgezogenen Ton hören, der alles bedeuten konnte, und fixierte seine Stiefelspitzen.

„Hö . . .“ sagte er dann, „vom Väterchen die Frohnatur . . .! Nee, wenn ich so denke, wie mein Alter zu den wohltrangierten Kerkhovens gekommen sein mag? So ein herrlicher Schiffskapitän! Schade, daß er sich so früh totjesoffen hat! — Du hast vielleicht recht, und ich bin von ihm erblich belastet. Das Portemonnaie hält bei uns Appeltöfsten nicht dicht. — Na, hoffentlich wird das bei mir noch kommen. Und in dubio nehm ich an: ich werde in fünfzehn Jahren schon so versimpelt sein, daß mir die Chose piepe is. Wenn ich bei dem Banausenhandwerk erst mal dick geworden bin — und das werd ich —, dann wird es wahrscheinlich mein Ideal sein, es zum Staatsrat zu bringen; und das erreicht man im heiligen Reußenland ja, wenn man lange genug lebt . . .“

„Aber schließlich, August, begreife ich dich nicht. Warum gehst du denn nicht einfach hinaus?“

„Leicht gesagt, mein edler Graf mit dem großen Portemonnaie . . .!“

„Deine Mutter wird sich schon damit abfinden, wenns mal geschehen ist.“

„Vor der Alten hab ich keine Angst,“ sagte August mit einem kurzen, glucksenden Lachen.

„Und der Zuschuß von meiner — oder vielmehr Pappas — Seite wird dir deshalb auch nicht entzogen.“

Das schien auf August Eindruck zu machen. Er

starrte auf die Tapete und schien über einem schwierigen Problem zu brüten.

„Na, August . . .?“

August warf den Kopf zurück.

„Es geht doch nich!“

„Warum denn?“

„Der Ober-Familien-Medizinmann gibt mir dann keinen Kopfen mehr.“

„Na, weißt du, es gehen genug Leute mit weniger Geld auf die Kunstakademie.“

„Weiß schon, weiß schon. — Die wohnen dann in einer Dachtraufe und gewöhnen sich das Essen ab und malen recht dünn, weil die Farben so teuer sind . . . Sag mal, du, glaubst du, daß ein Balte das jemals fertig gebracht hat? — Ich meine nicht in den alten, gesegneten Zeiten, wo man bei einem Semesterwechsel von sieben Rubel achzig seinen Eltern noch Weihnachts-geschenke machte.“

„Na, August, und wie wärs, wenn ich dir auch noch die fünfunddreißig Rubel im Monat gäbe, die du jetzt von Onkel Albert kriegst?“

August war mit großen Augen aufgesprungen.

„Mach nicht son dämliches Gesicht,“ lachte Thomas, „hör zu, ich will mich verpflichten, monatlich so viel zuzuschießen, daß du mit dem von deiner Mutter zweihundertfünfzig Mark hast. Damit kommt man in Deutschland reichlich aus, wenn man vernünftig ist.“

„Du bist ein feiner Kerl, Thomas,“ sagte August gerührt, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie du unter die Kerkhovens kommst. — Herzlichen Dank etcâtera pp. — Aber gehen geht es doch nicht. Ich kann mich mit

dem Medizinmann nicht verkrakeelen. Ich habe nämlich Schulden, und die müssen am Anfang des nächsten Semesters beblecht werden. Mit Geßant möcht ich auch nicht verschwinden. Weißt du, meiner Alten wegen . . .“

„Na, wie schlimm ist es denn?“

„Es hält sich. Mach mir das Herz nicht schwer . . .“

„Heraus damit!“

„Nein, das kann ich von dir nicht annehmen. Bei Onkel Albert ist mirs Wurscht. Der schimpft sich den Betrag wieder raus und kauft sich ne Glorie dafür. Aber du bist zu anständig.“

„Jetzt mach keine Albernheiten und sag mir: wieviel?“

„Vierhundert,“ kam es gedrückt heraus.

„Donnerwetter, du scheinst es ja recht nobel gegeben zu haben!“

„Ja, weißt du, in der Korporation . . .! Und die Kommilitonen . . .! Etwas Geistiges muß der Mensch doch schließlich auch haben . . .“

„Na, das hilft dann nichts mehr! Ich geb dir die vierhundert Kubel!“

„Thomas,“ schrie August, „du willst . . .? Du willst wirklich?“ Und er umfaßte ihn und tanzte mit ihm im Zimmer herum.

„Ich bin aber auch kein Millionär. Vernünftig mußt du schon sein.“

„Selbstverständlich! Von heute an wird jeder Kopfen dreimal umgedreht. Noch mehr von dir nehmen? Nee! Nie! Jamais de la vie! — Und ich sag dir: in München setz ich mich auf die Hosen und schufte. — In drei, vier Jahren hast du alles wieder.“

„Sag mal August, hat dir Onkel Albert nicht schon einmal Schulden bezahlt?“

„Hat er dir's erzählt? Das sieht ihm ähnlich. Ja wohl, zweihundert Rubelstücke, um die Familie vor Schande zu retten! — War aber eine schwere Geburt.“

„Sollten wir ihm das nicht wiedergeben?“

„Hä? Was? Du bist wohl verrückt?“

„Ich meine —“

„Der kann lange warten! — Ich denk ja nicht dran! — Das schöne Geld! — Verklagen tut er mich doch nicht. Das würde ja das Wappenschild der Familie beflecken. — Nein, weißt du, wenn du was übriges tun willst, pump mir jetzt mal einen Fünfundzwanzigrubelschein.“

„Ja, gern, aber . . .“

„Kein Aber . . .! Ich muß mich dir auch dankbar erweisen für alles. Und das tu ich am besten, wenn ich dich jetzt auf andre Gedanken bringe. Komm mal mit!“

„Wohin denn?“

„Erst essen wir im Komkeller; nicht ohne den nötigen Champagner . . .“

Thomas lächelte.

„Du fängst das neue Leben gut an.“

„Das ist nur heute und deinetwegen, obgleich ich, aufrichtig gestanden, selbst das Bedürfnis habe, diesen großen Tag zu feiern . . .“

„Na, dann feire allein. Ich hab keine Lust . . .“

„Sei doch nicht son Papp-Pferd! Komm mit! Und nachher gehn wir weiter. Überlaß dich nur meiner sachkundigen Führung. Ich weiß dir ein Arkanum gegen Liebesgram . . .“

„Nein, ich bin wirklich nicht in der Stimmung. Aus mehr als einem Grunde . . .“

„Na ja, die tiefe Trauer . . .! Es sieht dich ja niemand. Jeder vernünftige Mensch ist jetzt am Strande. Was wirst du nun zu Hause sitzen und auf die Weiber fluchen?“

Thomas stellte sich diesen Abend vor: einsam und traurig. Die Zeit würde still zu stehen scheinen . . .

„Na, dann meinetwegen! Aber nur in den Komfeller; weiter nichts!“

August lachte.

„Komm nur mit! Wenn wir erst einige Schnäpse und eine Pulle Sekt intus haben, findet sich das übrige schon. Es lebe die Homöopathie! Similia similibus. Der Unterschied zwischen Honoratiorentöchtern und anderen Mädchens liegt nämlich nur in Äußerlichkeiten. Und wer erst etwas davon versteht, sagt freundlich lächelnd: Das also ist die berühmte Liebe?“

Am nächsten Tage wachte Thomas erst nach elf Uhr auf. In seinem Kopfe dröhnte ein dumpfer Schmerz, auf der Zunge spürte er einen faden, pappigen Geschmack, an seinen Fingern haftete noch der staubige Parfümbust von schlechtem Puder . . . Das stellte ihm auf einmal wieder die Bilder dieser Nacht vor Augen. Er klingelte.

Der alte Janne trat ein und blieb in der Tür stehen, einen stummen Vorwurf in dem bekümmerten Gesicht.

„Janne, laufen Sie mal in die Apotheke und holen Sie mir ein Antifebrinpulver! Und dann machen Sie Kaffee; aber stark! Zu Mittag bin ich nicht zu Hause, ich fahr an den Strand.“

Die Luft wird mir gut tun, dachte er und preßte seinen Kopf zwischen die Hände.

Der Diener verließ schweigend das Zimmer.

Alter Esel! dachte Thomas; aber im Grunde hätte Janne ja nicht unrecht.

Als Thomas in Bilderlingshof aus dem Zuge stieg, war ihm ein wenig besser geworden, und er verspürte Hunger. Da war es wohl das klügste, gleich in der Bahnhofrestauration zu essen; denn Frau Dhsoling führte eine berühmte Küche.

Herr Dhsoling, der wie gewöhnlich mit der schwarzeidnen Ballonmütze auf dem fahlen Kopfe hinter dem Büfett stand, begrüßte den alten Bekannten mit einem Handschlag.

„Auch wieder im Ländchen, Herr Kerkhoven? Ach ja, Ihr Pappa . . .! Hatt ich ganz verjessen. Kondoliere, kondoliere! Ja, ja, wenn man denkt, wie schnell

das jehn kann! Vor noch nich vierzehn Tagen zurück hab ich ihm noch jesehn, wie ich legtes Mal in der Stadt war . . . Sterben kann man schnell, ja! Legten Winter hab ich auch schon jeglaubt, ich muß abtragen. In die Leber hab ichs jehabt. Und nichts hat jeholfen, keine Medizin nich. Und denn hat mir ein Freund von die trockne Kur erzählt. Gar nichts trinken derf man, keine Suppe derf man nich essen, nich mal Sauce zus Fleisch! Das is scheißlich, aber jeholfen hat es. Vielleicht, wenn Ihr Pappa auch die trockne Kur jebraucht hätte . . . Mich wahr, Sie trinken Dtschischtschenoje mit Madeira anjespigt, Herr Kerkhoven . . . ?“

„Ja, meinetwegen . . .“

„Ein konfirmierten . . . ?“ fragte Herr Dhsoling.

„Nein, geben Sie mir einen kleinen.“

Während der Wirt den Schnaps mischte, holte sich Thomas ein Kaviarbrötchen unter der Fliegenlocke hervor.

„Und dann möchte ich Mittag essen, Herr Dhsoling. — Was giebt's denn gutes?“

„Wird man sehn,“ sagte der Wirt und schrie hinter die Portiere, die den Durchgang neben dem großen Büfettschrank verdeckte: „Frau, komm raus!“

„Was is, Dhsoling?“ erklang mürrisch die Antwort.

„Der Herr Kerkhoven is da und möchte was gutes zum essen.“

Frau Dhsolings dicke Gestalt in rosa Kattunjackete und blauer Küchenschürze zwängte sich durch die schmale Passage. Ohne weitre Höflichkeitsfloskeln, die nie ihre Sache waren, verkündete sie:

„Krebsuppe is, un Hiehnerbraten kann man machen

un Zwiebelklops is, un Bippstück is, un Kalbskarbonade is!“

„Also Krebsuppe und Zwiebelklops,“ bestellte Thomas.

„Scheen,“ sagte Frau Dhsoling und verschwand.

„Noch ein Schnäpsschen?“ fragte ihr Mann.

„Meinetwegen,“ sagte Thomas, denn der erste Schnaps hatte ihm gut getan.

„Herr Kerthoven, haben Se letzte Zeit nich Herr Appeltoft jesehn?“

„O ja. — Er hat wohl noch was in Ihrem Buch stehn?“

„Ach, das werd ich schon kriegen. Da hab ich keine Angst nich. Diesen Sommer is bloß noch gar nich jekommen, das hat mir jewundert. — Nee, der Herr Appeltoft is ein guter Kunde. Der und der Schlaar sind die besten.“

„So . . .?“

„Der Schlaar wird bald kommen, wenn Sie ihm sehen wollen . . .?“

„Hm.“

„Nachmittag kommt er immer.“ Herr Dhsoling begann den Tisch für Thomasen zu decken. „Fläschchen Bayrisch? Helles Rymmelsches is ausjezeichnet.“

„Ja, schön.“

Als Thomas nach dem Essen seine Tasse Kaffee trank, ging die Tür auf; sein früherer Schulkamerad Magnus Schlaar kam herein und bestellte sich am Büfett eine halbe Flasche Portwein.

„Herr Kerthoven is auch da,“ verkündete Dhsoling.

„Ah, moin, Kerthoven!“ sagte Schlaar, „bist du wieder da? — Ach so! — Sein Blick fiel auf den

Trauerflor auf Thomases Ärmel. — „Aufrichtigstes Beileid! Wart, ich setz mich bißchen zu dir.“

„Du bist ohne Farben?“ fragte Thomas, um irgend etwas zu sagen.

„Weißt du denn nicht . . . Ich bin ja momentan von der Korporation gerückt, weil ich einem ins Bein geschossen habe.“

„Ach richtig, die Pistolengeschichte mit dem jungen Konsul Bondelius . . . Ach ja, die traurige Sache . . .! Nicht wahr, das Bein mußte abgenommen werden?“

„A, was braucht son Konsul zwei Beine!“ meinte Schlaar gelassen.

Thomas schwieg und sah diesen Menschen, den er nie hatte leiden können, mit unverhohlenem Widerwillen an. Schlaar schien nichts davon zu merken, er leerte sein Glas in einem langsamen, behaglichen Zuge.

Dann schwieg er eine Weile und sah mit den auf-fallend großen, hartblauen Augen starr vor sich hin. Diese niemals weichende Starrheit seines Blickes kannte Thomas von früher her. Aber sie hatte sich seitdem verstärkt: das kam wohl vom Trinken in Dorpat. — Sonderbar, wenn man dieses ein wenig gedunsene Gesicht zergliederte, waren bis auf die unheimlichen blanken Augen alle Züge schön; in der Zeichnung erinnerte der Kopf an den Antinous. Aber trotzdem wirkte er grob und brutal. — Thomas mußte sich wieder darüber wundern, daß dieser Mensch allgemein für einen un-widerstehlichen Weiberhelden galt. — Ach Gott, und am Ende war Schlaar nur ein unglücklich veranlagter armer Teufel: sein Vater war Säufer gewesen und hatte im Irrenhause geendet.

„Siehst du,“ fing Schlaar wieder an, „was fehlt dem reichen Kerl, dem Bondelius! Er läßt sich ein wundervolles künstliches Bein machen und kann womöglich wieder tanzen.“

„Na, weißt du, sein Leben lang ein Krüppel sein?“

„Und ich . . .? Mir ist die ganze Karriere verdorben.“

„Ja, lieber Schlaar, das hättest du dir früher überlegen müssen.“

„Konnte ich wissen, daß die Leute so borniert sind? Gott, Sachen, die im Ausland jeden Tag vorkommen . . .! Es giebt ja keinen modernen Roman, wo nicht einer ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau hat. — Sogar in der Korporation finden die Idioten das unehonorig. Mir sagt das ja keiner, denn sie möchten nicht gern gleichfalls ins Bein geschossen werden . . . Aber hinten herum erfährt man sowas doch. Na, das war das wenigste . . . Ich würde mich schon in Respekt setzen, das kannst du mir glauben. Aber die Schweinerei mit den Stipendien . . .! Ich hätte nicht mehr die moralische Qualifikation, finden die wohlweisen Herren . . .“

„Ja, was willst du denn jetzt machen?“

„Was soll ich machen? — Zum Ladenschwengel bin ich mir doch zu gut. Und Schiffsjunge zu werden hab ich auch keine Lust. Ich muß als Volontär auf ein Gut. Praktisch die Landwirtschaft lernen. Stoppelpopfer . . .! Wer mir das vor einem Jahre gesagt hätte . . .! Abiturium summa cum laude . . .! Jetzt darf ich Schweine kastrieren. Pfui Deuvel noch mal! Verdamnte Moral . . .!“

„Ja, das ist schlimm . . .“ sagte Thomas und stand

auf. „Bielleicht sehn wir uns noch: ich muß jetzt fort. Herr Dhsoling, ich zahl heute abend.“

„Wohin gehst du denn?“ fragte Schlaar. „Wenn du einen Moment wartest, komm ich mit. Wir bummeln noch bischen . . .“

„Nein, ich muß zu meiner Tante Weller,“ sagte Thomas: die Begleitung war ihm nicht erwünscht.

„Dann also auf Wiedersehn!“

„Adieu. — Adieu, Herr Dhsoling!“

Thomas ging den sandigen Fußweg durch den Wald, dessen kümmerliche Föhren leise im Nordwind rauschten. „Rauschen“, dachte er, „ist übrigens nicht das rechte Wort dafür; rauschen kann ein Laubwald, lustig, mit wispernden Blättern. Dieß ist mehr eine Art Pfeifen, ernst und eintönig, ein hellerer Einklang mit dem vollen Orgeltone des Meeres . . .“ Die Luft war so erfüllt von dem Gesange der Brandung, daß Thomas nicht hätte sagen können, von welcher Seite er kam, wenn er es nicht gewußt hätte. Es war, als ob dieses ganze magre Land sänge. Und in Thomasens Brust klang es schwellend mit . . . Dabei ging ihm Magnus Schlaars Geschichte nicht aus dem Kopfe. Wie so eine Leidenschaft alle Pläne vernichten konnte, die ein Mensch sich gebaut hatte, eine ganze Laufbahn zerstören, auf die er nach seinen Gaben ein Recht hatte . . .! Jawohl, Magnus Schlaar war selber schuld daran; er steckte wohl in keiner glücklichen Haut. Charakterschwäche nannte es Thomas. Aber dann kam ihm ein anderer Gedanke: Waren die Leute, die Schlaaren glichen, nicht gerade die Starken? — Das Meer sang von fern, und unter Thomasens Füßen quietschte der Sand; er

sah Schlaars brutales Gesicht erschreckend deutlich vor sich, er malte es sich mit einem beinah körperlichen Widerwillen, aber gleichzeitig mit stillem Neid. Und er selbst dünkte sich so schwach und so arm an Leidenschaft: hatte er nicht Schmerz und Kränkung genug erfahren in diesen Tagen? Und was hatte er getan? Geweint hatte er und hatte sich dann in Würde gefaßt, und war hingegangen, um das, was er durch Jahre für die eine gehütet hatte, in den Schmutz zu werfen, trotzig wie ein dummer kleiner Junge. — „Es geschieht meinem Vater ganz recht, wenn ich Frostbeulen kriege; was kauft er mir keine Handschuhe?“ — Ach, was half es, drüber zu grübeln? — Er beschloß, nun wirklich seine Tante Leocadie aufzusuchen, um sich auf andre Gedanken zu bringen, und um sie nach mancherlei zu fragen. Er verließ den Wald und ging auf dem Bretterstege die Gartenzäune entlang. Es war noch früh im Jahre, aber trotzdem waren die meisten Häuser schon bewohnt, und auf den Veranden saßen hellgekleidete Menschen. Russische Händler gingen den Weg entlang und riefen brüllend ihre Waren aus, Wagenräder knirschten in den tiefen Gleisen der Straße, hie und da kam die Stimme eines Klaviers durch eine offene Glasthr. Das ganze Bild heimelte Thomafen an: so sehr glich alles der Zeit, wo er als Knabe Sommer für Sommer hier verbracht hatte; er kannte noch jeden Fischer, jeden Droschkenkutscher, jeden Hausierjuden beim Namen. Das hohe Kuppeldach von Onkel Alberts Villa tauchte auf. Er schritt rascher zu, denn daneben lag Tante Leocadiens Häuschen, die Sommer und Winter hier draußen wohnte.

Bei Hofrats waren die Laden geschlossen, und die Veranda war noch mit Brettern verschalt; aber der Garten hatte schon sein Sommergewand an. Mit roter Lohe bestreute Wege, ein Kranz von weißen, schwarzgefleckten Feuersteinbrocken, die gebleichten Totenschädeln gleichen, um den runden Rasenplatz, in dessen Mittelpunkt ein naturalistisch bemalter Rehbock aus Terrakotta prangte, während aus dem Gebüsch bärtige Gnomen lugten . . .

Thomas ging mit einem Lächeln vorüber, bog in die Seitenstraße ein und ging auf Tante Leocadiens Villa zu, die dicht am Dünenwalde lag: ein niedriges Bauernhäuschen, auf dessen steilem Vinsendache grünes Moos wucherte und kleine Ebereschensäumchen, die der Zufall auf den First gesät hatte, im Winde wehten; im Garten stämmige, windschiefe Föhren und ein paar Espen, durch deren Laub ein silberiges Flimmern ging; vor der Veranda zu beiden Seiten der ausgetretenen Holztreppe lange, schmale Beete mit lustigen Bauernblumen . . .

Tante Leocadie saß auf ihrer Veranda und häfelte an einem wollenen Schal; sie empfing Thomasen erfreut.

„Nett, daß du auch mal zu deiner alten Tante herauskommst! Wart einen Augenblick . . . Geessen hast du doch schon? Aber Kaffee muß uns die Lene machen . . .“

Thomas blieb allein. Er trat in das große Wohnzimmer, an dessen Decke er mit der Hand langem konnte, wenn er sich auf die Fußspitzen stellte. — Wie gemütlich altmodisch es hier ausah! Es waren Möbel von Thomasens Großvater, die bei der Erbteilung dem

Hofrat zugefallen waren; der hatte sie aber verachtet und auf den Dachboden gestellt, wo Tante Leocadie sie nach Jahren entdeckte und sich zur Möblierung des Häuschens ausbat, das sie nach ihrer Scheidung einem alten kinderlosen Fischer um billiges Geld abgekauft hatte.

Man fühlte sich hier um fünfzig, sechzig Jahre zurückversetzt: so liebevoll war alles im Stil der alten Zeit erhalten. Kein modernes Stück störte. — Das mußte auch seinen Reiz haben, dachte Thomas, einsam hier draußen zu leben, unter diesen Sachen, die von einer ruhigeren Zeit zu erzählen wüßten, wo die Menschen noch nicht so aufgereggt und hastig gewesen wären und in ein wenig gezielter Bürgervornehmheit ihren guten Tag dahingestellt hätten . . .

Aber, lieber Gott, wer weiß . . . ! Die unruhigen Herzen wären wohl auch damals unruhig, begehrlisch und unzufrieden gewesen. Die alten Möbel hätten wohl manches erzählen können . . . Aber sie standen ruhig mit glatten, verschlossenen Gesichtern, — „Es ist alles vorübergegangen,“ — das waren die Worte, die Thomas darin las.

Und als er nachher mit Tante Leocadie beim Kaffee saß, da vernahm er unter ihrem sachlichen Geplauder dieselbe gelassene Weisheit. — Auch das mußte gut sein, dachte Thomas, sein Schicksal schon hinter sich zu haben.

„Sag, Tante,“ fragte er dann auf einmal, „du hast meine Mutter doch auch gekannt?“

„Ja, zu deines Vaters Hochzeit war ich damals aus Scharatoff herübergekommen. Gekannt eigentlich nicht . . . Nur zwei, dreimal gesehen, weil ich gleich wieder abreiste.“

„Erzähl mir von ihr . . .“

„Ja, was soll ich dir erzählen? Nett war sie, mir hat sie gut gefallen . . .“

„Nett?“ fragte Thomas, „klein, zierlich?“

„O nein, ich meine: in ihrem Wesen! Sie war eine große, schlankte Person, größer als dein Vater.“

„Ja, und . . . Wie sah sie denn sonst aus?“

„Etwas große Züge, aber edel geschnitten. Streng sah sie aus, die Augenbrauen beinah zusammengewachsen. Aber schöne, lebhaft, freundliche Augen.“

Wieder also veränderte sich ein Bild, das sich Thomas gemacht hatte.

Er saß sinnend und musterte eine breite Ritze zwischen zwei Brettern des Fußbodens.

„Hast du denn gar keine Photographie von ihr?“

„O ja, das alte Bild als Braut; kennst du's nicht?“

„Nein, ich habe nie ein Bild von ihr gesehen.“

Tante Leocadie lächelte.

„Der gute Ernst Amadeus,“ sagte sie leise. „Ja, dein Vater . . . Gott, jetzt . . .! Da oben . . . Vielleicht sieht er jetzt alles ganz anders . . . Keiner und milder . . . Verständnisvoller. — War sie denn schließlich schuld, daß sie nicht zueinander paßten? Und er war ja auch nicht sehr duldsam . . . Das ist Kerkhovensch. Bei Albert ist es noch stärker, weil er weniger begabt ist als dein Vater. — Wart, ich hol dir das Album.“ — Diese Photographie im Visitenkartenformat war das erste Bild seiner Mutter, das Thomas zu sehen bekam; und es gab eigentlich nicht viel von ihr: eine junge Dame im Krinolinenkleid, die, den Ellenbogen auf ein Postament und die Wange in die Hand ge-

lehnt, dastand und sich zu langweilen schien. Ein langes, rein gezeichnetes Gesicht, gekrönt von hochgewellten Haaren und eingefast von Korkzieherlocken; Augen, deren Ausdruck man nicht erraten konnte: sie waren retouchiert und standen als unnatürlich dunkle Punkte in dem verblichnen Bilde.

„Auf den Photographieen aus der Zeit sehen sich doch alle Damen ähnlich,“ seufzte Thomas.

„Willst du es haben?“ fragte Tante Leocadie. „Ich schenk es dir.“

Thomas bedankte sich und steckte das Bild ein.

„Und wie war meine Mutter denn . . .?“ fragte er. „In ihrem Wesen . . .?“

„Nett,“ sagte die alte Dame wieder, „mir hat sie sehr gefallen. Sie sprach ein bißchen Dialekt — österreichisch, glaub ich — und konnte so lustig sein. Das wirkte pikant zu ihrer Erscheinung. Sie sah wirklich wie eine Heroine aus.“ Tante Leocadie lachte in der Erinnerung. „Manchmal konnte sie Sachen sagen, daß Albert die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und das gute Kinchen errötend in ihren Schoß fuchte. Sie war so frei im Sprechen. Ich weiß nicht, dein Vater bewunderte als Bräutigam alles an ihr; aber ich war doch traurig bei der Hochzeit. Ich hab mir gleich gedacht, daß es nicht gut gehen würde . . .“

„Was hat sie denn aber eigentlich getan?“

„Ach Thomas, ich hab es nicht mit angesehen. Ich war ja nicht hier. Traurige Geschichten . . . Und dir steht es ja nicht zu, darüber zu richten . . . Ich habe sie nie verurteilen können . . . Dazu müßte man viel

besser wissen, wie das alles gekommen ist . . . Wer kann in einen andern Menschen hineinschauen? Ich hab es an mir selbst erlebt, als es mit mir und Weller nicht mehr gut gehen wollte . . . Gott, so eine frische Person, wie sie, in einer Familie, wo alles in nummerierte Schubladen eingeteilt sein muß! Lieber Gott, sie meinen es ja gut, aber sie richten bei aller guten Meinung sehr viel Unheil an . . .“

Mehr, als solche allgemeinen und unbestimmten Andeutungen brachte Thomas aus seiner Tante nicht heraus. So sagte er ihr denn schließlich Adieu und ging durch den Dünenwald dem Meere zu.

Er zog die Photographie aus der Tasche und betrachtete sie im Gehen. Dabei stolperte er ein paarmal über nackte, bleiche Wurzeln und rutschte auf dem Wege aus, den die braunen Föhrennadeln glatt wie Parkett machten.

Wie war diese Frau gewesen? Er wußte jetzt ein wenig mehr von ihr; aber das Bild von der Ehe seiner Eltern, das er sich zurecht konstruiert hatte, war nun in einen Wirrwarr von krügeligen Strichen verwandelt. Vielleicht glich das Leben überhaupt seinen Kombinationen darüber durchaus nicht. Thomas kam sich auf einmal sehr jung und unreif vor . . .

Als er die Höhe der Düne erstiegen hatte, mußte er an seinen Hut greifen, so stark faßte plötzlich der Wind. Das Meer ging in aufgeregter Brandung. Mehrere weiße Schaumstreifen bezeichneten die dem Ufer vorgelagerten Sandbänke, auf denen die Wasserberge ihr Haupt nach vorn beugten, als wollten sie sich um sich

selbst rollen; aber da lösten sie sich schon in Gischt auf, der brodelnd vorwärts trieb . . . Nur eine kurze Strecke . . . Dann kam wieder eine tiefere Stelle, und wieder wuchs ein Wasserberg und stürzte bei der nächsten Untiefe aufs neue zusammen . . . Bis die Welle schließlich das Ufer erreichte und flach über den Sand stürmte, um langsam zurückzugleiten . . . Denn unten ging die Gegenströmung, die alles Wasser, das der Wind ans Land warf, wieder in die See zog, heimlich und unablässig . . . Thomas legte sich mit aufgestemmen Ellenbogen nieder und träumte vor sich hin. Feine, harte Sandkörner prickelten auf seinen Wangen, der Wind spielte hastig in seinen Haaren. Er dachte an Annemarien . . . Daß er sie verloren hatte, würde ihm wohl erst mit der Zeit so recht bewußt werden, der Schmerz würde nachkommen . . . Aber er wollte ihn überwinden. Hatte er denn nicht seine Kunst? Und war er nicht jung? Leben . . .! Und mochte das Leben zwecklos sein, wie der Aufruhr dieser Brandung, er wollte sich ihm geben, er wollte es nehmen, wie es war. Ach ja, gestern nacht . . .! Das nannte nun August: das Leben kennen lernen. Schmutzig werden . . .! Hieß das, das Leben kennen lernen? — Vielleicht gehörte auch das dazu. Schmutzig werden, und unglücklich werden, und klein werden, und sich selber verachten . . . Was machte das! Er sah wieder das Überwinderlächeln um die Mundwinkel seines toten Vaters. Er wollte das Leben zwingen, solange er noch lebte . . .

Brandung, und Schaum, und Lärm . . . Aber Thomas schließt die Augen und malt sich ein andres

Bild . . . Eine glatte See . . . Man kann nur ahnen, daß hier Stürme getobt haben. Feurige Himmelsfarben schwimmen auf spiegelndem Grunde; eine goldne Brücke reckt sich von diesem öden Strande zur heißen Heimat alles Lebens: zur Sonne hinüber, die langsam versinkt . . .

Kämpfen, und leiden, und überwinden . . . Und dann ein Abend an glatter See . . .

Zweites Buch

Thomas Kerkhoven saß allein im Café Luitpold und riß nervös an seinem Spitzbarte. Die Kritik in den Neuesten Nachrichten war ihm näher gegangen, als er sich eingestehen mochte. — Daß auch gerade heute niemand von den andern kam!

Am Nachbartisch saßen zehn, zwölf junge Griechen, die geräuschvoll und so schnell durcheinander schnatterten, daß einem schwindlig werden konnte. Einer von ihnen hatte das Wassermädel Mali an der Hand gefaßt und redete halblaut auf sie ein. Sie lauschte belustigt, mit schief geneigtem Kopfe; auf einmal aber befreite sie ihre Finger, gab dem Kurmacher einen Klaps auf die Hand und sagte:

„Naa, Sie san ein Schlimmer!“

Der Grieche lachte. — Mali warf einen mokanten Seitenblick auf ihn und entfernte sich mit einem:

„Mir waars genügend!“

An Thomases Tisch blieb sie stehen:

„Heut ganz allein, Herr Kerkhoven?“

„Vielleicht kommen die andern noch.“

Mali warf einen Blick zu den Griechen hinüber.

„So was!“ Sie lachte glucksend. „Dös san scho die richtign!“

„Na, der eine hats aber scharf auf dich abgesehn; schau, was er für geschmalzene Augen hermacht.“

„Von mir auß derf ers sich in Sauer kochen lassen, der Tepp!“ erwiderte Mali voll Verachtung und hob ihre feste Nase, während die roten Hände in den Schürzentaschen verschwanden. „Dös ging mir grad ab; mit so an Schlawiner, so an verdächtgn, da derf unser eine sich vorsehn. Steht ja eh bereits jeden

Tag in die Neusten: Öffentliche Zustellung gegen Dings aus Dings, Griechenland, früher München, nunmehr unbekanntem Aufenthalts, wegen Alimenten.“

Thomas lächelte.

„Überhaupt, zu was brauch denn i an Schaz!“

„Recht hast du,“ nickte Thomas.

„Obzwar . . .“ begann Mali ein wenig rätselhaft und fragte dann plötzlich: „Wo ist denn die große Blonde hin, die wo immer mit Ihnen kommen is?“

Thomas machte eine Handbewegung, die „futsch“ sagte.

„Nig währt ewig,“ bemerkte Mali tief sinnig. — „Trinkens noch a Pilsner, Herr Kerthoven?“

Thomas nickte; Mali nahm sein Glas, blieb aber wieder stehen.

„Schauns, Herr Kerthoven, mit so an Schlawiner wenn ich anfangen tät, nacher waar ich doch schön dumm. Aber was so a richtiger, besserer Herr wär, da könnt man sich noch überlegen . . . A bissel was fürs Herz sollt der Mensch aa ham.“

„Such dir nur einen!“ lächelte Thomas. „Siehst du, ich komm nicht in Betracht. Ich bin ja selber ein Schlawiner. Aus Rußland, weißt du.“

„So was!“ eiferte Mali, „dös ist eine ganz eine andre Geschicht. An Herr wie Sie. Sie san ja bereits ein Münchner. Einer von unsre ältesten Stammgäst . . .“

„Ja,“ lachte Thomas, ein wenig bitter, „dazu hab ichs in acht Jahren glücklich gebracht!“

„Sie könnten mir schon gefallen, Herr Kerthoven,“ sagte Mali geschämig.

„Ach?!“

„Ja, wissens, Sie haben so ein . . . So ein leidenschaftsbleiches Gesicht ham Sie.“

„Ja, Mali!“ mischte sich auf einmal die Zahlkellnerin Pepi ins Gespräch, „da stehts alleweil und siecht und hört nig! Und der Herr Levy vom Stammtisch hat schon bereits eine Viertelstunden ka Bier net mehr. Schick dich! Verstanden! Mitn Poussiern derstst aa warten, bis d amal Kasserin bist, du Schneegans!“

„Jessaß naa, wia die glei aufdraht!“ sagte Mali und lief davon. — Pepi stützte sich mit einer Hand auf den Tisch.

„Ganz damisch is die!“ sagte sie, „verschauht hats sich in Eahna, Herr Kerkhoven; es is zum Lachen, was die sich einbildet!“

„Na, so schlimm wirds nicht sein!“

„Gradaus verruckt is die! . . . Da kommt der Herr Wacker!“

Ein wohlgenährter junger Mann mit glattrasiertem Gesicht, ziemlich auffällig im Stil der Wiedermeierzeit gekleidet und frisiert, kam durch den Säulengang auf den Tisch zu.

„Ein Braunbier, Pepi!“ Dabei hingte er Hut und Mantel auf.

„Gratuliere,“ sagte Thomas und reichte ihm die Hand.

„Wo zu?“ fragte Karsten Anton Wacker und setzte sich. „Ach so! Mein Beileid!“ Er glättete mit der Hand vom Scheitel, der dicht über dem linken Ohre saß, aufwärts streichend, sein aschblondes, rauh gewelltes Haar und lächelte dazu das straßenjungenhaft freche und doch schüchterne Lächeln, das er zu zeigen pflegte, wenn er einem etwas Unangenehmes sagte.

„Ja,“ sagte Thomas, „mich hat der Stolterfoot allerdings in der Luft zerrissen. Aber deshalb hängt ich mich noch lange nicht am clou de l'exposition auf.“

„Ich danke Ihnen.“ Wacker verneigte sich mit altväterischer Grazie. „Ich kanns auch gar nicht vertragen, wenn so was an mir rumbaumelt.“

Thomas lächelte:

„Ja, Sie sind jetzt groß raus. Na ja, und schließlich, verdient haben Sies; und Zeit wars endlich mal!“

„Ach Gott, bester Herr Kerkhoven, wenn Sie ne Ahnung hätten, wie ich zu der Kritik komme. — Glauben Sie, meine Bilder gefallen dem Stolterfoot? — I wo, er ist ja selber ein sauer gewordner Maler.“

„Aber er ist doch direkt begeistert?“

„Stolterfoot ist ja nämlich seines Glaubens auch Lübecker und interessiert sich für meine jüngste Schwester. Das ist die ganze Geschichte.“

„Aber er ist doch so ein Cato?“

„Die Catos sind immer am ganzen Leibe gewachsen gewesen wie andre Leute auch. Nur sind sie dümmer und bilden sich deshalb ein . . . Er ist ja gewiß ein anständiger Kerl, dagegen will ich nichts sagen. Aber ist das denn so was Besondres? — Er findet meine Bilder auch gut; aber erst seit ihm meine Schwester gefällt. Er wird sich aber täuschen. Da is der olle Wacker nich für zu haben, sagt man in Lübeck. Übrigens, in meine Familie würde der Trottel besser reinpassen als ich!“

„Sagen Sie,“ fragte Thomas, „ich möchte . . . Wie finden Sie mein Bild?“

„Es hat ein sehr schönes Format.“

„Nein, lachen Sie nicht so dreckig. Sagen Sie wirklich . . .“

„Wirklich . . .? Na ja, es ist ja eigentlich gut, aber . . . Ich weiß nicht . . . Sie wollen so furchtbar viel . . . Ich glaub, Sie sind zu klug . . . Ein Kunstmaler kann ja nicht dumm genug sein . . . Sie sollten Schriftsteller werden.“

Thomas lachte nervös.

„Also finden Sie . . .?“

„Nein, Sie können eine ganze Portion. Und das heißt heutzutage auch schon was. Aber Sie wollen . . . Natürlich kann ein Maler ruhig denken, wenn er das Bedürfnis hat; aber . . . Und dann . . . Nehmen Sie mirs nicht übel . . . Finden Sie diesen Gedanken denn so originell? . . . Darauf kommts am Ende auch nicht an . . . Aber finden Sie ihn eigentlich richtig? Kunst und Leben? . . . Wissen Sie, in dem ekelhaften Milieu, worin wir hier leben, überschätzt man die Kunst, daß einem übel werden kann. Lauter Künstler und Kunstfreunde . . . Und die letztern sind die noch größern Deppen.“

„Na, wissen Sie: ohne Kunstfreunde . . .?!“

„Kunstfreunde, lieber Herr Kerkhoven, haben nur dann eine Existenzberechtigung, wenn sie reich sind. Sehn Sie sich die aus unserm Kreise mal an! Skizzen schnorren, das können wir selbst.“

„Ja, sagen Sie, Herr Wacker . . . Ich male Gedanken, finden Sie. — Was malen Sie denn eigentlich? hm?“

„Sehr schmeichelhaft, wenn Sie meine kleinen Witzchen Gedanken nennen. Ich meine mit Gedanken so

was in Ritterstiefeln, wie unser guter Volker die Theaterstücke nennt, wo man die Hände nicht in die Hosentaschen stecken kann.“

Thomas zündete sich eine frische Zigarette an und blies den Rauch nachdenklich vor sich hin.

„Meinen Sie also,“ begann er dann wieder, „es wäre besser, sich einfach vor ein Stück Natur zu setzen und zu malen, was man sieht.“

„Was man sieht? — Ja, wer kann das denn?“

„Na, und unsre Pleinairisten?“

„Ja freilich! Nee, wissen Sie, ich hab das ja auch schon probiert. Ist ja alles bloß Einbildung. Und das ewige Naturstudium kann das beste Talent zu Grunde richten. Schauen Sie mal so nem Kerl zu, der nach der Natur malt. Es hat ja gar keine Ähnlichkeit damit. Er übersetzt es ja doch sofort. Und die Arbeit nach der Natur ist weiter nichts als eine bequeme Ausrede für schlampige Ausführung.“

„Na ja, das ist ja recht witzig, aber . . .“

„Wieso? Ich behaupte ja nicht, daß die tief sinnigen Radierungen unsres diabolischen Penzberger gut wären, weil er sich von Kindesbeinen an so jungfräulich rein vom Naturstudium bewahrt hat. Schludriger gezeichnet könnten die nach der Natur auch nicht sein.“

„Um wieder auf den besagten Hammel zurückzukommen,“ wickelte Thomas ein wenig krampfhaft, „was haben Sie denn im einzelnen an meinem Bilde auszusagen?“

„Gott, ich sag ja: ich find es gut gemacht. Ich kanns nur nicht leiden, wenn man in einer Sache so das Trampeln der Weltgeschichte hört.“

„Ich versteh Sie schon . . . Sie meinen . . . Ja gewiß . . . Ich wollte . . . Ihre Bilder haben so was Nobles, Ruhiges . . . So gar kein . . . Und doch . . .“

Thomas suchte nach Worten.

„Reißen Sie sich bloß kein Bein aus. Ich bezwecke gar nichts, als nette Bilder zu malen und möglichst viel dabei zu verdienen.“

„Na, wenns Ihnen bloß darauf ankäme,“ lachte Thomas, „würden Ihre Bilder anders aussehn.“

„Absolut nicht. — Das beste Geschäft auf die Dauer ist immer: gute Sachen machen. Sein Sie überzeugt, mit der Zeit rentiert sich das sicher. Gott, so furchtbar eilig hab ichs nie gehabt. Ich bin Gott sei Dank vorsichtig in der Wahl meiner Eltern gewesen.“

„Ja, Sie habens gut,“ seufzte Thomas.

„Aber lieber Herr Kerkhoven, Sie könnens wahrhaftig auch ruhig abwarten. Was scheert Sie der Stolterfoot?“

Thomas warf einen schnellen Blick auf Wackers blühendes Gesicht.

„Sie haben so eine beneidenswerte Sicherheit,“ sagte er leise und verschwieg eine ganze Gedankenkette, die sich an diese Worte hängte.

„Da kommt das Kameel übrigens.“ Wacker wies mit dem Kopf in den Säulengang hinaus.

Stolterfoot kam langsam und in gebeugter Haltung auf den Tisch zu, zog seinen Schlapphut und fragte:

„Gestatten die Herren . . .?“

Wacker nickte grinsend, und der Kritiker zog seinen Lodenhavelock aus.

Eine schwüle Pause entstand.

Stolterfoot suchte mit seinen braven Bernhardiner-
augen Thomasens Blick, ohne ihn erhaschen zu können.
Dann glättete er mit beiden Händen hastig sein allzu
langes Wollhaar, das auf dem Scheitel nur noch als
leichter Flor lag, während es über den Ohren und dem
Nacken dicke, weit abstehende Wülste bildete. Mit
krummen Fingern kämmte er dann noch ein Weilchen
seinen verwahrlosten Spitzbart, bevor er sich mit einem
schüchternen Lächeln an Wacker wendete:

„Nun?“

„Nun?“ fragte der gleichmütig.

„Ja, haben Sie das Vorabendblatt der Neuesten
Nachrichten noch nicht gelesen?“

„Ich lese nie Zeitungen.“

„Aber da steht doch meine Kritik über Ihre Bilder
in der Sezession drin!“

„So?“ fragte Wacker müde.

„Wali,“ rief Stolterfoot, „die Neuesten von heute
abend. — Sie haben sie wohl schon gelesen?“ wen-
dete er sich dann an Thomasen.

„Ja,“ antwortete der kurz und trank einen Schluck.

Das Wassermädel brachte die Zeitung.

„Hier, bitte!“ Stolterfoot reichte das Blatt Wacker
und wies ihm die Stelle.

Wacker warf einen Blick darauf, blätterte um und
sagte maulfaul:

„Muß ich das lesen? — Das ist so lang?“

„Ja . . .?“ stieß der Kritiker mit einem hölzernen
halben Achselzucken hervor und wurde rot.

„Wenn Ihnen so viel daran liegt . . .“ Wacker
vertiefte sich scheinbar in die Lektüre und las und

laß; sein Gesicht schien in Gleichgiltigkeit versteinert zu sein.

Stolterfoot richtete seinen ehrlich betrübten Hundeblick wieder auf Thomafen. Zwar schielte er manchmal schnell zu Wackern hinüber, um den Effekt seiner Kritik festzustellen, aber er fixierte den andern doch so anhaltend, daß der schließlich den Blick erwidern mußte und dabei über die Dummheit dieser Situation zu lachen anfing.

„Sie sind mir böse?“ fragte der Kritiker auf einmal eindringlich, ohne den Blick abzuwenden.

„Ne, warum?“ sagte Thomas mit geheucheltem Staunen.

„Sehn Sie, gerade an Ihr Bild mußte ich einen besonders strengen Maßstab anlegen . . .“

„Wissen Sie, ich mach mir wirklich nicht so ungeheuer viel aus Kritiken. Wenn Ihnen das Bild nicht gefällt, müssen Sies ja natürlich sagen.“

„Das freut mich,“ sagte Stolterfoot. „Sehn Sie, es giebt so wenig Künstler, die Kritik vertragen können. Mit meinen besten Freunden bin ich deshalb auseinander gekommen. Ach ja, ein glücklicher Beruf ist das nicht! Ich bin vielleicht der bestgehaßte Mann in München. Ich glaube, mancher wäre imstande, mich hinterrücks zu erschießen.“

„Man keine Bange, das tun se nich. Durchhauen, ja, das könnte eher passieren,“ warf Wacker dazwischen und versank wieder hinter seiner Zeitung.

„Ich hasse Sie nicht,“ tröstete Thomas mit einem ironischen Lächeln.

„Sehn Sie, und Sie werden auch einsehn, weshalb

ich gerade an Ihr Bild einen besonders strengen Maßstab anlegen mußte . . . Sie sind mir persönlich so sympathisch . . .“

„A!?“

„Ja, sehr Sie, wäre es das Bild eines mir persönlich ganz unbekanntem Künstler, dann . . . Ich kann mir doch auch nicht sagen lassen, ich lobte das Bild, weil ich mit dem Künstler gut bekannt bin; und auch . . . Mir selbst gegenüber . . . Ich hätte mich natürlich ängstlich davor, aus persönlicher Sympathie am Ende zu günstig über jemand zu schreiben.“

„Sie haben ein sehr zärtliches Gewissen,“ lachte Thomas auf und fügte mit einem verbindlichen Lächeln hinzu: „Ich will trachten, Ihnen in Zukunft unsympathischer zu werden.“

Wacker ließ die Zeitung sinken und legte sie beiseite, dann nahm er schweigend eine Zigarre aus seinem Etui, schnitt umständlich die Spitze ab und entzündete ein Streichholz.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte Stolterfoot neugierig.

Mit passenden Zügen wurde die Zigarre in Brand gesetzt, dann kam es gleichgiltig zurück:

„Wm, ganz nett . . .“

„Ich weiß ja, daß ein so sicherer Künstler wie Sie auf Lob und Tadel nicht viel giebt. Aber ich meine . . . Verständnis ist doch auch etwas . . . Habe ich Sie verstanden? Ihre künstlerischen Absichten . . .“

„Nee, aber dafür werden Sie ja auch nicht bezahlt.“

„So?“ sagte der Kritiker betreten.

Thomas lachte:

„Ja, es ist ein schwerer Beruf, Herr Stolterfoot.“

„Ja, aber Herr Wacker, wie finden Sie den Artikel denn geschrieben? Ich glaube mir doch wenigstens schmeicheln zu können . . . Sie könnten bei den Bildern doch das gedacht haben, was ich da ausführe.“

„Natürlich, lassen Sie sich nur nicht beirren. Ge-
konnt haben könnte ich viel.“

In diesem Augenblick trat der „dämonische“ Penzberger an den Tisch, ein sehr junger Mann, der darauf hielt, in seinem Äußern den Korrekten zu spielen, und mit etwas ärmlicher aber diskreter Eleganz gekleidet war. Nur die ungesunde Gesichtsfarbe und die un-
steten, tiefumschatteten Augen sprachen von „Nachtseiten“ seiner Natur oder schlechter Ernährung.

Er begrüßte Wackern und Thomasen mit schlaffem Händedruck; Herrn Stolterfoot schien er nicht zu bemerken.

„Sind Sie mir böse?“ fragte dieser auch ihn.

„Ich kenne Sie nicht,“ erwiderte Penzberger kühl, dann setzte er sich und wendete sich an Thomasen: „Was halten Sie vom Kritikerberuf?“

„Um ja . . .?“ Thomas wurde ein bißchen verlegen.

„Ist es ein produktiver, anständiger Beruf?“

„Herr Penzberger . . .!“ fuhr Stolterfoot auf, lenkte aber sogleich wieder in das stille Fahrwasser einer allgemeinen Betrachtung: „Durch die Art, wie man ihn ausübt, kann man jeden Beruf auf ein künstlerisches Niveau erheben.“

„Ich wundre mich nur,“ sagte Penzberger zu Thomasen, „daß die Leute, die dies Handwerk betreiben, nicht auch die Konsequenzen daraus ziehen. — Der Schinder im

Mittelalter pflegte ja auch draußen vorm Stadttor zu wohnen . . .“

Stolterfoot erhob sich. Ein peinliches Schweigen herrschte am Tische. Aber der getränkte Kritiker ließ die Schultern wieder nach vorn sinken, schüttelte ergeben den Kopf und sagte:

„Ich will die Herren nicht stören. — Papi, zahlen!“ Dann zog er den Havelock an, stülpte den Schlapphut über seine Glage und ging, gebeugt und doch durch so viel Haß in seinem Selbstbewußtsein gehoben, langsam dem Ausgange zu.

„Sagen Sie, Herr Penzberger, schreiben Sie eigentlich noch die Münchner Kunstberichte für die Rheinische Zeitung?“ fragte Wacker sanft.

„Leider! Essen muß der Mensch schließlich. Ich hab aber wenigstens das Bewußtsein, wie niedrig diese aufgezwungne Tätigkeit ist.“

„Na ja, das ist immerhin schon ein Vorzug,“ tröstete Wacker.

„Meine Radierungen wären schlecht gezeichnet, sagt der Kerl! Frechheit! Was versteht das Kameel davon!“

„Vielleicht hat er das von einem, der was davon versteht,“ schlug Wacker vor.

„Böcklin verzeichnet sich auch,“ verkündete Penzberger.

„Natürlich,“ pflichtete Wacker bei, „wenn einer so viel Phantasie hat, wie Sie . . .! Was so ein Kritiker alles verlangt! Auch noch gut zeichnen . . .! Wann denn? Es muß ja schon kolossal zeitraubend sein, sich das alles auszudenken.“

„Ach nein, Sie haben keine Ahnung, wie viel Ideen ich im Kopf habe . . .“

„Nu ja eben! Und lauter so unappetitliche Sachen!“

„Grausige Sachen, jawohl. Ich bin eben Epileptiker.“

„Bitte, bitte, ich glaub's schon. Sie haben es mir ja schon öfters gesagt. Sie brauchens mir durchaus nicht vorzumachen!“

Zwei Damen und zwei Herren gingen vorüber. Die Herren grüßten, und einer von ihnen kam zu den Malern an den Tisch.

„Na, heute so elegant, Herr Volker?“ fragte Thomas.

Volkers rasiertes Komödiantengesicht zog sich lächelnd in die Breite; er sah an seinem schäbigen Gehrock hinunter und sagte:

„Ja, der war einmal sehr teuer. — Ich hab heute den Grafen Trast zu spielen ghabt. Eine fade G'schicht, so eine Premiere: da muß man sich schminken.“

„Sonst nicht?“ fragte Penzberger.

„Sonst is ja keine Raß im Theater.“

„Dafür ist Ihr Kragen schon fürs nächste Mal geschminkt,“ bemerkte Wacker.

Volker lachte das überlaute, geübte Lachen des Schauspielers.

„Ja, wenn unser Kunststall bis dahin net verfracht is.“

„Hoffen wir das beste!“

„Aber jetzt . . .! — Sie, von meinem Direktor, da könnt ich Ihnen G'schichten erzählen . . .! Ach, setzen sich die Herren net ein bissel mit nüber an unsern Tisch?“ Er wies auf seine Gesellschaft, die drüben unter dem großen Spiegel saß.

„Das ist doch die Rose Karrar?“ fragte Penzberger interessiert. „Kassiges Weibl. Hab sie neulich in der Wildente gesehn.“

„Lassen Sie sich nicht abhalten,“ sagte Wacker, „ich wollte heute sowieso früher nach Hause.“

„Ach nein, gehn Sie doch mit,“ bat Volker, „die Damen haben schon so viel von Ihnen gehört . . .“

„Nee, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie meine Wige in Ihren Kreisen kolportieren, aber das können Sie doch nicht verlangen. Ich mag keine Theaterweiber.“

„Ja, die Alte sieht böß aus,“ fand Thomas.

„Ist das die Rosée?“

„Nee,“ sagte Wacker überzeugt, „ich find die junge viel ekliger. Sehn Sie bloß, wie das Frauenzimmer trinkt! Wie son grinsendes Weib auf nem Ritschplakat: ich trinke nur Stollwercks Kakao.“

„Alles bloß Vorurteil,“ lachte Volker. „Wenn ein Mensch keine Theaterweiber mag, bin ichs. Aber die Roserl is wirklich ein netter Kerl.“

„Und dann sitzt auch der Ritschier dabei, der Niedermayr . . .“

„Der beißt uns nicht,“ beruhigte Thomas, „so ein harmloses Tier!“

„So schöne Männer sind mir unappetitlich. Sehn Sie bloß, wie der Kerl sich anzieht.“

„Ist doch tadellos angezogen, und durchaus nicht auffallend.“

„Er sieht wie ein Vereiter aus. Nee, ich geh nicht mit. Aber lassen Sie sich nur nicht abhalten. Ich wär doch gleich gegangen.“

„Die andern Herren kommen dann aber sicher nüber?“ fragte Volker dringend, „es kommen vielleicht noch mehr Leut: die schöne Frau Chottat

hat's eigentlich versprochen; auch der Sieben will kommen."

"Die eklige Chottak?" fragte Wacker.

"Was? Die schönste Frau von München . . .?"

"Ich hab, wenn ich sie anseh, son Gefühl, als müßte man mit der Hand durch sie hindurch greifen können, wie durch nen Haufen Kleister."

"Je, Sie sind böß!" gruselte sich Mali, die von ihrem Sitzplatz an der nächsten Säule aus gehorcht hatte.

"Damit bringen Sie mich auf eine Idee!" rief Penzberger und begann mit weit aufgerissnen Augen zu brüten.

"Radieren Sie doch gleich einen Cyklus über diese Idee," schlug Wacker freundlich vor.

"Also Sie kommen dann bestimmt?" fragte Volker noch einmal und begab sich zu seiner Gesellschaft, der er sofort Wackers schönen Vergleich erzählte: daß merkte man an der entsetzten Heiterkeit der Damen und an Niedermayrs blasphemem Achselzucken.

Als Wacker aufgebrochen war, gingen Thomas Kerkhoven und Penzberger an den Schauspielertisch hinüber.

"Schade, daß sie Herrn Wacker net mitbracht haben! Er soll ja so ungeheuer witzig sein," sagte die Rosée, nachdem die Herren vorgestellt waren.

"Sinds froh, Rosinerl!" lachte Niedermayr. "Mit dem hätten's was erleben können! Ein Mundwerk hat ihnen der uhnsympattische Mensch! Sie utschuldigen schon, meine Herrn; aber ich kann den Menschen net leiden. Und was der Pappstoffel, der Stolderfoot, heut in die Neusten für ein Gered von ihm dahergmacht

hat. Jetzt wird er gleich gar nimmer zum haben sein. Er is ohnedies schon so arrogant, wie ich weiß net glei wer."

„Wie war doch Ihr Name?“ fragte die Kosée Penzbergern.

„Penzberger. — Leider!“

Rose Karrar ließ den Strohalm, durch den sie ihren Eiscaffee sog, fahren und sah mit lustig bligenden Augen auf.

„Sind Sie der mit die Radierungen — oder was es sind — in der Sezession?“

„Ja,“ bestätigte er geschmeichelt, „haben sie Ihnen gefallen?“

Sie machte ein komisch nachdenkliches Gesicht.

„Ja . . . Ja . . .“ nickte sie dann lächelnd, „das heißt . . . Zum gefallen sinds wohl eigentlich net so recht. — Gegraust hab ich mich fest . . .“

Penzbergern genügte das.

„Also, sie wirken? Sie lassen jedenfalls nicht gleichgiltig?“

„Im Traum könnens eim vorkommen!“

„Ja, ja . . . Es sind ja auch eigentlich Träume . . .“

„Jessas na, von solchen Sachen träumen Sie? Da müßens einen unruhigen Schlaf haben!“

„Das heißt . . .“

„Und ich hått glaubt, das hätten Sie sich alles bloß so ausgedacht.“

Thomas lachte auf. Diese kleine Schauspielerin war gar nicht so dumm.

Penzberger aber sagte:

„Gewiß, natürlich. Es muß ja alles verstandesmäßig

durchgearbeitet werden. Aber die Grundlage dazu sind Träume, Träume in wachendem Zustand. Ich leide nämlich an allerlei Zwangsvorstellungen. Und dann bin ich Epileptiker. Meine Phantasie ist eine Epileptikerphantasie."

Volker grinste:

„Setzt erzählen Sie ganz gewiß gleich die Geschichte, wie Sie sich mit dem Moos, was auf der Leiche von Ihrem Vater gewachsen war, den kalten Todeschweiß Ihrer Mutter von der Stirn gewischt haben.“

„Machen Sie lieber eigne Witze,“ sagte Penzberger von oben herab. „Der ist nämlich von Wacker,“ wendete er sich an Rosen.

Die sah ihn etwas ängstlich an.

„Haben Sie auch manchmal epileptische Anfälle?“ fragte sie.

„O nein, beunruhigen Sie sich durchaus nicht. Bei mir äußert sich das nur in meinen Arbeiten.“

„Keine gesunde Kunst ist das amal net,“ fand Niedermayr.

„Die wirkliche Kunst beginnt erst da, wo das Normale aufhört,“ erwiderte Penzberger mit großer Sicherheit.

„Aber ich bitte,“ schnaufte der Angegriffene, da müßten nacher die Idioten die besten Bilder malen.“

„Am besten bezahlt werden sie ohne Zweifel,“ sagte Penzberger. „Aber die Idioten sind ja das normale . . .“

„Ach ja!“ seufzte Thomas, als er Penzbergern so „interessant“ reden hörte; und sein großes Bild in der Sezession stellte sich auf einmal vor sein geistiges Auge. Er sah, daß es kein gutes Bild war. Es schrie ja

auch nach Aufsehen, nach dem Erfolge. Und hieß Erfolg haben nicht: den dummen gefallen?

Thomas saß lange schweigend in seinen Gedanken. Nur hie und da drangen ein paar Worte aus der Unterhaltung der andern zu seinem Bewußtsein. Penzberger suchte der Karrar mit seltsamen Geschichten aus seiner Jugendzeit das wollüstige Gruseln beizubringen; sie lächelte aber nur halb ironisch, halb gelangweilt dazu, während die dicke Rosée gespannt lauschte und den jungen Mann recht interessant zu finden schien.

Volker und Niedermayr hatten unterdessen ein Gespräch über die neuerliche Verflachung des Serpentinanzes. In den Blumensälen hatte sich eine Tänzerin als Schlußeffekt das Porträt König Ludwigs des Zweiten aufs Gewand projizieren lassen, was selbst Niedermayr kitschig fand.

Auf einmal sagte die Rosée zu Thomasen, der im Begriffe war, sich eine Zigarette anzuzünden:

„Nein, was Sie für ein schönes Zigarettenetui haben! Darf ichs einmal anschauen?“

„Bitte sehr.“

Sie drehte das goldne Etui mit dem russischen Emailmuster bewundernd in ihren Händen.

„Nein, is das schön! Schau doch, Rose!“

Die Karrar bewunderte es gleichfalls.

„Ich bin nämlich Kennerin,“ wendete sich die Rosée an Thomasen.

„Ähem!“ krächzte Volker ironisch, und Rose lächelte belustigt.

„Ich hab eine Sammlung von Zigarettenetuis . . .“

„Aber nur aus edeln Metallen,“ erläuterte Volker.

„Eins hab ich, das wär beinah ein Pendant zu dem Ihren. Ich hab es von einem ungarischen Grafen . . . Ach ja, damals in Budapest, das war mein schönstes Engagement. Das sind wirklich feine Kavaliere, diese Ungarn. Denkens, ich hatte das Etui eines Abends bewundert, und am nächsten Tag schickt es mir der Graf zu, bis an den Rand voll Goldstücke!“

„Respekt!“ sagte Volker und grinste. „In welchem Jahre wär denn das gewesen?“

„Ach, da möcht ich gleich wieder hin!“

„Geh, bleib da! Deine Magnaten sind ja derweil gestorben oder vor Altersschwäche vertrottelt.“

„Du, Volker, übertreib fei net. So lang is das auch net her. Tu nur net gleich, als ob ich achzig Jahr wär! — Ach Gott, die Männer sind ja wirklich so dumm! Sie sehen immer blos aufs Gesicht, und das altert leider zuerst. Man kann sonst noch sehr jung ausschaun . . .“

„Ach Gott,“ seufzte Volker, „ich wollt, ich wär erst ein alter Trottel und über die verliebten Zeiten hinaus!“ Er warf einen düster schmach tenden Blick zur Karrar hinüber, die ihm lächelnd eine lange Nase drehte. — Das goß neue Hoffnung in Niedermayr's Herz.

„Fräulein!“ schrie er.

Die Kellnerin kam.

„Zwei Flaschen Pommery extra dry!“

„Für Pommery laß ich mein Leben,“ versicherte die Kofée.

„Dös verlangt keiner von Ihnen, Kofinerl.“

„Der is so furchtbar sauer,“ meinte Kofe Karrar.

„Denn derf ichs ja blos umbestellen . . .“

„Ach nein, schließlich ist egal. Ich weiß überhaupts net, zu was der Sekt soll?“

„Ich hab halt Namenstag heut,“ behauptete Niedermayr. „Aber ich darf ja bloß einen süßern anschaffen.“

„Ach nein, lassens es gehn; ich glaub, der süße macht noch mehr Kopfweg.“

„Ist doch ein Segen, daß es noch einige edle Millionäre gibt, die alle paar Tage Namenstag haben,“ sagte Volker grinsend.

Penzberger kaute an seinen Nägeln und boste sich darüber, daß gerade immer die Ritschiers Geld für Pommery übrig haben mußten. Volker flüsterte Thomasen ins Ohr:

„Ach wissens, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun. Pumpen Sie mir bis zum Ersten fünfzig Emm.“ Er nahm das Geld heimlich unter dem Tisch in Empfang und ließ es unauffällig in seine Westentasche gleiten. „Stellens gleich auch für mich zwei Flaschen kalt!“ rief er der Kellnerin zu, als die mit den Gläsern kam.

„Welchen Juden hast denn du erschlagen, schöner Ferdl?“ erkundigte sich die Kofée.

„I, wo werd ich denn . . .? Nichts gegen Glaubensgenossen!“ beteuerte Volker, die Hand auf dem Herzen. „Prost, meine Herrschaften!“

Als der Champagner die Tafelrunde schon in den Nebel einer vergnügten Blödsinnigkeit gehüllt hatte, erschien das Ehepaar Chottak. Die schöne Frau Thessa wurde mit einem verhaltenen Grinsen empfangen. Alle mußten an den Kleisterhaufen denken, mit dem Wacker sie verglichen hatte. — Es interessierte sie lebhaft,

Penzbergern kennen zu lernen, und der freute sich des dankbaren Publikums, das er an ihr fand. Sie begleitete die Erzählung seiner gruseligen Jugenderinnerungen mit leichten hysterischen Lachschreien und lud sich alsbald für den nächsten Nachmittag auf sein Atelier ein, wo sie eine Anzahl Radierungen ansehen wollte, deren Sujets für eine öffentliche Ausstellung zu heikel waren.

Ihr Mann, der Rechtsanwalt Doktor Chottak, ein auffallend grobknochiger, viereckig gebauter Herr, dessen hellblonde Haare in einer harten Bürste nach oben strebten, saß schweigsam am Tische, trank viel und wand seine Hände ineinander, daß die Knöchel knackten. Er musterte die Gesellschaft mißmutig, mit Augen, die plötzlich zu einem phosphoreszierenden Blick erwachten, um gleich wieder matt zu werden und sich nach innen zu wenden. Von Zeit zu Zeit blies er über die vorgestreckte Unterlippe in seinen Schnurrbart, daß die borstigen Haare flatterten.

Die Kosée und Niedermayr erzählten sich halblaut schmierige Anekdoten. Volker saß, den Kopf zwischen den Schultern, schlaff und mit rundem Rücken, das Komödiantengesicht in sentimentale Gramfalten gelegt, und stierte zur Karrar hinüber, die seine schwimmenden Augen vermied und es Thomafen durch kaum bemerkbare Bewegungen ihres Kopfes und der Schultern zeigte, daß sie diesen unglücklichen Liebhaber lächerlich fände, aber an seinem auffälligen und lästigen Benehmen nichts ändern könnte.

Und Thomas fühlte bei diesem heimlichen Einverständnis mit dem hübschen, lebensvoll anmutigen Mädchen

eine wohlige Wärme in sich aufsteigen. Schließlich schmeichelt es wohl jedem Manne, wenn ihm eine begehrenswerte Frau unter vier Augen anvertraut, sie hätte einem andern einen Korb gegeben.

„Ich würde Sie furchtbar gern einmal malen, Fräulein Karrar,“ sagte er plötzlich.

Sie maß ihn mit einem schnellen Blick.

„Ich bin oft gemalt. Aber ich hab so wenig Zeit. Die vielen Proben . . .! Haben Sie das Bild im Glaspalast net gsehn, was der Niedermayr von mir gmacht hat?“

„Ja; das ist aber nichts,“ flüsterte er mit lachenden Augen, „da wüßte auch kein Mensch, daß Sie das sein sollen, wenns nicht im Katalog stünde.“

„Finden Sies net ähnlich? — Ach, Sie wollen mich wohl recht wüßcht malen?“

„Wie mans nimmt . . .! — Der Niedermayr hat ja alles Gute in Ihrem Gesicht weggelassen. Überhaupt, seine Frauen sehen immer eine wie die andre aus, mit den verrenkten Hälsen und dem blöb freundlichen Zähnefletschen.“

„Ich merk schon, Sie wollen mich recht häßlich machen.“

„Kommen Sie doch mal auf mein Atelier und sehn Sie sich meine Bilder an.“

„Ja, ich komm vielleicht einmal gelegentlich mit Kosinerl.“

„Is die so ne Kunstkennerin?“ fragte Thomas mit einem Blick, der zugleich lächelte und drängte.

„D nein, Sie täuschen sich, mein Herr!“ lachte Rose Karrar auf, ohne jedoch im geringsten getränkt zu sein.

„Von der Sorte Schauspielerinnen bin ich net; und die sind überhaupt net so häufig, wie Sie vielleicht meinen.“

„Aber gnädiges Fräulein, ich wollte doch wirklich nicht . . .“

„Ja ja, die Kunstmalers . . .“ sagte die Karrar mit komischem Pathos.

In diesem Augenblicke fühlte Thomas, wie unter dem Tisch ein Fuß seinen Fuß suchte. Er erwiderte den tastenden Druck und wurde sehr verwirrt, weil er sich dies nicht mit Rosens harmlosem Gesichtsausdruck zusammenreimen konnte. Gleich darauf drehte ein unbehaglicher Zwang seinen Kopf zur Seite. Die schöne Frau Chottak bohrte einen glimmenden Blick in seine Augen. Thomas zog den Fuß ärgerlich unter seinen Stuhl und fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß, als er jetzt wieder Rosen ansah. Er mußte sich sammeln, bevor er lächelnd sagen konnte:

„Also, und wann kommen Sie mit Rosinerl, dem Anstandsmauwau?“

„Ach, nächstens einmal.“

„Das ist ein dehnbare Begriff. Sagen wir: morgen!“

„Morgen? Ja, schließlich . . . Es ging schon . . . Wir haben keine Probe. — Wo ist denn Ihr Atelier?“

„Kaulbachstraße siebzehn.“

„Wärs Ihnen recht, wenn wir vormittags kämen?“
So gegen zwölf . . .?“

„Natürlich, dann können wir vielleicht nachher irgend wo zusammen essen.“

„Na ja, das sehn wir dann nacher schon!“

„Also, morgen gegen zwölf!“

„Na, wie ist es Ihnen gestern bekommen?“ fragte Rose Karrar Thomafen, als er ihr und der Kosée die Tür öffnete.

„Danke sehr. Heute früh beim Aufwachen ein kleiner Brummschädel... Ist schon wieder vorbei. Und Ihnen?“

Rose fuhr mit dem Handrücken an ihrer Stirn vorüber.

„Heut müßt ich, glaub ich, ein gutes Modell für den Herrn Penzberger sein. Wenn ich so interessant aussehau, wie ich mich elend fühl...“

„Mir fehlt gar nix,“ stellte die Kosée fest.

„Wollen die Damen nicht ablegen? Ich hab für alle Fälle eine Flasche Sherry und einen kleinen Imbiß bereitgestellt.“

„Eine famose Idee!“ sagte die alte Schauspielerin billigend und steuerte durch die offene Ateliertür auf den gedeckten Frühstückstisch zu. „Der Kaviar sieht großartig aus. Beziehen Sie den direkt von Rußland?“

„Nein, der da ist von Dallmayr,“ entgegnete Thomas und stellte sich hinter die Karrar, die vor ein Porträt getreten war, das eine blonde Frau in ganzer Gestalt darstellte. „Gefällt es Ihnen?“ fragte er.

„Sehr hübsch,“ sagte sie langsam, „wer ist das eigentlich? Ich hab die Dame oft im Theater gesehn?“

„Das!“ Die Kosée kam heran. „Das ist doch die Pepi Leimdörfer, die das Verhältnis mit dem kleinen Baron Welfersheim von die schweren Reiter hat.“

„Ja, ich glaube...“ warf Thomas hin.

„Hat der Welfersheim sie bei Ihnen malen lassen?“

„Nein, das war noch vor seiner Zeit. Ich hab das Bild mehr zu meinem eignen Vergnügen gemacht.“

„Ach so! Sie Schlankel!“ drohte die Kosée mit

neckisch erhobnem Zeigefinger. „Dann waren wohl Sie der Kunstmalers, der . . .“

Thomas lächelte.

„Sie ist bloß eine sehr vorübergehende Erscheinung in meinem Leben gewesen. Aber als Modell war sie recht verwendbar.“ —

Rose Karrar trat vor ein andres Bild, das an derselben Wand hing. Es stellte ein Wiedermeierpaar dar, das im Baumschatten eines Hügels saß und in ein sonniges Tal hinunterschaute.

„Das ist aber entzückend!“ rief Rose lebhaft.

„Leider nicht von mir!“ sagte Thomas.

„So!“

„Ein echter Wacker!“

„Der boshafte Mensch macht so nette Sachen?“

„Frühstücken wir doch lieber zuerst. Vom Bildersuchen wird einem ganz blümerant.“

Dieser Vorschlag der Rosée wurde angenommen. Sie setzten sich an den gedeckten Tisch.

Vormittags hat der Alkohol eine schnellere Wirkung als am Abend. So entstand bald jene vergnügte Raterstimmung, die gleichsam das Erdengewicht des Menschen aufhebt; die Organe für Ernst und Sorgen sind gelähmt, die sinnlose panische Heiterkeit kann frei dahinströmen, weil die bretternen Schleusen der Vernünftigkeit aufgejogen sind.

Selbst die Rosée konnte Thomasens Zigarettenetui ohne drängende Begehrlichkeit sehen und für heute auf jeden Erobnungsversuch verzichten. Im Hinauschieben alles Unbequemen liegt ja das träge Glück solcher Augenblicke.

Als man eine halbe Stunde beim Frühstück saß, klingelte es; der kleine Diener meldete Herrn Volker, dessen Erscheinen mehr Thomases als der Damen Bewunderung erregte. Sein breit lächelndes Gesicht paßte übrigens gut in diese Stimmung: doch bei ihm war sie die herrschende seines Daseins.

„Na, Ferdl, hast es wohl gerochen, was es hier für gute Sachen giebt?“ So begrüßte ihn die Rosée.

„Sie entschuldigen schon, daß ich so frei bin,“ sagte Volker, „aber ich intressier mich so für Bilder. Und wie ich gehört hab, daß die Damen hergehn . . .“

„Von wem hast denn du das gehört?“ fragte die Rosée.

„Na, gestern abend . . .!“

„Er hat geübte Ohren,“ stichelte Rose Karrar, „vom Souffleur her.“

„Ja, wenn ich meine Rollen auch noch lernen wollt, na käm ich ja zu nig anderm mehr, vor lauter Theater. Das könnt mir abgehn!“

Der kleine Diener wurde gerufen und brachte ein frisches Gedeck.

„Ausgezeichnet ist der Sherry,“ sagte Volker nach dem ersten Schluck. „Daß Sie einen guten Weinkeller haben, hab ich übrigens schon gwußt, wie ich noch gar net in München war. Was glaubens, wer mir das verraten hat?“

„Keine Ahnung.“

„Ein Kolleg von mir in Frankfurt an der Ober. Appeltoft heißt er.“

„Mein Better August?“

„Ja, der Appeltoft. Sagens, is das eigentlich wahr, daß der einmal Kunstmaler gewesen is?“

„D ja, jahrelang. Aber er kam nicht recht vom Fleck dabei. Er tat zu wenig. Und da spielte er hier einmal im akademisch-dramatischen Verein mit — irgendwas von Ibsen, glaub ich — dabei entdeckte er sein Schauspielertalent.“

„Ja, er ist ein ganz talentierter Mensch,“ nickte Volker, „noch ein bisschen anfängerhaft war er damals zwar, aber Bombenmittel hat er gehabt. — Mehr so alte Schule,“ wendete er sich erläuternd an die Kolleginnen, „Stil Matkowsky.“

„Also net alleweil mit den Prägen in den Hosentaschen?“ fragte Rose.

„Bitt schön, ich hab noch vor drei Jahren in Sanct Gallen den Hamlet gspielt.“

„D, Herrgott, mit dem Buckel!“ lachte die Rosée.

„Ich hab eine sehr gute Figur. Blos natürlich net in der alten Kluft da.“ Er zog an den Kragenrabatten seines Rodenjackets, das allerdings merkwürdig verdreht auf seinen massiven Schultern hing. „Ich kann blos die ganze Komödienspielerei nimmer ernst nehmen. So weit hab ich das Sautheater.“

„Darum schreibst du auch Stücke dafür?“

„Kannst leicht lachen! Ich sag dir, in meiner neuen Komödie is dir eine Rollen für dich drin . . . Alle zehn Finger tät sich die Fräulein Karrar abschlecken danach, die einmal spielen zu dürfen. — Prost, Herr Kerkhoven! Is das ein talentvoller Stör gwesen, von dem der Kaviar kommt!“

„Pfui, wie einß den Kaviar nur so ohne Brot hineinschaufeln mag!“ ermahnte ihn die Rosée.

„Bist mir am End neidig, Rosner!“ fragte Volker

unbeirrt. „Sagen Sie mal, Herr Kerthoven,“ fuhr er dann fort, „wo steckt der Appeltoft denn jetzt? Wenn ich mich recht erinner, ging er nach Berlin?“

„Ja, aber bloß ans Ostendtheater. Da hat er in einer Saison hundertfünfzig Mal einen Pfalzgrafen geben müssen, der im letzten Akt lebendig verbrannt wurde. Und das war ihm zu eintönig. Jetzt ist er am Hoftheater in Altenburg.“

„So, so! Und was der damals für große Rosinen im Sack ghabt hat! — Aber ein famoser Kerl war er doch, der Appeltoft. Nur daß er mir meine Braut weggeschnappt hat, hab ich ihm damals übel genommen. Heut bin ich froh drum, daß ich das Affenweib net gheiratet hab. Das könnt mir abgehn! — Und dann das Feuen, das konnte er auch net lassen, der Appeltoft. Und ich immer mit, mit meinen hundertzwanzig Mark Gage. Wenn ich alle die Ehrenschnulden dort hätt bezahlen wollen, hätt ich mich ruhig totschießen dürfen. — Na, man is ja Gott sei Dank kein Reserveleutnant.“

„Hahaha, als Leutnant könntest du dich gut ausnehmen!“ lachte Rose Karrar.

„Bitt schön, ich hab erst vor vier Jahren in Detmold den Reif-Reiflingen gespielt!“

Volker mit seiner vergnügten Wurschtigkeit gefiel Thomafen gut. Er lauschte, behaglich in seinen Stuhl zurückgelehnt, der Kampelei, die sich jetzt zwischen ihm und der Rosée entspann, von seiner Seite mit gutmütiger Wigigkeit, von ihrer weniger wigig, aber giftiger geführt.

Rose Karrar lehnte faul in ihrem Armstuhl und

sagte nichts. Thomas ließ seine Augen auf ihr verweilen . . . Es war nicht nur das Interesse des Malers, was seinen Blick fesselte. Die kräftige Anmut, die dieses Mädchen hatte; und gerade in den Augenblicken, wo sie sich gehen ließ . . .! Sie streckte sich wohligh, diskret aber ungeniert, und sah entzückend aus, wie sie so das Kreuz hohl machte, die Brust wölbte und die Ellenbogen langsam rückwärts und abwärts drückte. Dann sank sie wieder in süßer Schlassheit zurück; ihre Augen sahen träumerisch durch das große Fenster hinaus, über Dächer mit rauchenden Schornsteinen hinweg in den bleigrauen Himmel, auf dessen dunkelm Grunde die Häuser seltsam hell standen, in gelblichem Licht.

„Sie haben ein famoscs Profil,“ sagte er. Seine Stimme klang sonderbar unfrei.

Aha, eitel ist sie doch, lächelte er in sich hinein, als sie ihm jetzt mit einem lebhaften Ruck ihr Gesicht zuwendete und fragte:

„Finden Sie wirklich? Ich weiß net . . . Kein sehr edles Profil hab ich wohl net . . .“

„Ach, edel . . .! Ich male Sie ganz bestimmt im strengen Profil; das ist sicher das beste an Ihnen.“

„Na, ich dank schön!“ lachte sie.

„Bitte, wenn ich das sage, so bedeutet das sehr viel.“

„Ich hoffe, das beste an mir is mein Talent.“

Er verneigte sich lächelnd:

„Ich bin überzeugt davon! Nämlich, ganz aufrichtig gestanden, ich hab Sie noch nie spielen sehen.“

„Was?“ rief sie verblüfft.

„Ich werde dies Verbrechen aber in Zukunft wieder gut machen.“

„Römische Leute, diese Kunstmalerei,“ mischte sich Volker ein, „die meisten, die ich kenn, mögen uns Verrecken net ins Theater. Höchstens einmal in was lustiges. Aber ernste Stücke . . . Nein!“

„Ja,“ sagte Thomas, „ohne den Herrschaften zu nahe treten zu wollen — aber augenblicklich ist doch wohl die Malerei die fortgeschrittenste unter den Künsten, und die Theaterkunst die zurückgebliebenste.“

Darauf erhob sich ein allgemeines Hallo, und Thomas mußte auf hundert Fragen der Schauspieler Red und Antwort stehen. Unter dem Einflusse der paar Gläser Sherry, die er getrunken hatte, tat er es auch eifriger, als es sonst geschehen wäre, und entwickelte seine Ansichten über einen neuen Stil in Dekorationen und Kostümen, dem sich natürlich auch die ganze Darstellung anpassen müsse. Wie dieses geschehen solle, davon konnte er natürlich nur dunkle und allgemeine Andeutungen geben.

Volker, der zuerst am lebhaftesten widersprochen und dem Naturalismus auf der Bühne das Wort geredet hatte, lenkte allmählich ein und erklärte — um nicht schwer von Begriff zu erscheinen — er verstehe Thomases Ideen sehr wohl und spreche ihnen eine gewisse Verechtigung nicht ab. Er schloß aber mit den Worten:

„Kinder, lassen wir das Fachsimpeln! Unsre schönsten Reformpläne können nix dran ändern, daß beim Theater immer die größten Hornochsen Direktoren und Regisseure werden.“

Rose stand auf und schlenderte durch das Atelier. Sie und da blieb sie vor einem Bilde stehen. Thomas folgte ihr und beantwortete ihre Fragen, die naiv waren, aber von einem gewissen natürlichen Geschmack zeugten.

„Fräulein Karrar,“ sagte er auf einmal, „darf ich nicht gleich mal versuchen, Sie zu zeichnen? Eine flüchtige Skizze bloß! Ganz schmerzlos!“

„Wenn Sie wollen . . .“

„Dann setzen wir uns vielleicht da hinein.“ Er wies auf einen kleinen Nebenraum, eine Art Erker, zu dem zwei Stufen hinaufführten. „So, wenn Sie sich da in den Stuhl setzen wollen, ganz ungezwungen, bitte. Lehnen Sie sich nur zurück. — Der Stuhl ist bequem, was? — Nach eignen Angaben gebaut. — — So, und jetzt sehn Sie zum Fenster hinaus! Famos!“ Er stemmte den Zeichenblock auf seine Kniee, musterte Rosen nachdenklich und begann zu zeichnen.

„Kann man schon was sehn?“ fragte sie, als er nach einer Weile innehielt.

„Nein, es ist noch nichts. — Sie brauchen übrigens nicht zu sitzen wie beim Photographieren. Es ist mir lieber: Sie sprechen. Nur im allgemeinen die Stellung müssen Sie beibehalten.“

„Also . . . Ja . . .“ lachte sie auf, „wenn man so durchaus soll, dann fällt einem grad nix ein.“

„Sprechen Sie doch davon, was Sie am meisten interessiert.“

„Mich . . .?“

„Sagen wir: vom Theater.“

„Wollen Sie heut net hineinkommen? Ich spiel die Maria Magdalena. — Von Hebbel!“

„Sehr gern natürlich. — Liegt Ihnen denn die spröde Schreinerstöchter?“

„Ich glaub, die Klara ist eine von meinen besten Rollen . . .“

„So, das wundert mich eigentlich.“

„Warum?“

„So . . . Ich dachte, Ihnen müßten muntre Rollen besser liegen.“

„O ja. Auch. — Aber . . .“

Volker's krumme Gestalt erschien plötzlich auf den Stufen.

„Ach, der Meister is schon bei der Arbeit! Derf man ein bissel zuschaun?“

„Es ist mir lieber, wenn Sie mir nicht auf die Finger sehen,“ sagte Thomas und zog den Block an seine Brust.

„Ich will durchaus net stören. Dann geh ich wieder und unterhalt mich mit Kosnerl. Und mit Ihrem Sherry.“

Volker verschwand. Thomas und Rose setzten das unterbrochne Gespräch nicht fort. Er vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

Endlich ließ er den Bleistift sinken, hielt den Block ein wenig von sich fort und verglich seine Zeichnung mit dem Modell.

„Fertig?“ fragte Rose. „Darf ichs einmal sehn?“

„Sie werden kaum befriedigt sein.“ Lächelnd reichte er ihr die Skizze und sah sie gespannt an. Ein überraschtes Zucken ging durch ihr Gesicht, dann begann sie ihr Porträt mit ernsthafter Miene zu studieren.

„Nun?“ fragte er.

„Schau ich wirklich so aus?“ war ihre Antwort.

„Ja . . .“ Er zuckte die Achseln.

„Ich mein immer, es is ein bissel karrikiert, net wahr?“

„Kann schon sein, daß manches bischen übertrieben ist. Aber es ist ja weiter nichts als eine Notiz für mich selbst. Da muß das Charakteristische vor allem drin sein. Er stellte sich hinter ihren Stuhl und sah wieder auf die Zeichnung.

„Sie dürfen mich aber nachher wirklich eine Idee hübscher machen. Das heißt . . . Es braucht drum ja net gleich uninteressant werden . . .“

„Nein,“ sagte er plötzlich, „der Mund ist noch gar nichts. — Aber das wollen wir gleich haben.“ Er nahm ihr den Block fort, zog ein Stück Gummi aus der Westentasche und radierte die ganze untre Hälfte des Gesichtes weg. „Ach bitte, noch einen Moment . . .! So . . .! — Das Kinn etwas höher! — Nicht so viel! — So ist es grade richtig. — Halt! Bleiben Sie!“ Er begann wieder zu zeichnen, angespannt vergleichend, Gesichter schneidend und den Mund, den er treffen wollte, mit seinen Lippen nachformend.

Es war nichts zu hören als ihre Atemzüge, die die gezwungne Haltung beschleunigte, und das hastige Krizeln seines Bleistiftes. Von Volkern und der Kosée drang nur von Zeit zu Zeit ein leises Tuscheln herüber. Sie mochten sich Geschichten für Junggesellen erzählen . . .

Thomas saß vor Rosens Porträt, das eigentlich fertig war. Heute sollte sie zu der letzten Sitzung kommen; und die war auch nur ein Vorwand für ihn, sie noch einmal bei sich sehen zu können. Viel ändern konnte er an dem Bilde nicht mehr, wenn schon es seinen ernüchterten Augen wenig gefiel. Schaffen ist ein Rausch, der bösen Katzenjammer bringt . . .

Nicht, daß Thomas im einzelnen viel daran auszu-
setzen gehabt hätte, aber als ganzes befriedigte ihn sein Werk nicht: es war nicht aus einem Gusse, es war zerfahren in der Stimmung.

Rose war in einem tief dekolletierten Empirekleide dargestellt, das sie sich noch in Graz für die Rolle der Madame Sans-Gêne hatte machen lassen. Sie lehnte in einem Armstuhl aus der Zeit Ludwigs des Sechzehnten hielt die Hände locker unter der Brust gefaltet und sah dem Beschauer träumerisch, ja, ein wenig melancholisch, in die Augen.

Thomas hatte oft innerlich darüber lachen müssen, mit welcher Sicherheit sie jedesmal diesen Ausdruck zu finden wußte, sobald sie sich in Positur gesetzt hatte. Sehr sympathisch dünkte es ihn nicht, daß sie ihr Gesicht so in der Gewalt hatte; eben, weil sie es war.

Und aus diesem Grunde war noch ein zweites in das Bild hineingekommen: ein Quentchen Ironie, das die Stimmung zerstörte und gleichsam sagte: Diese junge Dame ist durchaus nicht so melancholisch, wie sie tut; es ist halt eine kleine Schauspielerin, die Melancholie mimt, und zwar mit einer etwas konventionellen Theatralik, die dich, verehrtes Publikum, wohl kaum foppen dürfte. Der einzige Gefoppte ist hier der

ergebenst gefertigte Künstler, der die junge Dame so verteufelt ernst nahm. — Ganz so dumm, wie er danach aussehen könnte, ist er übrigens nicht. Und das möchte er hiermit ausdrücklich betont haben.

Das Bild war ein Ausdruck der Zwiespältigkeit seiner Gedanken über Rosen und seiner Gefühle für sie.

Thomas erhob sich und begann unruhig auf und nieder zu gehen.

Ein sonderbarer Kerl war er doch! Auf der einen Seite gar zu bereit, auf alles zu „fliegen“, worauf die Dummen hereinfallen, und andererseits tief innerlich mißtrauisch, mißtrauisch vielleicht ganz besonders gegen das echte, an andern und an sich selber. — Und warum grübelte er jetzt über die Natur seiner Gefühle nach? Rose war doch die erste nicht . . . Und was verschlugs, wenn auch hier auf die Eroberung die Ernüchterung folgte! Er hatte doch sonst nicht so lange hin und her überlegt, wenn er in ein Mädchen verliebt gewesen war. Sollte es diesmal wirklich die „berühmte“ Liebe sein, die sogenannte „große Liebe“, von der man in Büchern las . . .? Gab es die denn in Wirklichkeit noch, und hatte es sie überhaupt jemals gegeben . . .?

Würde für ihn hier zum erstenmal auf die Leidenschaft kein Regenjammer folgen . . .?

„Wart's ab, mein Sohn!“ sagte Thomas laut zu sich selber. Etwas frivol sagte er es, warf den Kopf flott auf die Seite und ging, die Hände tief in den Jackett-Taschen, zum Spiegel, in dem er sich eine zeitlang aufmerksam studierte. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum und schlenderte mit wippenden Schritten über den Teppich, wobei er sich unwillkürlich bemühte, immer

wieder auf die gleichen Ornamente zu treten. Dann piff er die Melodie der Gigerkönigin. Gräßlich falsch, denn er war ganz unmusikalisch. —

So oder so, die Sache muß ein Ende haben, sagte er energisch in sich hinein. Das ist kein Zustand, würde der gute August sagen. Diese ewige Bummelerei mit der ganzen Komödiantenblase hab ich gründlich satt. Das süße Rosnerl hat mein Zigarrettenetui jetzt glücklich; aber das ist doch wahrhaftig kein Grund, daß ich ihr bis an mein Lebensende jeden Abend einen Haufen Sekt bezahle, um sie als Beilage zu Rosen genießen zu dürfen. Niedermayr bezahlt seinen Sekt zwar selbst, aber auch daran ist mir nicht viel gelegen. Und daß mich der wackre Volker schon ganz als unglücklichen Liebeskollegen ansieht und deshalb Bruderschaft mit mir getrunken hat, wird meine Entschlüsse auch kaum zu ändern vermögen. Außerdem hab ich ja schon einen Schauspieler in der Familie, der mich anpumpt.

„Chic bezieh ich aus Paris,
Und das Phlegma von der Miß . . .“

trällerte er. Aber ganz so flott, wie er tat, fühlte er sich nicht. Wie ein elastischer Ring lag es beklemmend um sein Herz . . .

Da ließ ihn der tröpfelnde Metallton der elektrischen Glocke zusammenfahren. Recht wie ein sehr junger Verliebter sprang er in ein paar Sätzen durch das Atelier in den Flur hinaus.

Er hatte die Tür schon aufgerissen, bevor der phlegmatische kleine Diener sich zeigte.

„Was! Heute ohne Anstands-wauwau?“ begrüßte er Rosen erstaunt und freudig.

Sie schüttelte ihm lachend die Hand.

„Es darf Ihnen sei net unangenehm sein!“

„Im Gegenteil!“ sagte er, vielleicht etwas zu lebhaft, denn sie hob scherzhaft abwehrend die Hand.

„Bilden Sie sich bloß keine Schwachheiten ein, Herr Kunstmaler! Kosinerl hat nämlich ein bisserl Influenza und muß im Bett bleiben. Aber wenn sie auch fern ist, ihr Geist wacht über mir.“

„Ja, vielleicht merkt man von dem was, wenn sie persönlich nicht da ist,“ meinte Thomas. „Nur Mut, und treten Sie näher! Schließlich bin ich ja Ihr Porträtist. Und so was ist ja kein Mann.“

„Na . . .?“ sagte sie zweifelnd, mit einem koketten Seitenblick, der ihn entzückte.

„Befehlen Sie vielleicht, daß ich den Pepi als Ehren-dame ins Atelier setze?“

„Hohoho!“ gröhnte der kleine Diener hinter ihm los, um dann sofort erschrocken die Hand vor den Mund zu halten.

„Drück dich!“ sagte Thomas mit einer „abwimmeln-den“ Handbewegung.

Pepi verschwand; sie hörten, wie er in der Küche einen neuen Lachanfall bekam.

Rose hatte ihre Handschuhe ausgezogen und den großen, schwarzen Hut abgenommen. Jetzt lockerte sie mit der Hutnadel ihre Haare über der Stirn; das war eine Bewegung, die er an ihr kannte und liebte, weil sie so ausgesprochen weiblich und von einer gewissen Komik war, die für ihn etwas rührendes hatte.

„Haben Sie seit gestern noch was an dem Bild getan?“ fragte sie.

„Keinen Strich. — Aber lassen Sie sich doch mal anschauen! Ich weiß ja gar nicht, wie Sie ohne die Kosée aussehn.“

„Ach . . .!“ sagte sie, „ich weiß gar net, was Sie gegen die Kosinerl haben?“

„Nicht das geringste. Namentlich, wenn sie Influenza hat!“

„Mein Gott, Kosinerl hat ja viele unangenehme Eigenschaften . . . Ja, eigentlich ist sie wohl ein rechtes Ekel.“

„Weiter hab ich auch nichts an ihr auszusetzen,“ pflichtete Thomas ihr ernsthaft bei.

Sie mußte lachen und errötete leicht.

„Ich meine,“ fuhr sie dann schnell fort, „weil sie so habfüchtig und geizig is . . . Und ich darf bald nig mehr tun, ohne sie um Erlaubnis zu fragen. Sie is so herrschfüchtig . . . Aber mein Gott, was will ich denn machen? Ich allein . . .! Wenn sie net mit ging, kãm ich ja überhaupt gar nie unter Menschen. Und immer nur mit den Kollegen . . . Da hått man ja bereits gar keine geistige Anregung. Und wenn mans anders anschaut: ich war ja noch so dumm, wie ich nach München gekommen bin, ganz ohne jede Erfahrung und so unpraktisch. Manchen guten Rat verdank ich ihr doch. Sie hat ja natürlisch viel Erfahrung . . .“

„Waren das wirklich so gute Ratschläge?“ fragte Thomas eindringlich.

„Ich weiß schon, wie Sies meinen. Aber gut warn sie schon. Ob sie so sehr „schön“ und „edel“ warn, dõs is ja eine andre Frag. Aber wohin kãm man damit, wenn eine ein armes Mädel is, und wenn

man beim Theater solche Kolleginnen hat, wie zum Beispiel die Weller? Wenn Rosinerl net wár, hátt ich vielleicht überhaupt noch nie eine größere Rolle zu spielen bekommen. Sie hat mir erst gesagt, wie ich den Direktor anfassen muß."

"Und die Männer überhaupt...? Denn darin hat sie wohl die meiste Erfahrung?"

"Ach, Herr Kerkhoven, das sagen Sie so. Unsereine lernt das wahrhaftig früh genug, wenn eine net dumm is und ein anständiges Mädél bleiben will."

"Anständig oder unanständig wird eine Sache nur dadurch, wie man sie tut."

"Ihr Männer redet euch leicht. Und wenn es sich um was handelt, was ihr selber gern möchtet, denkt ihr ganz anders drüber, als wenn ein anderer ganz daselbe tát."

"Ja, Rose, das ist ja wohl menschlich," sagte Thomas mit einem leichten Seufzer und starrte nachdenklich vor sich hin.

"Möchtens denn jetzt net anfangen?" fragte sie.

"Ja, fangen wir an! Bitte!" Er wies auf die Tür des Nebenzimmers.

"Was? Muß ich mich umziehen?" fragte sie verwundert. "Ich hab mir gedacht, Sie wollen bloß noch am Kopf was machen?"

"Nein, die Schulter da sitzt noch gar nicht, hab ich nachträglich gesehn; die rechte Schulter wackelt bedeutend."

Sie sah ihn zweifelnd an und lächelte ein bißchen ironisch.

"Fürchten Sie sich am Ende vor mir?" fragte er;

es sollte scherzhaft klingen, kam aber gezwungen und heiser heraus.

„Ja, net wahr, so schau ich auß?“ erwiderte sie mit hellem Lachen und machte ihm eine lange Nase und lief ins Nebenzimmer.

Er stand und schämte sich. Warum eigentlich? — Schön, er hatte eine Dummheit gesagt, eine Geschmacklosigkeit vielleicht! Aber gab es einen Menschen, dem das nicht manchmal passierte? Was war er denn besondres, daß er so viel daraus machte?

Wie wenig er es doch verstand, seine Gedanken und Gefühle zu verbergen! Für den fremden und oberflächlichen Beobachter besaß er diese Kunst freilich. Er galt bei vielen wegen einer gewissen Schüchternheit und Gefühlskeuschheit für einen verschlossenen Menschen. Aber er wußte genau, daß jedes schärfere Auge ihn leicht durchschaute. Sein Gesicht war wie ein vom Winde durchblättertes Buch, dessen tiefste und feinste Stellen jeder beliebige Schmutzfinf lesen konnte, der sie zufällig aufgeschlagen fand — wenn er überhaupt hatte lesen lernen.

Und so sehr er sich jetzt bemühte, seine Gedanken zu verstecken, — er sah Rosen nur mit einem halben Seitenblick an, als sie umgekleidet ins Atelier trat. — sie erriet sie sofort. Es waren auch Gedanken, die wohl jede Frau fühlt, wenn sie sonst auch nur recht grobe Schrift zu entziffern versteht. Ein kleiner Schauer überlief sie. Sie trat auf das Podium, setzte sich in den Louis-Seize-Stuhl, faltete die Hände unter der Brust und schaute mit träumerischem Ausdruck ins Leere.

„Iß so recht?“

Er nahm die Palette und die Pinsel zur Hand.

„Den linken Arm etwas ungezwungner, bittel! Die Hände etwas höher! So, und spreizen Sie den kleinen Finger nicht so weg!“

Er sagte das kurzatmig und sah sie jetzt voll an, mit Augen, in denen er das Blut klopfen fühlte. Zum Schein des Gerechten schickte er seinen Blick manchmal zu dem Bilde hinüber, als stelle er Vergleiche an. Dann bückte er sich mit einem Seufzer und holte aus dem Farbkasten eine große Tube mit Weiß, die er mechanisch aufschraubte. Was er eigentlich tat, merkte er erst, als er die Tube leer in seiner Hand fühlte und sah, daß die Farbe sich auf der Palette zu einem kleinen Berge aufgetürmt hatte.

Na, ja, dachte er, da haben wir die Ferkellei! Wenn ich in der Weise weiter mache, kann ich das Bild schön verpacken! — Und mit entschlossener Miene legte er sein Malgerät auf den Farbkasten.

„Nun?“ fragte Rose.

„Ach was!“ stieß er hervor. „Warum tun Sie eigentlich immer so...? Wenn ich dabei noch das Gefühl hätte, daß ich Ihnen gleichgiltig wäre... Aber das habe ich nicht. Und jetzt erklären Sie mich bitte für einen eingebildeten Hanswurst!“

Sie machte ein betrübtes Gesicht und ließ ihre Hände sinken; mit kraftlosem Ausdruck lagen sie auf den Armlehnen.

„Musste das denn kommen?“

„Es hat wohl müssen,“ sagte er mit einer Bewegung, als wäre sein Jackett ihm unbequem.

„Lieber Herr Kerkhoven, nun war alles so gut und

so nett und so schön. Und nun kommen Sie auch so . . . Soll jetzt das alles vorbei sein?"

„Selbst auf die Gefahr hin . . . Obgleich . . . Sie haben ja ein ganzes Gefolge von Mannsleuten, die Ihre Körbe geduldig hinter Ihnen hertragen . . . Aber haben Sie keine Angst, ich werde dies Gefolge nicht vergrößern. Sie brauchen bloß ein Wort zu sagen, und Sie sind von meiner Gesellschaft befreit.“

„Das würde mir sehr leid tun.“

„Rose!“ sagte er mit zitternder, beinahe zorniger Stimme und umfaßte ihre Handgelenke und hielt sie fest, trotz ihrer Bemühungen, sich los zu machen. „Rose! Warum . . .?“

„Was?“ fragte sie tonlos, mit schmerzlich weiten Augen.

„Rose, ich weiß doch . . . Sie . . . Ich weiß doch, daß ich . . . Daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin!“

„Und darum . . . Darum soll ich alles vergessen?“

„Rose, es gibt Situationen, wo man alles vergißt!“

Ein wehmütiges, ironisch verstehendes Lächeln schlich über ihr Gesicht.

„Das sagen Sie. — Wo kam ich dabei hin?“

„Rose, wenn Sie so etwas sagen, hör ich immer die Rosée sprechen. Sind Sie denn nicht frei? Können Sie nicht tun, was Sie wollen? Wenn jeder in jedem Augenblick so rechnen wollte . . .! Man lebt nur einmal. Und das bißchen Glück ist leicht verstaubt . . .“

Sie schüttelte leise den Kopf. — Er sagte:

„Sie werdens sehen! Es wird auch über Sie kommen. Liebe zerbricht die klügsten Prinzipien.“

„Die meinen net!“ Sie warf aufatmend den Kopf zurück. „Lieber Gott, Liebe . . .! — Liebe is ein Lügus, den sich unsereine net leisten kann. Und Gott sei Dank ist Liebe ja net das einzigste im Leben.“

„Sondern . . .? — Die Kunst, nicht wahr?“ fragte er höhnlisch.

„Mein Gott, ja . . . Mir is mein Beruf, Gott sei Dank, doch auch etwas.“

„So . . .? Glauben Sie denn, es wird Ihrer Kunst schaden, wenn Sie die Liebe kennen lernen? Ober?“

„Nützen gewiß net; das sind so Romanideen, lieber Herr Kerkhoven. Und dann . . .“ Sie machte eine hilflose Handbewegung. „Und dann . . . Vielleicht brauch ich das ja gar net erst kennen lernen, was . . . Was Sie Liebe nennen.“ In ihrer Stimme klang eine hastige und kindisch trogige Entschlossenheit.

Er knickte förmlich zusammen.

„So!“ sagte er leise und leidend. „Ja, dann . . .!“

Sie stand mit gesenktem Kopfe, ihre Lippen formten sich zu Worten, die nicht laut wurden. Sie sah ihn mit einem schnellen, unentschlossenen Blick an, worin Schmerz und Scham brannten. Auf einmal hoben sich ihre Schultern, als wolle sie sagen, es sei ja gleich, und trogig und plump stieß sie die Worte hervor:

„Es war halt mein erster Direktor . . .“

„Natürlich!“ lachte er auf. „Aber aus Liebe, bewahre, da werfen Sie sich nicht weg.“

„Ich war damals ja noch so dumm,“ sagte sie zaghaft und sah jetzt ganz wie ein kleines Mädchen aus.

„Im Gegenteil, Sie waren zu klug, viel zu klug. Ob aber solche Klugheit immer ihr Ziel erreicht . . .?“

„Ich erreiche mein Ziel,“ sagte sie fest, und fügte dann matt hinzu: „Wenn ich wegen dem einen auch auf vieles andre verzichten muß.“

„Nein!“ rief er. Dieses Nein klang scharf. — „Sie haben wohl recht, Fräulein Karrar, wir passen doch wohl nicht zusammen.“

Einen Augenblick sah es aus, als wolle sie auf ihn zu, mit einem warmen, zitternden Wort. Aber sie machte dann nur eine überlegen bedauernde Bewegung mit den Armen und ging schnell ins Nebenzimmer.

Als sie nach einer Weile in ihrem Straßenkleide herauskam, stand er am Atelierfenster und sah nach den weißen Wolken, die sich im langsamen Vorüberziehen auf dem blauen Himmelsgrunde ballten und auflösten, wuchsen und vergingen . . . Rosens Schritt stockte einmal, aber sie ging.

Er blieb noch lange so stehen. Stolz war er aber nicht auf sich . . .

Am nächsten Tage begann Thomas nach langem Hin- und Herüberlegen einen Brief an Rosen abzufassen. Der hatte schon acht Seiten, als er ihn wieder zerriß, um einen neuen anzufangen. Schließlich war es ein ganz kurzes Schreiben, das er abschickte:

Liebes Fräulein Rose,

Sie haben Grund, mir böse zu sein. Ich bitte Sie, verzeihen Sie einem reumütigen Sünder, der trotz allem die Hoffnung nicht aufgibt, Ihr Herz noch einmal zu erweichen und Ihnen ein bißchen mehr zu werden ist, als es heute ist

Ihr herzlich ergebener

Thomas Kerkhoven.

So! dachte er, als er den Brief selbst in den Kasten gesteckt hatte, damit gehöre ich also auch zur Garde ihrer Kanephoren: Niedermayr, Volker und Konsorten. Die werden ihr in der gleichen Situation wohl ungefähr ebenso abgeschmackte Briefe geschrieben haben.

Am nächsten Morgen brachte ihm Pepi Rosens Antwort ans Bett. Er musterte das Kuvert: nachgemachtes Büttenpapier; eine Schrift, die ihre Ungeübtheit hinter riesigen, dünnen, zurückliegenden Zügen zu verbergen trachtete. Die breite Klappe des Kuverts war durch zwei aus grünem Papier gestanzte Glücks-Kleeblätter geschlossen. — Der Brief lautete:

München, den 27. 5. 95

Werter Herr Kerkhoven,

Ich habe Ihr Schreiben von gestern dankend erhalten und teile Ihnen mit, daß ich Ihnen durchaus nicht böse bin. Es wird mir immer

eine Freude sein, mit Ihnen in alter Freundschaft zu verkehren. Aber was das andre betrifft, so dürfen Sie es mir nicht in übel nehmen, daß ich Sie bitte, daß Sie nicht mehr das Gespräch zwischen uns auf derartige Sachen bringen. Sie müssen nicht glauben, weil ich Schauspielerin bin. Es gibt auch Ausnahmen! Und was ich Ihnen sonst noch unbedachter Weise gesagt habe, das beweist noch gar nichts!! Man kann trotz und alledem ein anständiges Mädchen sein! Wollen wir all das begraben sein lassen und lassen Sie sich bald wieder sehn. Mittags im Café Heck. Die andern haben sich schon gewundert, wo Sie heute waren. Die machen sich, wenn ich nicht irre, verschiedne Gedanken. Angenehm sind ihre Sticheleien nicht!! Darum kommen Sie morgen bitte!! Und sagen Sie vielleicht, Sie haben Besuch aus Rußland gehabt.

Verbrennen Sie diesen Brief gleich!! Ihr Pepi ist gewiß sehr neugierig und braucht das ja nicht zu wissen.

Mit Gruß!

Rose Karrar.

Thomas ließ den Brief auf seine Bettdecke sinken. „Was denkt sich die gute nun dabei?“ sagte er laut vor sich hin.

Aber diese Überlegungen hielten nicht lange an. Ein warmes Glückgefühl durchströmte ihn, und es half nichts, daß er es dumm und sinnlos schelten wollte.

Er war doch wohl sehr verliebt; mit tausend kleinen Widerhaken mußte sich dies Gefühl in seinem Herzen

verankert haben, weil die dürftige Gewißheit, Rosen wieder täglich sehen zu dürfen, in ihm eine so kindische Freude aufblühen ließ.

Er faßte mit der Hand in sein Rissen und krampfte sie vor Lust zusammen, daß der ganze Arm unter der Muskelanspannung zitterte. Dann flüsterte er kurze, abgehackte Sätze vor sich hin.

„Ich bin so glücklich!“

„Thomas, du bist ein Schafskopf! Spricht mit sich selber und ist glücklich! Über nichts!“

„Liebe soll dumm machen.“

„Thomas, alter Esel!“

„Ich glaub, am Ende möchte sie geheiratet sein.“

„O nein, mein Fräulein,“ hier machte er eine graziose Verbeugung im Bette, „Sie täuschen sich, mein Fräulein.“

„Fein! Heute Mittag seh ich sie.“

„Hol mich der Teufel, ich bin verliebt!“

„Wollen mal sehen, ob die Dusche das bischen abkühlt!“

Und er sprang mit einem Satz aus dem Bette und ging ins Badezimmer, wobei er das schöne Lied „Menschen, Menschen san mir alle“ in höchst unwahrscheinlichen Tönen vor sich hin piffte.

Am Abend dieses Tages saß Thomas wieder im gewohnten Kreise im Restaurant Hoftheater.

Rose war zufrieden mit ihm: er hatte es heute mittag und heute abend zustande gebracht, unbefangen und heiter zu erscheinen. Sie behandelte ihn dafür mit besondrer Freundschaftlichkeit; das weckte neue Hoffnungen in ihm und steigerte seine Stimmung.

Als das Lokal sich von andern Gästen schon ziemlich geleert hatte, wurde Sekt bestellt; und schließlich saßen sie ganz allein in dem weiten, öden Raume, wo nur noch über ihrem Tische zwei Gasglühlampen brannten und ihr grünliches Licht vergeblich in den Kampf mit der Finsternis ringsum schickten. Überall sonst standen die Stühle übereinandergestapelt auf den Tischen: ein matt spiegelndes Liniengewirr.

Das hell beschienene Tischtuch sah wüst aus. Volker hatte einen melancholischen Kausch, der ihm besonders lähmend in die Hände gefahren war. Er hatte mindestens fünfmal sein Glas umgeworfen, und von seinem Plaze zog sich ein feuchtgrauer Fleck mit langen Ausläufern über die weiße Leinwand und hauchte den Geruch von abgestandnem Sprit aus. Zigarrenasche, Zigarrettenstummel, Kügelchen aus Staniol und halbe Semmeln lagen umher. Die Kosée war selig betrunken und lachte in einem fort ohne jede Veranlassung ihr trocknes und doch schmieriges Lachen. Konrad Sieben, der bekannte Dramatiker, der in letzter Zeit viel in dem Kreise verkehrte, trank viel und wurde dabei immer eifriger in dem theoretischen Vortrage über die Technik des Dramas, den er Volkern hielt. Dieser fühlte sich durch die Verschwendung von so viel Klugheit des berühmten Mannes an seine Person geschmeichelt, er plierte den Dichter aus blöden Augen an, die er mit Anstrengung halb offen hielt, und stimmte beflissen zu, wenn Sieben an seinen eignen Stücken demonstrierte, wie ein Drama sein müsse, und an denen seiner Kollegen, wie es nicht sein dürfe.

Von Zeit zu Zeit warf der Dichter einen bösen

Bullboggens Blick zu Niedermayr hinüber, der auf Verlangen der Damen mit halber Stimme Chansons vortrug und ihn dadurch störte. Dem Maler aber war das durchaus gleichgiltig. Er lag zurückgelehnt auf seinem Stuhle, markierte mit den Händen die Gitarrenbegleitung und sang:

„Voici, Manon, le soleil,
C'est le printemps, c'est l'éveil,
C'est l'Amour, maître des choses . . .“

Thomasens Lustigkeit wich langsam einer trübseligen Stimmung. Er saß schweigend, den Kopf in die Hand gestützt. Hinter seiner Stirn hob und senkte sich ein dumpfes Gefühl, das er aus den Bummelzeiten der letzten Wochen gut kannte. Das würde auch, wenn er nachher schlief, wach und eifrig weiter arbeiten und schwellen, um morgen früh beim Erwachen ein wilder, bohrender Schmerz zu sein. —

Sollte er dieses Leben weiter führen, ohne ein Ende abzusehen? Sollte er Abend für Abend in diesem Kreise sitzen, der ihm nicht behagte, und mehr trinken, als ihm gut war, nur um sich munter zu erhalten? — Er sah sein Selbstgefühl und seine Hoffnungen langsam in diesem Fuseldunst ersticken, er sah seine innre Einsamkeit und Sammlung in dem plätschernden Gewässer dieser Gespräche ertrinken. — Und seine Kunst? Er würde wohl auch zu der Schaffensmethode kommen, die Sieben sich auf dramatischem Gebiete zu eigen gemacht hatte. Einen Monat vor Beginn der Sommerausstellung würde er sich, wenns gut ginge, daran machen, schleunigst ein Bild zu malen, oder zwei; und

sonst würde das ganze Jahr dem ödesten sogenannten Amusement gewidmet sein.

„C'est l'Amour, maitre des choses . . .“

Tonlos flüsterte er diesen Vers aus Niedermayrs Chanson vor sich hin.

Sein Blick haftete grollend und heiß auf Rosen. Hätten die andern darauf geachtet, an diesem Gesichtsausdruck hätten sie alle den unglücklichen Liebhaber erkennen müssen.

Sie selber nahm ihm dies Anstarren nicht übel. Sie schien ganz in weiche Stimmung gehüllt zu sein. — War es der Eindruck des schmachtenden Liebes, war es der Wein, war es . . .? — Sie erwiderte Thomases Blick mit einem matten, hingebenden Lächeln, und auf dem Grunde ihrer träumerisch verschleierte Augen brannte heimlich ein fremder Glanz.

Thomas ging mit der Rosée und Rosen durch die schlecht beleuchteten, widerhallenden Straßen der Altstadt.

„Erst bringen wir Sie nachhause, Rosinerl,“ sagte er schnell.

„Ich kenn euch schon,“ drohte sie neckisch, mit stolpernder Zunge, „ihr wollt mich bloß losbringen und nachher zu zweit im Mondschein schwärmen.“

„Ach, Rosinerl,“ lachte Rose ein bißchen gezwungen, „schau, es scheint ja gar kein Mond. Und du müßtest einen großen Umweg machen, und für mich liegt die Sendlingerstraße bereits am Weg.“

„Ja, ja,“ sagte die Rosée elegisch, „amüßert's euch nur, solange ihr jung seid.“

„A geh, Rosinerl! Amüsiern? Der Herr Kerkhoven bringt mich schön brav heim, und gar is.“

„E, e, e,“ meckerte die alte Schauspielerin, „ich kenn eine, die sich auch amüsiert hat, wie sie jung war. Sie hieß, wenn ich net irrig bin, Rosine Rosée. — Weshalb sollen sich junge Leut net amüsiern? Bloß Dummheiten muß man keine machen.“

Von der Sendlingerstraße bogen Rose und Thomas nachher selbander in eine der engen Seitengassen, die zum Viktualienmarkt führen. Ein zitterndes Schweigen webte zwischen ihnen, das sie sich nicht zu stören getrauten.

Auf einmal — er wußte selbst nicht, wie er dazu gekommen war, schob er seinen Arm unter ihren. Sie wehrte ihm nicht; ein tiefer Seufzer ging durch ihre Lippen. Leise und mit schüchterner Zärtlichkeit glitt seine Hand an ihrem Arme hinauf und wieder herunter. Sie ging mit gesenktem Kopfe, und auf einmal preßte dieser kühle Arm seine Hand an ihren atmenden Körper.

„Rosel!“ flüsterte er leise.

„Ja!“ hauchte sie kaum vernehmbar.

Da zog er sie an sich. Sie blieb stehen, den Kopf hintüber gebeugt, und hob ihm ihren Mund entgegen.

Es war ein Kuß, von dem sie sich nicht trennen konnten.

Und als sie langsam weiter gingen, sprach keins von ihnen, aber es war nicht mehr das zitternde Schweigen der Scheu vor dem ersten Worte, nein, ein lasses, erlöstes Schweigen: war hier doch alles gesagt!

Die ausgestorbenen Stände des Viktualienmarktes glogten mit offenen Müulern auf die zwei, die langsam Hand in Hand an ihnen vorbeischnitten, mit einem Ausdruck auf den Gesichtern, als gingen sie in die Unendlichkeit hinaus.

Und als sie vor Rosens Haus in der Reichenbachstraße unwillkürlich und aus alter Gewohnheit stehen blieben, erwachten sie gleichsam und schauten staunend an der oben Fassade der hohen Mietkaserne hinauf.

Rose seufzte auf und holte ihren Hausschlüssel aus dem Handtäschchen.

„Sperr auf!“ sagte sie und reichte ihn Thomafen.

Es dauerte eine Zeitlang, bis er damit zustande kam. —

Dann gab sie ihm die Hand und hielt ihm die Lippen hin.

„Gut Nacht!“

Er küßte sie.

„Rose! Rose! Rose!“

Da waren sie im dunkeln Flur. Er preßte sie in seine Arme, und sie ließ sich, willenlos hingegen, von ihm halten. Die Haustür fiel langsam zu. Als aber die Zunge des Schlosses einschnappte, fuhr Rose auf. „Nein, nein, nein,“ flüsterte sie hastig, „nein, du mußt gehn, geh jetzt, bitte, bitte geh!“

Und als er mit halben, sinnlosen Worten bat und schüchtern ihre Arme berührte, schrie sie es fast heraus:

„Ich bitte dich, geh!“

Er trat einen halben Schritt zurück und senkte böse den Kopf. Da wisperte sie, so nah an seinem Gesicht, daß ihre Stirnlöckchen es streiften:

„Morgen, Liebster!“

Das blaue Flämmchen eines Wachskerzchens erglomm und wuchs zu gelbem Schein. Rose schloß die Haustür auf. Er sah nur ihr Gesicht, die heißen Wangen, über die verwirrte Haarsträhnen hingen, und den schwimmenden Glanz der Augen.

Dann noch ein Händedruck, ein schneller Kuß . . . Er stand im blauen Lichte der Dämmerung auf der leeren Straße.

Wohl eine Viertelstunde ging er vor dem Hause auf und nieder, ohne sich von dem Gefühl ihrer Nähe trennen zu können. Dann aber warf er den Kopf in den Nacken und schritt rüstig aus. Er wollte einen Gang durch den englischen Garten machen, bevor er ins Bett ginge.

Leicht und frei war ihm zumute; an Rosen dachte er mit unendlich weichen, warmen Gedanken.

Er verstand seine frühere Stellung zu ihr nicht mehr. War er es denn, der noch gestern ohne den Schatten eines Zweifels bei sich festgestellt hatte: Sowaß heiratet man nicht?

„Ich bin glücklich,“ sagte er vor sich hin, und ein Drang, zu jauchzen, schwellte seine Lippen.

Ja, er wollte sie herausheben aus der staubigen, dürftigen Umgebung. In Schmutz und Armut war sie geworden, was sie war; wie würde sich ihre starke Natur erst in den hellen, gelüfteten Stuben des Heims entfalten, das er ihr bereiten wollte!

Sein Entschluß war gefaßt; er träumte sich Bild über Bild aus seinem künftigen Leben mit ihr.

Er mußte lächeln: was wohl die guten Verwandten in Riga dazu sagen würden? „Das ist . . .“ — „Man

soll . . ." — „Man muß . . ." — „Der Zweck der Ehe ist . . ."

Ach, lieber Gott! Natürlich, heiraten ist ein Lotteriespiel. Ob es wohl einen Menschen gibt, der diese Weisheit nicht schon mit bedenklichem Kopfschütteln ausgesprochen hätte? — Man ist ja heutzutage auch nicht mehr so, daß man heiratet, um verheiratet zu sein. Man heiratet nicht, weil man möchte, sondern weil man muß. Und wenn man muß, fragt man auch nach den Folgen nicht . . .

Thomas schob alle Gedanken beiseite, auch seine frohen Zukunftshoffnungen, und füllte seine Seele ganz mit dem schwellenden Brausen des Augenblicks.

Ein Klingen sprang in ihm auf, Verse, eine Strophe von Richard Dehmel, die er jüngst gelesen hatte; sie fügte sich in seinem Gedächtnis Wort für Wort zusammen und trat ihm auf die Lippen:

„Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
Und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
Dann offenbart sich dir das weise Wesen
Verliebter Torheit: die große Liebe.“

Und diese Verse begleiteten ihn lange. Hundertmal sang der Rhythmus seines Blutes sie dem wachsenden Tage entgegen.

Er ging zwischen blühenden Wiesen, in denen Inseln aus gelben Löwenzahnblüten brannten, wie Stücke der großen Sonne, die befruchtend auf die Erde gefallen wären. Ein tausendfältiger feiner Regenbogenschimmer flinkerte auf dem tauigen Grase. Die grünen Wellen des kleinen Isararmes jagten Thomafen nach und holten ihn ein und liefen Hals über Kopf voraus, als gelte

es einen Wettlauf nach dem Glück. Er aber ließ sie ruhig laufen. Er hatte sein Glück. In den Bäumen flöteten die Amselväter ihren brütenden Weibchen helle Lieder, und Thomas verstand heute die Vogelsprache; auch die Amseln sangen:

„Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen . . .“

Aber bei ihnen hatten die Worte eine leichtere, selbstverständlichere Melodie als bei den dummen Menschen, die keine Flügel haben und Gedanken die schwere Menge.

Thomas schlief nach seinem Morgenspaziergang bis gegen zwölf und erwachte dann aus einem unsinnigen Traume, dessen Bilder noch in die ersten wachen Augenblicke groteske Schatten warfen, bis sich auf einmal das Tagesbewußtsein energisch aufrichtete und der Flor des Zwischenzustandes von Schlaf und Wachen zu Boden glitt. — Gottseidank, das alles hab ich geträumt, und jetzt ist alles klare Wirklichkeit! — Dieser erste Gedanke staunte mit großen Augen in die Mittagsonne. Und wie die Erinnerung lebendiger wurde, verwandelte sich dies Staunen in ein Leuchten. Es war ja wirklich alles so klar geworden und hatte sich so schön gewendet, wie er sich gestern noch nicht hätte träumen lassen.

Nur schnell zu Rosen! — Er zog sich an und lief beinah ins Café Heß.

Aber dort traf er nur Volkern, der, Gramfalten im fagenjämmerlich blaffen Gesicht, mit der Gabel in einer Portion Irish Stew herumstocherte.

„Grüß Gott,“ krächzte er heiser.

„Grüß Gott,“ entgegnete Thomas zerstreut und setzte sich.

„Herrgott Sakrament, der richtige Knochenfraß!“ fluchte Volker, holte einen langen Knochensplitter aus seinem Munde und legte ihn zu den andern, mit denen der Rand seines Tellers garniert war. Thomas bestellte sein Essen und fragte nachher in gleichgiltigem Tone:

„Wo bleiben denn unsre Damen? Probe?“

„Jawoll!“ verneinte Volker ärgerlich. „Die Probe is lang gar. Der Aff, der Niedermayr, war im Theater und hat sie zum Frühstück abgeholt. Die fressen

jetzt was andres wie Irish Stew. Mich hat er natürlich net eingeladen, der Saukopf! Er mag lieber allein der Hahn im Korbe sein.“

„Bei Niedermayr . . .“ sagte Thomas und runzelte die Stirn. — Nach einem Schweigen knurrte Volker:

„Er wird sich aber täuschen!“

„Wer?“

„Der Depp, der Niedermayr.“

„Täuschen?“

„Bei der Rose erreicht er nig. Die is kalt wie ne Hundeschmauze.“

Thomas lächelte.

„Weil sie sich nicht für dich erwärmt?“

Volker stopfte riesige Happen Schlagrahmtorte in seinen Mund.

„Sie ist ein Affenweib,“ sagte er, mit vollen Backen mampfend, und schrie dann: „Zahlen, Otto!“

Der Kellner kam gelaufen.

„Zahlen, jawohl, Herr Volker. — Macht: Zwanzig —! Eine Mark — eins zwanzig — eins vierunddreißig — Brot?“

„Nein.“

„Kein Brot . . . Eins siebenunddreißig.“

„Otto, machen Sie nicht jeden Tag dieselben Witze! Also eins vierunddreißig. — Schreiben Sies auf.“

Der Kellner grinste.

„Darum schreiens gar so laut: Zahlen?“

„Sie sind ein freches Mannsbild.“

„D nein, Herr Volker, am Samstag gar nie,“ versicherte Otto grinsend und fauste mit leise schlurfenden Schritten an einen andern Tisch.

„Du, Volker, was ist denn heute im Theater?“ fragte Thomas.

„Liebele! Da hab ich wieder die dankbare Rolle von dem unbekanntem Herrn, der so damisch brüllt. Gottseidank komm ich bloß im ersten Akt. — Sieht man dich heut Abend im Hoftheaterrestaurant?“

„Will mal sehn. Vielleicht. Also, grüß Gott!“

Thomas war sehr verdrossen. Daß er Rosen nicht getroffen hatte, war ihm eine peinliche Enttäuschung, und er gab sich diesem Gefühle so widerstandlos hin wie ein Kind, dem man ein verheißenes Spielzeug nicht mitgebracht hat. Es half auch nichts, daß er sich selber kindisch schalt; er kam nicht dagegen auf, und sein ungeberdiges Leiden war beklemmender, als der Schmerz um ein großes Unglück hätte sein können. Einen wahrhaft komischen Zorn empfand er gegen Niedermayr, der ihm ja doch eigentlich gar nichts getan hatte. Das ging bis zu dem Wunsche, ihn vor sich und einen Revolver in der Hand zu haben, um ihn über den Haufen knallen zu können. — Als Thomas aber bis dahin gekommen war, fand er sich selber recht lächerlich und legte seiner Phantasie Zügel an. — Ihm wurde klar, daß sein Zorn auf ein eifersüchtiges Mißtrauen gegen Rosen zurückging. In diesem Augenblick, wo er sich nach ihr sehnte, ließe sie sich sicherlich auf Tod und Leben die Cour machen. Wenn Niedermayr ihr die Hand küßte, würde sie ihre Hand bestimmt länger als nötig in seiner ruhen lassen, und wenn sie sie ihm endlich entzöge, würde es mit einem leichten Druck geschehen, der zu nichts verpflichtete, aber doch Hoffnungen wachzuhalten bestimmt wäre. Hatte nicht

Rosens Lehrerin in der Lebensweisheit, die dicke Rosine Rosée, es für einen Fundamentalsatz erklärt, eine Schauspielerin dürfe es mit niemand verderben? Und natürlich erst recht nicht mit einem Verehrer, der so kräftige Hände zum Applaudieren und eine solche Freigebigkeit im Spenden von Blumentörben besaß, ganz abgesehen von den eß- und trinkbaren Naturalien, für die die Rosée „ihr Leben ließ“, die aber auch Rose nicht ver-
schmähte . . .

Auf einmal kam es Thomafen zum Bewußtsein, wie merkwürdig es wäre, daß er so häßlich von der Frau dachte, die er liebte. Und liebte sie ihn denn nicht? War er nicht noch vor einer Stunde davon überzeugt und glücklich darüber gewesen? Er bemühte sich, seine bösen Gedanken zu verscheuchen. Aber es gelang ihm nur halb. Was er zu sich sagte, klang sehr zuversichtlich; aber das leere, bitter ungeduldige Gefühl konnte er nicht aus seinem Herzen wegdisputieren.

Wenn er Rosen nur bald hätte sehen können! Ein Wort von ihr müßte ja wieder einen andern Menschen aus ihm machen. Zu Niedermayrn gehen wollte er nicht. Und nach Hause kommen würde Rose auch erst kurz vor Beginn des Theaters; und dann würde die Rosée bei ihr sein. Und abends nach der Vorstellung säße sicherlich die ganze Bande beisammen. Thomas wollte sich nicht so lange quälen und womöglich bis tief in die Nacht warten. Er beschloß, ihr zu schreiben.

Als er zu Hause am Schreibtische saß und die Feder ansetzte, also gleichsam zu Rosen zu sprechen begann, war plötzlich alle Qual verflogen. Diesmal brauchte er nicht erst lange zu überlegen. Er schrieb schnell, nur

von Zeit zu Zeit hielt er inne, las die letzten Sätze noch einmal durch und schrieb dann hastig weiter.

Liebe Rose,

ich bin kreuzunglücklich, daß ich Dich heute Mittag nicht getroffen habe. Darüber wirst Du vielleicht lächeln, das macht aber nichts, ich bin einmal so. Ich bin so froh aufgewacht und hatte mich so gefreut, Dich zu sehen, und auf einmal war es nichts. Ich hatte Dir nämlich etwas zu sagen, womit ich nicht bis zum Abend warten kann. Verliebte Leute sind eben ungeduldig. Darum bitte ich Dich, mir gleich, fürs erste schriftlich, zu antworten. Ich schicke diesen Brief durch meinen kleinen Diener in Deine Wohnung. Da er Dich aber sicher nicht zu Hause treffen wird, bitte ich Dich, Deine Antwort auf dem Wege ins Theater am Büfett des Café Heck zu hinterlegen. Da hole ich mir sie dann.

Dieser Brief bezweckt nämlich nicht mehr und nicht weniger als einen formellen Heiratsantrag. Das kommt Dir vielleicht ein bißchen überraschend, weil wir uns ja gegenseitig unsre Abneigung gegen die Ehe im speziellen und besondern oft genug mitgeteilt haben. Aber . . . Verzeih mir, ich möchte nicht pathetisch werden, aber es ist mir sehr ernst mit dem, was ich schreibe . . . Ich kann nicht anders. Wohl bin ich der frohen Zuversicht, daß Du mich ebenso lieb hast, wie ich Dich, und Du wirst finden, daran könnten wir uns genügen lassen. Aber wie die Welt heute nun einmal ist . . . Doch wozu die vielen Worte?

Kurz und gut: verheiratet sein ist doch etwas andres. Mir steht die Bohèmewirtschaft bis zum Halse, und Du wirst ja wohl auch nicht anders denken. Auch die Menschen, unter denen wir uns bisher bewegt haben, sind eigentlich keine Gesellschaft für uns. Nicht, daß ich sie gehässig verurteilte oder sie nicht mehr grüßen und nie mehr sehen wollte; aber man muß eine Tür haben, die man vor ihnen verschließen kann. Und noch ein aufrichtiges Wort, das ich Dir sagen kann, weil Du es wohl nicht lächerlich finden wirst. Ich könnte es überhaupt nicht ertragen, wenn es so weiter ginge, wie bisher. Ich bin, grob gesagt, einfach zu eifersüchtig dazu. Natürlich, die alte Praktikerin Rosine wird ja wohl recht darin haben, daß eine Schauspielerin sich mit aller Welt gut stehen muß. Aber der Mensch kommt schließlich vor dem Künstler. Das Leben übrigens auch vor der Kunst. Und wie ich dich kenne, wirst Du selber herzlich froh sein, wenn Du es nicht mehr nötig hast, vor jedem Esel Männchen zu machen, hier zu schmeicheln und dort zu kokettieren, dem einen süßen Blick zu schenken und jenem einen verstoßenen Händedruck, die minderwertigen Späße der Herren Kollegen zu belachen und Dir vom Herrn Direktor den Rücken tätscheln zu lassen. Doch sind das Sachen, von denen ich nicht erst lange zu reden brauche. Aus der Scherzhaftigkeit, mit der Du mir oft davon gesprochen hast, habe ich den leisen Ekel deutlich gemerkt. Ich weiß, daß Du froh sein wirst, wenn das alles hinter

Dir liegt. Ein Einwand, den Du machen kannst und im Moment machen wirst, ist: „Aber ich soll meine Kunst aufgeben.“ Wo ich dies schreibe, ist mir, als hörte ich den Ton, in dem Du die Worte „meine Kunst“ sagst. Du sagst es nämlich so nett: naiv und ernst und siehst dabei zum Küssen aus. — Aber giebt man denn seine Kunst auf, wenn man darauf verzichtet, sie einem verehrlichen Publico vorzuführen? Die heimlichen Künstler sind die guten Künstler. Das ist nicht bloß so daher geredet. Wenn die Bedingung Deines Besitzes für mich wäre, ich müßte auf jede öffentliche Betätigung meiner Kunst verzichten — glaube mir, ich würde nicht einen Augenblick schwanken.

Aber genug des Geredes, liebste Rose. Ich überlese diesen Brief nicht erst noch einmal im ganzen, aber ich bin überzeugt, daß er kein Meisterwerk ist. Ich bin Maler und habe keine Übung im Schreiben, schreibe auch sonst fast niemals Briefe. So werde ich wohl meine richtigen Gedanken ein wenig hölzern zu Papier gebracht und vielleicht das Wichtigste gar nicht gesagt haben. Mündlich könnte ich vielleicht . . . Nein, ganz ehrlich, mündlich wäre es erst recht nicht gegangen. Redselig sein, ist, wie Du weißt, sonst nicht meine Sache. Und bin ichs hier auf dem Papier geworden, so sei deshalb nicht böse. Und glaube vor allem nicht, ich machte so viele Worte, weil ich meiner Sache unsicher wäre. Nein wirklich: ich habe durchaus keine Angst, daß Du mir „Nein“ sagen könntest.

Aber natürlich bin ich sehr ungeduldig, Dein Ja schwarz auf weiß zu sehen. Antworte mir also unter allen Umständen gleich.

Herzlichst

Thomas.

„Ist kein Brief für mich abgegeben worden?“ fragte Thomas den Kellner Otto, als der ihm im Vorüberhuschen die Speisekarte auf den Tisch warf.

Otto blieb stehen.

„Ich weiß von nig. Vielleicht am Büföh? Ich will gleich schaun.“

Die Büfettmamsell addierte eben eine Zahlenreihe in ihrem Kontobuche herunter. Thomasen dächte die Zeit, die sie dazu brauchte, eine Ewigkeit. Endlich hob sie ihr gleichgiltiges Gesicht, sagte etwas und holte einen Brief aus der Geldschublade. Thomas sah von weitem, daß das Kuvert mit zwei Glückskleeblättern verschlossen war. Otto winkte grinsend, prüfte die Handschrift der Adresse, führte den Brief mit gespitzten Fingern an die Nase, schnupperte daran und verdrehte schwärmerisch die Augen. Grazids tänzelnd näherte er sich dann langsam, führte den Brief noch einmal mit dem Armschwung eines Lustspielkellners unter seiner Nase vorbei und händigte ihn Thomasen aus.

„Ein Liebesbrief, Herr Kerkhoven! Dös schmeckt man von draußen.“

„Bringen Sie mir ein Bohnenfleisch,“ sagte Thomas kurz.

„Ein Bohnenfleisch. — Kalbsgulasch wär auch sehr zu empfehlen . . .“

„Danke!“

„Na, denn net! Ein Bohnenfleisch also! Was dazu?“

„Nein.“

„Sind ja eh Bohnen dabei. Ein Bohnenfleisch ohne
nix, jawohl! — Genzi, ein Braumbier für'n Herrn Ker-
hoven! Schick dich!“

So ungeduldig und — wenn ers auch vor sich selber
nicht wahr haben wollte — voll banger Zweifel Thomas
den ganzen Nachmittag gewesen war, jetzt drehte er den
Brief zaubernd in den Fingern. Einen Augenblick
dachte er sogar daran, erst zu essen und ihn nachher
zu Hause zu lesen. Aber dann lachte er sich selber aus
und riß das Kuvert auf. Er entfaltete den Bogen mit
beiden Händen und mußte sie fest aufs Tisch-
tuch stemmen, damit sie nicht zitterten. Kaum hatte er den
ersten Blick auf die Anrede geworfen, als er ein eigen
peinliches Gefühl von Trockenheit in der Kehle bekam.
Und er las den Brief langsam, Wort für Wort, als
gäbe ihm das eine Galgenfrist. Da stand:

Lieber Herr Kerhoven!

Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtigen Zeilen
und möchte Ihnen eben so aufrichtig antworten.

Ich weiß ja, Sie sind ein guter Mensch und
werden mir einen unbewachten Augenblick nicht
entgelten lassen. Aber Sie müssen vergessen, was
gestern abend gewesen ist. Und es ist ja auch
eigentlich nichts gewesen. Nicht wahr, das müssen
Sie doch selbst zugeben? Es kann nun einmal
nicht sein.

Gewiß ist es richtig, daß mir Ihre so sehr
sympathische Persönlichkeit von allem Anfang an

sympathisch gewesen und habe Sie auch im Verkehr sehr lieb gewonnen. Aber vor einer Heirat muß ich noch sehr viele andre Dinge bedenken, nicht wahr? Sie sagen sehr richtig, daß man auch ein heimlicher Künstler, wie Sie sich ausdrücken, sein kann und daß beim Theater manches unangenehm ist. Aber ich stehe noch am Anfang von meiner Karriere und habe von meinem Talent nicht recht viel hergemacht. Und das ist der Grund, weshalb ich auf meine Laufbahn noch nicht verzichten kann. Wie gesagt, habe ich Sie recht lieb und Ihr Antrag ehrt mich, wie mich kein anderer ehren würde, möchte aber zuerst etwas mehr erreichen! Kann mich daher noch nicht binden, so sehr ich bedaure, Sie durch meine Absage zu kränken. Das können Sie glauben!!

Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit und seien Sie nicht traurig! Vielleicht in ein paar Jahren, wenn Sie mich gefragt hätten, dann könnte es anders sein. Aber so wie ich jetzt dastehe, vom Theater weggehen, da würde ich mir recht blamiert vorkommen. Wenn ich erst etwas bin, dann ist es etwas anderes.

Aber bis dahin werden Sie schon lange eine andere gefunden haben, die Sie glücklicher machen wird, als ich es in der Lage bin, das weiß ich sicher!

Lieber Thomas, Du mußt vernünftig sein, es ist nicht anders. Schwellenden Knospen im Lenz sind unsre Hoffnungen ähnlich; stets wenn die eine verwelkt, schließt die andre sich auf. Täglich sendet uns die Sonne neue Strahlen, also warum

den einen festhalten von gestern, da morgen neue Gluten und umfließen. — Und so ein Sonnenstrahl läßt sich nicht halten, er huscht flüchtig vorüber.

Verzeihen Sie meine Schrift, jedoch ich habe furchtbare Eile! Seien Sie bestens begrüßt

Ihre treue Freundin

Rose Karrar.

Na ja, dachte Thomas, mit einem Seufzer, und faltete den Brief mit einer Ruhe zusammen, die ihm selbst wunderbarlich genug vorkam. — Sogar ihr Stammbuch hat sie für mich beraubt! lächelte er säuerlich in sich hinein. — Er machte sich aus Art und Stil ihres Briefes etwas wie einen Trost: sie beide wären nach Erziehung und Denkweise doch wohl zu verschieden, als daß sie hätten gut zusammen passen können. Und die Betäubung, die wolkig in seinem Gehirn schwankte und das Bewußtsein wohlthätig dämpfte, sprach er als eine Art Zufriedenheit darüber an, daß nun alle Zweifel hinter ihm lägen, daß ein Abschluß gefunden wäre und die liebe Seele Ruh hätte. — Es kostete ihm einige Gewalt, sein Essen herunterzuzwürgen. Er tat es auch nur, damit der Kellner nicht merke, daß ihm etwas gegen den Strich gegangen war. Aber auf einmal fand er diese Ängstlichkeit höchst albern. Er warf Messer und Gabel hin und rief ärgerlich:

„Zahlen!“

„Zahlen, jawohl!“ Otto kam mit leise schlurfenden Schritten angetänzelt. „Sie habens aber notwendig zum Raddewuh, Herr Kerkhoven. — Eine Mark — eins vierzehn — Brot?“

„Ja.“

„Macht: einß siebzehn. — Wenn Sieß Giardinetto für die Fräuln Rosée mitzähl'n müssen, is die Rechnung größer. So wenig hatß noch gar nie gemacht.“

Otto half Thomasen den Paletot anziehen und fragte dabei mit gedämpfter Stimme:

„Sie, Herr Kerkhoven, der Volker hat bereits acht- unddreißig Mark in meinem Büchl stehn. Glaubens, ich krieg mein Geld?“

„Ihre Geschäftsgeheimnisse interessieren mich nicht,“ war die gelangweilte und ungeduldige Antwort.

Und Thomas ging.

Als er vor seiner Haustür in der Kaulbachstraße stand, überkam ihn eine heftige Abneigung davor, jetzt hinaufzugehen und den ganzen Abend allein zu sitzen. Er konnte sich denken, wie die Stunden schleichen und seine Gedanken ebenso langsam und unerbittlich auf das eine Ziel losgehen würden, bis es ganz klar und öde in ihm geworden wäre. Denn jetzt wandelte er noch immer in einer Betäubung, durch die nur eine einzige Empfindung stechend fühlbar wurde: die verletzte Eitelkeit.

Er machte eine scharfe Wendung auf dem Absatze und ging wieder nach der Stadt zu.

Im Café Luitpold hoffte er am ehesten Bekannte zu treffen. Richtig saßen da auch das Ehepaar Chottat und Penzberger, „das bleichschenklige Dreieck“, wie Wacker die drei zu nennen pflegte. Amüsant waren die nun freilich nicht. Sie begrüßten Thomasen einsilbig, aber mit einem gewissen erleichterten Aufseufzen, das

den vierten Mann willkommen hieß und sich eher von ihm eine Ablenkung zu versprechen schien.

Die schöne Thessa und Penzberger tranken Absinth. Ihre glimmenden Augen wichen nicht von dem käsebleichen Gesicht des kleinen Radierers, der schlaff dasaß, als hinge er nur noch notdürftig in den Gelenken zusammen. Im übrigen hatte er sich auf das Genie zurecht gemacht: seine früher so solid gescheitelten Haare hingen in Fransen in die Stirn, und eine feuerrote Foulardkravatte machte seinen Teint fast grün. Der Doktor Chottak sah aus, als müsse er aller Augenblicke schweigend ein sehr stacheliges Unglück verschlucken. Er spülte fleißig mit Kognak nach; die kleine Karaffe mit den kontrollierenden Reischen leerte sich allmählich.

Jawohl, ich bin in der richtigen Gesellschaft! spottete Thomas innerlich über sich selber. Man könnte eine Schauerballade über uns viere dichten, die alle die Liebe unglücklich gemacht hat! — Eine Art wütenden Humors packte ihn, und er wunderte sich im stillen, wie berebt er auf einmal wurde, und wie witzig. Das Dreieck staunte ihn ordentlich an. Wie kam dieser stumpfsinnige Kunstmalermalermeister auf einmal zu dieser Menge von giftigen Bonmots?

Thomas trank schnell und redete fast ohne Unterbrechung; aber trotzdem ihm die lachende Bewunderung der andern oberflächlich schmeichelte, fühlte er sich gar nicht wohl. Er wußte ja, daß diese Lebhaftigkeit innerliche Aufregung verbarg, und kam sich bei dem allen beinah hysterisch vor, nicht weit von einem Weinkrampf oder von einem schweren, stumpfsinnigen Rausche.

Und dann verstummte er und fühlte sich auf einmal

fürchterlich müde. Er saß mit einem Gefühl von Ohnmacht da, körperlich schlaff und ohne Gedanken . . . Schließlich raffte er seine Energie zusammen: er stand auf und empfahl sich unvermittelt.

Als er aus dem rauchigen Wirtshaus in die Nachtluft trat, wich die Schläfrigkeit auf einmal von ihm. Er ging langsam nach dem Odeonplatz. Dort machte er halt und schaute sich um. Das Hofgartentor stand bleich im Mondlicht neben dem dunkeln Bau der Residenz. Zur Rechten lugte durch die Bogenöffnungen der Feldherrnhalle eine eigen verschwommene Dämmerung hervor, und als Thomas den Kopf mit einer schnellen Wendung hob, sah er die Barocklinien der Theatinerkirche märchenhaft ins Licht dieser Nacht ragen, aufgelöst und aller Schwere entbunden. Und ihm war, als zerginge auch in ihm alle Kraft, als müßte er sich der Weichheit dieser Nacht ergeben, und müßte sich von der Sehnsucht tragen lassen, die ihn sanft und mächtig hielt. Er schaute nach rechts in die Theatinerstraße hinein, über deren Mitte ein winkliger Zug von blauen Bogenlampen den Weg in die Stadt wies, — zu Rosen, die jetzt wohl lachend im Hoftheaterrestaurant säße. Er fühlte auf einmal eine brennende Sehnsucht nach ihr: hingehen und tun, als ob nichts geschehen wäre! . . .

Schon hatte er ein paar Schritte nach der Stadt zu gemacht, da schrie auf einmal etwas in ihm auf; er drehte schnell um und ging nach Norden, hinein in die Gasflammenallee der Ludwigstraße, die sich schnurgerade bis in die Unendlichkeit zu recken schien. Aber seine

Schritte wurden immer langsamer. Daß merkte er zuerst an dem Widerhall in der leeren Straße. Es klang ganz so, als ob da drüben in gleichem Takte mit ihm ein anderer ginge, gleichsam ein zweiter Thomas Kerkhoven, der ihn ansähe und überlegen lächelte.

Und es war, als ob dieser unsichtbare Zweite seinen Troß wecke: er ging wieder schneller und bog bald in die Schönfeldstraße ein. Vor seiner Haustür schwankte er noch einen Augenblick, dann aber stieg er die drei Treppen ohne Zaudern hinauf, wenn auch sehr langsam, denn das Steigen wurde ihm schwer, als sei er auf einmal alt geworden. Er atmete hastig und hatte ein dumpfes Schmerzgefühl in den Kniekehlen.

Thomas ging gleich zu Bett, und merkwürdig: er lag kaum zwischen den Laken, als er auch einschlief. Er hatte nicht einmal die Kerze auf dem Nachttisch löschen können. Ein brauner Schmetterling kam durchs Fenster hereingeflogen und surrte um die Flamme, daß sie zuckte und tanzende Lichter auf Thomases blasses Gesicht warf . . .

Thomasens Erwachen am nächsten Tage glich dem von gestern wenig. Er fuhr davon auf, daß sein kleiner Diener, der im Atelier rein machte, mit dem Teppichbesen gegen die Schlafzimmertür donnerte. Thomas fühlte sich noch sehr müde, und außerdem wehrte sich ein Instinkt in ihm gegen das Erwachen zu einem verdrießlichen Tage; so behielt er die Augen geschlossen und hoffte, noch einmal einzuduseln.

Es war vergeblich. Sein Gehirn arbeitete, und die Frucht dieser Arbeit waren nüchterne, unangenehm klare Morgengedanken.

Mit einem Seufzer richtete Thomas sich auf und stützte sein Kinn in die Hand. Zu schlaff, um sich weiter zu rühren, blieb er lange in dieser Stellung; seine Augen starrten unbewegt in das Licht dieser illusionlosen Stunde. Immer ärmtlicher dächte ihn diese ganze Liebesgeschichte, immer lächerlicher seine eigne Rolle dabei. Und diese Stimmung griff weiter, aus diesem besondern Fall ins Allgemeine hinaus. Thomas wurde sich selber ein harter Kritiker ohne Liebe. Der Stab seines Lebens, sein heimlicher Hochmut, war zerbrochen. Er sah sich so klein, als stünde er Meilen von sich entfernt, er fand sich so unendlich gewöhnlich, daß er die Ruhe einer großen Leere in seiner Brust wachsen fühlte. Und das tat ihm wohl. Was nun werden sollte? Ach, das wäre eigentlich so gleichgiltig! Und so unsicher! Wenn diese Stimmung in ihm wüchse, wohin er dann wohl käme? — Wer doch auslöschten könnte wie eine Kerze ohne Sauerstoff, von selbst, ohne daß es einen Entschluß brauchte! . . . Aber Thomas war jung, und diese Gedanken waren heuchlerisch, so

ehrlich er sich in sie hineinstürzte. Verstoßen, in eine graue Tarnkappe ver mummt, trat das Leben wieder an sein Bett und gab ihm andre Gedanken. Sie waren klein und harmlos und bedeuteten nicht viel, und banden ihn doch mit unzähligen Fädchen an kommende Tage, sprachen von heute und morgen und meinten heimlich Jahre der Zukunft.

Nur hinaus aus dem allen! sagte Thomas zu sich. — Fort aus München! Aber wohin? — Er dachte zuerst in die Ferne. Die Welt war ja groß und lag vor ihm offen. Viel Schönheit war ihm von früheren Reisen anheimelnd im Gedächtnis geblieben, und viel Schönheit war ihm noch aufgespart. Thomas wunderte sich plötzlich darüber, warum er eigentlich so wenig gereist wäre in seinem Leben. — Aber auch jetzt hatte er keine Lust dazu. Er fürchtete sich vor großen und neuen Eindrücken; er wollte in eine vertraute Gegend, in Einsamkeit und Ruhe. Einen Augenblick dachte er an die Heimat; er sah plötzlich die grau grüne Ostsee vor sich liegen und hatte brennende Sehnsucht nach dem Meere. Aber dann kamen ihm die vielen Bekannten zu Hause in den Sinn. Er schüttelte langsam den Kopf. — Und deutsche Seebäder . . .! Er sah das Badeleben vor sich: entweder Lärm und aufdringliche Eleganz oder Horden von Philistern; Strandkorb an Strandkorb, bunte Fähnchen und schlechte Blechmusik. Und Thomas wußte plötzlich, wohin er wollte. Er drückte dreimal auf den Klingelknopf über seinem Bette.

Der kleine Diener erschien, hembärmlich, eine blaue Schürze vorgebunden.

„Herr Kerkhoven?“

„Pepi, Koffer packen! Wir gehn auf ein paar Wochen nach Holz hinaus.“

„Haut schon,“ sagte Pepi mit vergnügtem Nicken.

„Und stell schleunigst Teewasser auf.“

„Zawohl, gná Herr.“

Pepi verschwand, und aus der Küche klang seine Stimme herüber, die ein lustiges Lied sang. Die Freude des Jungen weckte etwas wie ein Echo in Thomasen. Auch er freute sich, hinauszukommen, zwischen grüne Wiesen und unter Bauern. Die letzten Wochen mit ihren Erlebnissen dáuchten ihn auf einmal ferngerückt, als hätte er nachher tagelang in einem Strich geschlafen. Er freute sich auf das Dörfchen am Tegernsee, das mit seinen stattlichen Höfen oberhalb der Straße und abseits vom Wege der Sommerfrischler lag. Thomas hatte es im Frühling vor einem Jahre bei einer Fußwanderung entdeckt und dann zwei köstlich einsame Sommermonate dort verlebt. Sein kleiner Diener war draußen wieder ganz zum Bauernjungen geworden: er hatte gemáht und Heu gemacht und Pferde gestriegelt und Ställe ausgemistet und Ráhe gemolken; hinter dem Miniaturdomestiken war der Mensch zum Vorschein gekommen.

Es klopfte an die Schlafzimmertür. Pepi streckte sein besorgtes Gesicht herein.

„Aber, gná Herr, wenn am End gar der Schußmann schon vermietet hátt . . .?“

„Er wird schon nicht . . .“ war die lächelnde Antwort.

Thomas war absichtlich in den großen Amerikanerwagen dritter Klasse gestiegen, weil so viele Bauern darin saßen. Er kannte das Volk des Tegernseerlandes gut und hatte Sehnsucht, nach allen den Komödianten einmal ganz andre Leute zu sehen . . . Der Zug schnaufte gemütlich und klapperte seinen ewigen Rhythmus herunter. Thomas sah durchs Fenster die Landschaft vorüberfliegen, bunte Wiesen mit lustigen Waldstücken dazwischen. Aber die blauen Berge, auf die er zufuhr, standen ruhig und schienen nur ab und zu einen Schritt nach rechts oder links zu machen, wenn der Zug mit wichtigem Poltern eine Kurve nahm. — Das Gras stand hoch, und die Blumen blühten. Es gab Stellen, die so dicht mit weißen Dolden bedeckt waren, daß sie wie Schaumstreifen eines brandenden Meeres vorüberflatterten, und dann kamen wieder sonnengelbe Flecken im weiten Grün, und rosa, und blaue, und Böschungen, die dicht gesprenkelt waren von rotem Mohn. Auch der Himmel glänzte lustig gescheckt in den bayerischen Farben.

Die Bauern in ihrer kurzen Wicks oder den langen Trompetenhosen sprachen vom Viehhandel und von andern geschäftlichen Dingen; aber Rede und Gegenrede flog so munter hin und her, sie frozzelten sich so schlagfertig, daß Thomas sich neben diesen anmutig frohen und intelligenten Kindern eines Landes mit alter Kultur so recht wie ein nordischer Barbar vorkam. Unwillkürlich zog er Vergleiche zwischen ihnen und seinem Münchener „Künstlerkreise“, und er schwankte keinen Augenblick, wem er den Vorzug geben sollte. Unter diesen Bauern fühlte er sich viel eher zu Hause, wenn sie auch eine Sprache redeten, die ihm beinahe fremd war, so

daß er ihrer Unterhaltung nur mit Anstrengung folgen konnte.

Als er in Gmund angekommen war, überließ Thomas die Sorge für das Gepäck seinem Pepi. Er selbst ging langsam die Straße nach Kaltenbrunn hinunter. Freudiges Behagen erfüllte ihn beim Anblick der vertrauten Landschaft. Links der See im Kranze seiner Berge, blühendes Röhricht am Ufer . . . Rechts gewellte Wiesen, bestanden mit prächtigen Baumgruppen, umgrenzt von einem dunkeln Waldgürtel. Sonne über allem, nur hier und da der wandernde Schattenfleck einer Wolke auf dem Grün; und das metallische Schwirren der Grillen förmlich zu eins verschmolzen mit der Luft . . .

Ein hellblau gestrichner Leiterwagen kam Thomasen entgegen. Der schwere Kotschimmel davor schritt lässig und seine zottigen Füße dennoch vorsichtig setzend, gesenkten Hauptes und mit hängender Unterlippe; das hohe Kummert nickte bei jedem Schritt. Der Bauernknecht, der halb liegend auf dem leeren Wagen saß, hatte nur ein offnes Hemd und eine abgeschabte Lederhose an. Seine Beine waren bis übers Knie hinauf nackt und gelbbraun verbrannt, nur die Stelle, wo sonst die Wadenstrümpfe saßen, bezeichnete ein breiter heller Streifen. So lag der Mann, ein Bild des Behagens, und ließ sich von der Sonne bescheinen. Er nickte Thomasen ein Grüßgott zu, ohne an sein verblichnes Hütchen zu rühren, und begann mit der Peitsche kunstfertig eine Art Liedchen zu knallen.

Ein Seufzer erlöste sich aus Thomasens Brust. Die Natur begann ihm ihren weichen Sommerfrieden zu

schenken. Die Stadt lag fern; er ging unter einer neuen Sonne . . .

Thomas verlebte in Holz stille Wochen und arbeitete fleißig; das Schaffen ging ihm gut von der Hand, und die Stunden, wo er im Grünen vor der Staffelei saß, waren seine besten. — Der Friede des ersten Tages hatte freilich dessen Nacht nicht überdauert. Rose war immer in seinen Gedanken. So kritisch sein Verstand sie fezierte, auf einmal erhob sie sich lebend und blühend vor seinem Gefühl. Er rang mit sich jeden Tag und sog sich trostlose Kraft aus einem ärmlichen Stolz. Und wußte doch, daß alles Lüge war, was er zu sich sagte, wußte, daß alles einstürzen würde, was er jetzt mit unsichern Händen baute, sah den Augenblick kommen, wo es ihn forttragen würde, wie der Gießbach einen Strohalm führt . . .

Eines Nachmittags, als Thomas im Grasgarten saß und malte, wechselte plötzlich die Beleuchtung. Er schaute auf: hinter der Holzeralpe jagte ein blau-schwarzer Wolkenwall am Himmel herauf.

Der alte Schußmann trat aus der Haustür und schaute sich um.

„Dös gibt ein Wetter!“ sagte er. „Da derfens ihr Sach gschwind ins Haus tun, Herr Kerthoven. Des kommt schnell da herobn.“

Die Blätter der Obstbäume erzitterten mit ahnungsvollen Wisperstimmen. Über der Natur lag eine Spannung, die allen hellen Lauten wehrte. Auch Thomasen faßte sie. — Er sammelte sein Malgerät und trug es

ins Haus. Dann trat er wieder in die Thür. — Fahle Lichter sprangen in der wachsenden Wolkenwand auf.

„Schaun's, wie dös bligt!“ sagte der Bauer und machte die Thür zu.

Thomas ging in sein Zimmer und stellte sich an eins der niedrigen Fenster.

Staubwirbel kreisten draußen auf dem Wege empor; in raschen Stößen pflügte der Wind durch die Kronen der Bäume, die sich duckten und ihm mit flatternden Blättern nachwinkten. Der See lag leuchtend grün, und der Wallberg stand seltsam nah und noch in der Sonne. Ein plötzlicher Knall ließ das Haus erzittern. Und die Berge nahmen ihn auf und warfen ihn sich zu, daß er ver Hundertfältigt von Wand zu Wand sprang über den schauernd aufbegehrenden Wellen. Erst ein zweiter Schlag löste ihn ab und verschlang ihn; und es war, als verdopple er dadurch seine Kraft.

Der Regen brach los und schleuberte schräg seine Glaspfeile, daß sie, zu tausend Tropfen zersplittert, vom Boden zurückprallten. Thomas öffnete das Fenster. Grell schwankendes Licht, Donnergesang, schwellend und sinkend, das Sausen des Regens, das leise, aber scharf vernehmlich auf dem dumpfen Brüllen schwamm, und dazu das hastige, spitze Geschwätz der Wassersäule, die aus der vorspringenden Dachrinne in die zementierte Vertiefung lief und sie überschwemmte, daß das Wasser auf den Weg hinausprudelte, dessen Gräben längst überfüllt waren . . . Alle die zügellosen Töne einten sich zu einer großen Harmonie, es war gleichsam das Atemholen eines Riesen darin, der seine Fesseln zerbrochen hat und ruhig dasteht, seiner Freiheit bewußt.

Thomas lehnte die Stirn an seine Hand; seine von innen heraus dunkel leuchtenden Augen waren groß und durstig. Er schlürfte durstig die Regeluft. In seiner Brust wuchs ein Klingen, das in den Gesang des Wetters einstimmt. Tränen einer heißen Andacht wollten in ihm aufsteigen, und von seinen Lippen kam es wie ein Stammeln.

In diesem Abend warf Thomas unten in Gmund einen Brief an Rosen in den Briefkasten; der war anders als seine früheren: frei von der Angst, seine Gefühle zu zeigen. Da gab es keine Phrasen mehr, keine Vernünfteleien, keine gezwungenen Scherze; hier schrieb ein Mensch nach einem andern, in einer Leidenschaft, die ohne Bedingungen gab und begehrte.

Ein Abglanz des befreienden Gewitters glühte in diesem Briefe. In diesen kurzen Sätzen verschenkte sich ein Mensch ohne Vorbehalt. Thomas fühlte, daß einer sich dem Leben schenken müsse, um es zu gewinnen. Nur die Besiegten können Sieger werden.

Ruhig ging er durch die Dunkelheit nach Holz zurück. Heute sagte er nicht um Rosens Antwort. — — —

Am nächsten Morgen kam ein Telegramm:

„Ja, hinauskomme selbst vier einundzwanzig. Gruß Rose.“

Die Minuten krochen für Thomafen, als er auf dem Bahnhof wartete. Er ging wieder auf die Straße hinaus und spähte nach der Waldlücke, aus der der Zug kommen mußte.

Endlich hörte er einen Pfiff, der sehr fern klang,

weil er von den Wänden der Bäume verschlungen wurde, und dann wurde das Rattern der Räder vernehmbar; die Bremsen waren angezogen und gaben einen knarrenden Laut. Wie eine Raupe kroch der Zug aus dem Walde und winkte mit seinem langen Rauchschal. Die Bremsblöcke gaben die Räder frei, in beschleunigter Fahrt ging es die Kurve entlang, die kleine Lokomotive schnaufte renommistisch. Drei schwindstüchtige Pfliffe, wieder ein Knarren der Bremsen, und Rosens lachendes Gesicht schaute unter einem lebhaft violetten Hut, den Thomas noch nicht kannte, nickend aus einem Fenster. Sie warf einen Handkuß und verschwand, um gleich wieder auf der Plattform des Wagens zu erscheinen. Und hinter ihr — Thomas glaubte nicht recht zu sehen —, aber es war wirklich Volkers krumme Gestalt, sein breit lächelndes Komödiantengesicht . . .

Rose lief auf Thomasen zu, stützte vor ihm einen Moment — ein wenig soubrettenhaft, fand er — und gab ihm einen hastigen, spigen Kuß auf den Mund. Dann lief sie zur Thür der Schranke und zeigte dem belustigt lächelnden Beamten ihr Billett vor.

Indessen war Volker herangekommen; er reichte Thomasen seine lange, blasse, nicht ganz saubre Hand und sagte mit Gefühl:

„Herzlichen Glückwunsch. Einem andern hätte ich sie net gegönnt. Ach ja, was kann son armer Teufel wie ich machen? Zuschau'n, wie andre Leut glücklich sind. Aber dir gön'n ich sie. Wie gesagt, dem Niedermayr hätte ich sie net gegönnt.“

„Kommt er mit, um mir das zu erzählen?“ dachte Thomas bei sich.

Rose hängte sich an seinen Arm.

„Vorwärts marsch!“ lachte sie, „was denken denn die Leut hier am Bahnhof von uns!“

„Geht nur voraus und seid glücklich! Ich komme langsam nach, ich will net stören,“ sagte Volker düster. Und dann in verändertem Ton: „Ich muß nachher über was wichtiges mit dir reden.“

So gingen sie die Landstraße entlang, das Brautpaar voran; in zwanzig Schritten Abstand folgte Volker. Sein Blick war auf den Boden geheftet, die Zigarre hing ihm im Mundwinkel, die großen Hände baumelten apathisch aus den zu kurzen Ärmeln. Seine runde Rückenlinie sprach von mühsam erkämpfter Entsagung.

Thomas hatte sich das alles ganz anders gedacht. Volker brachte einen Hauch von Stadtluft mit, der nicht hierher paßte. Oder war es Rosens eigne Art, die sich drückend auf seine Stimmung legte? Schließlich aber — Hatte er denn nicht erreicht, worum er lange gerungen hatte? Rose ging neben ihm und stützte sich auf seinen Arm. Er ergriff ihre Hand.

„Endlich!“ sagte er leise.

„Ich bin fei net schuld,“ lächelte sie. „Ja, mein Herr, das hätten schon lang haben können.“

„Hast du mich lieb, Rose?“

„Dumme Frage!“

„Und hast doch . . .?“

„Ja, weil du verlangtest, ich soll das Theater aufgeben. Siehst du, das hätten ich net können . . . Aber jetzt ist ja alles gut.“

Ein Wolkenschatten kroch über die Straße. Thomas seufzte leise.

„Geh zu!“ bat Rose. „So eifersüchtig derfst net sein. Mit der Kunst mußt du schon teilen. Aber außerdem is einfach alles weg aus der Welt. Bloß wir zwei allein.“

„Rose!“ sagte er leise, und ihm war, als wolle seine Brust zerspringen vor schmerzlichem Glück.

Thomas hatte von Frau Schußmann Kaffee kochen lassen. Den tranken sie selbdrutt in dem Gartenshäuschen, das eine so weite Aussicht über den See und auf die Berge hatte; und nachher saß man schweigsam und ohne Behagen. Thomasens Augen wanderten immer zu dem unbequemen Dritten hinüber, der da düster und unentrinnbar wie ein Schatten im Sonnenschein saß. Bolker mochte fühlen, daß er lästig war. Er begann unvermittelt zu sprechen.

„Du, Kerkhoven, ich wüßt was für dich . . .“

„Nämlich!“

„Ja, weißt du, es wird dir zuerst komisch vorkommen, aber hör mich zu Ende an . . . Die Sache is nämlich gar net so dumm, wies vielleicht außschaun mag.“

„Na, sag schon!“

„Du sollst Direktor werden!“

„Was soll ich?“

„Unfern Kunststall sollst du übernehmen.“

„Sonnenstich?“ erkundigte sich Thomas teilnehmend.

„Nein, Liebster, es is gar net so dumm, was er vorhat,“ fiel Rose ein.

Thomas sah sie mit einem überraschten Blick an und zog die Stirn in Falten.

Bolker begann eifrig zu werden und gestikulierte lebhaft.

„Der Bertin ist gänzlich pleite; jeden Tag könnens ihm die Bude zuwappeln . . .“

„Ja, soll mich das ermutigen?“

„Ach was, das Theater is durchaus lebensfähig, und das Publikum geht gern hinein.“

„Warum macht es dann pleite?“

„Hast du ne Ahnung, was der Bertin für ein Stiesel is! Und dann . . . Er scheert sich ja überhaupt um nig mehr, als daß die Weller gute Rollen kriegt.“

„So eine Person!“ entrüstete sich Rose über ihre Konkurrentin, andern zahlt er die Gagen net, aber ihr hat er vorigß Monat ein Schlafzimmer geschenkt, in Empire. Und, Ferdl, hast gestern den neuen goldnen Gürtel gesehn? Den hat sie auch von ihm! Jetzt, wo der Gerichtsvollzieher immer auf die Einnahme lauert.“

„Na ja,“ meinte Thomas, „aber Bertin ist doch immerhin Fachmann. Was soll ich da erst mit dem Theater anfangen?“

„Der Fachmann bin ich doch!“ sagte Volker mit einer Art naiven Erstaunens.

„Ach so! Du willst Direktor werden, und ich soll das Geld hergeben.“

„Nein, durchaus net. Ich mein nämlich, wir müßten, um wirklich was von uns herzumachen, den alten Kunststall net bloß so pamperlhaft weiterfretten. Was neues müßt man bieten! In ganz Deutschland ein Geschrei von uns machen!

„Wie das?“

„Einen neuen Bühnenstil aufbringen. Du hast doch immer so viel von deinen Ideen über Dekorationen und

Kostüme und Schauspielkunst gesprochen. Jetzt hast du die beste Gelegenheit, das alles zu verwirklichen.“

„Aber du hast meine Ideen doch immer für Blödsinn erklärt!“

„Es ist ja wurscht, was man macht. Es muß nur was neues sein.“

„Und außerdem gehört dazu doch mehr rein technische Theatererfahrung, als ich habe.“

„Wir arbeiten halt zusammen. Für so klug derfst du mich schon halten, daß ich auf deine Absichten eingehen und sie den Herren Trotteln von Kollegen klar machen kann.“

„Wie denkst du denn darüber?“ wendete sich Thomas an Rosen.

Sie lehnte sich an ihn und sah mit zärtlichen Augen zu ihm auf.

„Das kannst du dir doch denken, daß ich net gern so bald wieder von dir fort möcht.“

„Fort!“

„Ja, wenn der Vertin zumacht, müßt ich mir doch ein andres Engagement suchen. Hier in München find ich ja doch nig. Und wo ich hinkäm, kann kein Mensch wissen. Keinen Namen hab ich leider noch nicht. Wie kann auch eins gegen die Weller aufkommen! Gegen gemeine Intrigen kann unsereins nig machen.“

Daran hatte Thomas noch gar nicht gedacht. Er sah Volkers Plan auf einmal in einem neuen, verlockenden Lichte. — Wenn er das Theater übernehme, hinge ja Rose auch nicht mehr von allerlei fremden Leuten ab; er würde auch ihr Berufsleben teilen und nicht täglich verlassen draußen stehen bleiben, wenn sie

auf Stunden untertauchte in die muffige Atmosphäre, die der Kulissenstaub verdichtete.

„Aber zur Übernahme gehört wohl sehr viel Geld?“ fragte er.

„Kein Schein! Ich hab schon mit dem Vertin geredet. Ihm steht ja das Wasser am Halse. Den Fundus kriegst du billig, und die Pacht ist ja lächerlich klein. Schau, da hab ich dir die ganze Geschichte zusammengestellt.“ Er reichte Thomasen sein aufgeschlagenes Notizbuch. „Ein paar von den Gagen ließen sich leicht noch reduzieren.“

„Die erste, der wir den Marsch blasen, is die Weller,“ sagte Rose in dem Vorgefühl befriedigter Rache.

Von den Wochen, die nun folgten, behielt Thomas Zeit seines Lebens nur ein dumpfes, verworrenes Bild. — Junge Liebe will Stille haben und verlangt den Menschen ganz. Hier aber kamen tausend fremde Ansprüche heran, das Leben wurde zu einer Heßjagd: Thomafen, der nie Eile gehabt hatte, machte das beinahe frank.

Das Theater war überall: ihm gehörte seine Zeit, ihm gehörte seine Arbeit; und wenn er glücklich einmal mit Rosen allein war und bei ihr alles vergessen wollte, begann sie vom Theater zu sprechen. Thomas hatte den ganzen Tag zu tun, und doch war ihm sein Leben noch nie so leer vorgekommen; er hatte sein Ziel erreicht und sich Rosen erobert, aber dennoch war er innerlich unzufrieden und wußte nicht, warum.

Lag es an Rosen? Lag es an ihm selber? Hatte Rose sich ihm nicht ohne Vorbehalt geschenkt, als es einmal entschieden war? War sie nicht lieb und herzlich zu ihm? Suchte sie nicht, ihm alles recht zu machen?

Es mußte wohl an ihm selbst liegen. Vielleicht war es ein Erbteil von seinem Vater, dem Sonderling. Hatte es nicht etwas von einer Ironie des Schicksals, daß auch er eine Schauspielerin heiraten mußte? Und enthielt der Gedanke an den Vater nicht eine Warnung? Warum konnte er Rosen nicht nehmen, wie sie war, — und wie er sie schließlich doch auch liebte? — Denn er liebte sie mit einer peinigenden Atemlosigkeit, mit einer Eifersucht, die keinem andern auch nur ihr Lächeln gönnte. Und weil sie das fühlte und wirklich alles vermeiden wollte, was ihm hätte weh tun können, wurde sie unsicher und verlor die Frische und Natur:

lichkeit ihres Benehmens. Damit verwundete sie ihn nun wieder, wie auch mit tausend andern Kleinigkeiten, die er selbst in helleren Stunden als nichtig erkannte. Aber er kam nicht darüber hinweg; und ob er sich krankhaft empfindlich und halb verrückt schalt, ein Wort, eine Geberde von ihr konnte ihn für Stunden verstimmen.

Und an allem, was ihn an ihr verletzte, war doch nicht das geringste überraschende. Daß sie auf einer niedrigeren Bildungsstufe stand als er, hatte er ja gewußt und hatte den Gedanken daran wie etwas Lächerliches beiseite geschoben. Er hatte niemals einen so ungeheuern Respekt vor der sogenannten Bildung gehabt und an Rosen immer ihre unverbogne Natürlichkeit besonders geliebt. Was wollte er also? Ihre allgemein weiblichen Eigenschaften, — das Weib ist ja in vielen Dingen „menschlicher“ als der Mann — die ihm früher zu einer gewissen gerührten Belustigung gedient hatten: der leidenschaftliche Ehrgeiz und die Rechtshaberei in Kleinigkeiten, die naive Ichsucht, die es nicht versteht, in persönlichen Kämpfen abstrakt zu denken und sich auch auf den Standpunkt des Gegners zu stellen, — eigentlich alles, was ihre Persönlichkeit und Lebendstüchtigkeit ausmachte, störte ihn.

Und es waren doch meistens Eigenschaften, die er sonst durchaus nicht verachtete, sondern schätzte. — Was er bei Rosen vermiste, waren Züge, die bei ihm selbst im Übermaß ausgebildet waren, war die blasse Verfeinerung, die er an sich oft genug beklagt hatte. Mit schmerzlicher Ironie gestand Thomas sich manchmal, daß er am liebsten das Verhältnis umgekrämpt und sich

nach Rosen und sie nach seinem Bilde neu erschaffen hätte. Diese Gefühle waren seine schwerste Qual; und er mußte sie ganz allein tragen, denn Rosen lag das alles fern, sie wußte sich seine Verstimmungen nicht zu deuten.

Viel besser verstand sie sich auf gröbere, häßlichere Zweifel und Konflikte, die manchmal in ihm wühlten, deren er sich schämte, während sie sich nicht einmal darüber wunderte. Es war die ganz gemeine, plumpe Eifersucht auf ihre Vergangenheit, die zuweilen übermächtig wurde und ihn seinen wohlgezogenen Geschmack vergessen ließ. — Er wußte ja so wenig von ihrem Leben . . . Und mochte sie ihm auch keine irgendwie gravierenden Tatsachen verschwiegen haben, was war das allein für eine Atmosphäre, worin sie gelebt hatte . . .! Wie viel schmutzige Augen hatten sie betastet? Konnte die innerliche Reinheit in dieser Umgebung erhalten bleiben? Es war nicht die Geschichte von ihrem ersten Direktor, was ihn quälte. Damit hatte er sich abgefunden, oder glaubte es wenigstens getan zu haben. Es waren alle die tausend unsagbaren und unwägbaren Kleinigkeiten, die er ahnte, und die ihn oft zu einem Fragen und Forschen trieben, das ihm gleichzeitig das Herz zusammenzog vor heimlicher Scham. — Rose aber fühlte sich nicht beleidigt dadurch: sie hatte viele verliebte Männer gesehen, sie war klug genug, Thomasen zu begreifen, und hatte ihn so gern, daß sie alles aufbot, ihn zu trösten. Das versuchte sie nicht mit kleinen Lügen und erheuchelter Backfischnaivität, sondern sie sprach mit einer selbstverständlichen Ruhe von ihren Erfahrungen, die echt naiv war und nicht geheuchelt sein konnte. —

Wenn Thomas allein war und sich alles in Ruhe klar machte, mußte er schließlich immer alle seine Sorgen verlachen und an Rosen mit gerührter Wärme denken. Seine Vernunft, ebenso wie sein Gefühl, sagte ihm, daß sie ihn wirklich liebte — in ihrer Art. Und war ihre gesunde, einfache Art nicht berechtigter, natürlicher und sympathischer als sein kompliziertes Sonderlingswesen?

Aber das waren eben nur Gedanken. Es wahrte keine Stunde, und sein innerlicher Hochmut, der sich so gut hinter solcher Bescheidenheit zu verstecken gewußt hatte, hob wieder seinen Kopf, unsichtbar für Thomasen selber, leicht erkennbar für jeden dritten an seinen Wirkungen nach außen; und die tränkten die kluge Rose, ohne daß Thomas den Grund verstanden hätte.

Endlich war der Tag der standesamtlichen Trauung herangekommen. Thomas, der auch nachher mit Rosen eine Zeitlang in seiner alten Wohnung bleiben wollte — in der neuen arbeiteten die Handwerker — ging fertig angezogen im Atelier auf und nieder und wartete auf seine Zeugen: Volkern und den neu engagierten ersten Helden und Liebhaber des Sezessions-theaters: August Appelstoft. Rosen wollten sie nachher bei der Rosée abholen, wo sie heute übernachtet hatte.

August erschien zuerst.

„Woin!“ begrüßte er Thomasen und ging zum Rauchtisch, wo er sich eine Zigarette holte. „Na, wie fühlst dich vor der Katastrophe?“

„Danke,“ antwortete Thomas kurz und stellte sich an das Atelierfenster.

„Es muß doch ein komisches Gefühl sein. — Verlobt war ich ja schon öfter; aber ich hab mich immer noch im richtigen Moment seitwärts in die Büsche geschlagen. — Wo bleibt denn unser Freund, der Direktör? Er ist ja sonst so präzise.“

„Ja,“ entgegnete Thomas, „das ist etwas, was mich bei Volker wirklich gewundert hat. Ich hatte nämlich deswegen einigermaßen Angst . . . Aber er ist gar nicht zu erkennen . . . Er hält seine Bureaustunden ein, ist der erste auf der Probe . . .“

„Nee, präzise war er immer . . . Er ist ja eigentlich ne Bureausratenseele . . .“

„Na, weißt du. . .“

„Ja, ganz bestimmt. — Bloß Rollen wollte er nie lernen. Na, is ein Glück, daß er nich mehr mimt! Als Regisseur hat er mich wirklich überrascht. Na, es is ja ne alte Sache: wer als Schauspieler zu dumm ist, ist als Regisseur immer noch klug genug. — Hast du übrigens schon von meinem Krach gestern auf der Probe mit Sieben gehört?“

„Ja, Rose sagte so etwas . . .“

„Na, ich sag dir . . .! Schade, daß du nicht da warst. Dem eingebildeten Affen hab ich einmal heimgeleuchtet! — Ich kann keine Verse sprechen, sagt der Kerl zu mir. Na, ich hab's ihm gesagt, wie seine Verse sind! Diese Verse kann man überhaupt nicht sprechen, hab ich gesagt . . . Erst Verse machen können! hab ich gesagt.“

Draußen klingelte es.

„Das muß Volker sein.“ Thomas sah nach der Uhr. Und richtig trat der Erwartete ein, in seiner ganzen

Eleganz! Denn das neue Amt hatte sein Äußeres sehr verändert. Er trug jetzt ständig einen sehr langen schwarzen Gehrock in etwas mißverstandnem Wiedermeiergeschmack. Wohl hing auch der infolge der täglichen Benützung schon ein wenig schief auf den runden Schultern, und die seidnen Rabatten sowie die Gegend der Knopflöcher waren nicht mehr frei von Fettflecken; auch war die hohe, schwarze Kravatte sehr nachlässig gebunden und stand wie ein Kummel von dem grau angehauchten Kragen ab, den sie verhüllen sollte — aber trotz dieser Schönheitsfehler sah sein äußerer Mensch gegen früher geradezu glänzend aus. — Sein Wesen war womöglich noch jovialer geworden als ehedem, er tat durchaus nicht stolz, sondern klopfte selbst seinen Statisten auf die Schulter und nannte sie mit Vorliebe seine lieben Kinder. Das hinderte diese aber nicht, bald zu bemerken, daß er unter Umständen ein sehr strenger Vater werden konnte. Und zwar kam das immer mit eruptiver Plöblichkeit zum Vorschein, wie das bei Leuten zu gehen pflegt, die ihrer selbst und ihrer Autorität nicht recht sicher sind.

„Na, Direktöhr!“ begrüßte ihn August und hielt ihm seine Uhr hin. „Fünf Minuten Verspätung! Was bedeutet das?“

„Ach Kinder, es ist ja Zeit genug. Übrigens, geliebter Appeltoft, verdanke ich das nur dir . . .“

„Natürlich,“ lachte August, „schlechte Sitten verderben gute Beispiele.“

„Nein, nein, ganz im Ernst . . .! Ich komm grad vom Sieben . . .“

„Und dort, mein Fürst . . .?“

„Ich hab nämlich heut in der Früh einen Brief von ihm bekommen, wegen deiner gestrigen Gschicht mit ihm . . .“

„So? — An mich traut er sich nicht ran . . .“

„Er wollte sein Stück zurückziehn. Er braucht sich net so behandeln lassen, schrieb er. Er wär Konrad Sieben und absolut net angewiesen aufs Sezessions-theater; die ganze Welt ständ ihm offen . . .“

„Sawohl, bis auf die Bühnen, die seinen Moses schon abgelehnt haben, wie das hiesige Hoftheater! — Und du, lieber Direktör, bist ihm wirklich auf den Leim gekrochen und bist gleich hingerannt und hast ihm gute Worte gegeben?“

„Na ja, warum denn net!“

„Weiter hat er doch gar nichts gewollt!“

„Ja, was hätte ich denn sonst tun sollen? Samstag in acht Tagen soll die Premiere sein, und . . .“

„Glaubst du denn wirklich, er hätte den Kram zurückgezogen? — Du hättest mal sehen sollen, wie hübsch der wieder gekommen wä und gebeten hätte!“

„Es ja möglich . . . Aber ich weiß wirklich net, was die Kampalet für einen Zweck haben soll!“

„Ich bin August Appeltost und — Schluß! Ich laß mir doch von so nem Idioten nichts reinreden.“

Volkers Gesicht verbreiterte sich in einem jovialen Lächeln, er klopfte August vorsichtig auf die Schulter und sagte gutmütig:

„Ja du, mit deinen Primadonnengewohnheiten . . . ! Schließlich is das Stück aber doch von ihm.“

„Ja das merkt man. So nen Schmarren wie diesen Moses muß es noch nicht gegeben haben! — Es is ein

Wahnsinn von euch, damit zu eröffnen. Das Zeug fällt durch! Denkt an mich!"

„Unberufen, unberufen!“ sagte Volker schnell. „Übrigens, was hätten wir sonst geben sollen? — Etwas neues sollt es sein; litterarisch sollt es auch sein . . . Und dann . . . Ich finde das Stück gar nicht so schlecht . . . Es hat famose Aktschlüsse . . .“

„Na, und . . .?“ fragte Thomas, „hat sich Sieben denn nun glücklich wieder beruhigt?“

„Da fragt er noch!“ hohnlachte August.

„Es ist alles wieder in Ordnung.“ Volkerts Miene wurde schmelzend, als er sich jetzt an August wendete: „Gel, Appeltoft, und du fängst net wieder Krakeel mit ihm an?“

„Wenn er . . .!“

„Ach geh! Ich hab mit ihm ausgemacht, er soll dir selber gar nig sagen und sich mit seinen Wünschen an mich wenden . . .“

„Wenn er sein Maul hält, tu ich ihm auch nichts . . . Ich weiß gar nicht, was so ein Dichter dritten Ranges eigentlich glaubt, was er ist!“

Volker lächelte, denn vor einer halben Stunde hatte er von Sieben einen sehr ähnlichen Satz gehört, in dem August als kleiner Provinzschauspieler bezeichnet worden war.

„Es ist schon ein reizendes Geschäft, Theaterdirektor zu spielen!“ sagte Thomas. „Für uns wirds jetzt aber höchste Zeit.“

„Er kanns nich erwarten!“ lachte August und holte seinen Zylinder vom Rauchtisch.

Thomas und Rose standen vor dem Standesbeamten. Der Herr Rat, der sonst so gemüthlich münchenerisch geredet und alle Vorbereitungen zu dieser Trauung rein geschäftsmäßig behandelt hatte, schlug heute plötzlich einen salbungsvollen Predigerton an. In geschwollnem Hochdeutsch wies er das Brautpaar auf die Heiligkeit der Ehe und die gegenseitigen Pflichten der Gatten hin. Thomas wußte nicht, ob der das immer so mache oder nur in diesem besonderen Fall etwas Übriges tue, weil es sich um einen Kunstmaler und eine Schauspielerin handelte, die zudem auf die kirchliche Trauung verzichtet hatten. — Jedenfalls dünkte der Ton dieser Ansprache Thomasen so komisch, daß er beinahe hell herausgelacht hätte. Auch August und Volker machten merkwürdig verzwickte Gesichter, während Rose ergriffen zu sein schien und ernsthaft vor sich niederschaute.

Nachher, als der Schreiber das in fürchterlichem Amtsdeutsch abgefaßte „Berehelichungsprotokoll des Thomas Kerthoven und der Rosa Marmoref, genannt Karrar“ herunterleierte, hatte aber auch bei Thomasen die Lachlust einer ganz andern Stimmung Platz gemacht. Ihn fror in der abgestandnen Luft dieses leeren Saales, in dem er jetzt vor einer ebenso leeren Formalität stand, deren Inhalt er und Rose sich vorausgenommen hatten. — Er mußte an manche Hochzeit denken, bei der er in seinen Kinderjahren gewesen war. Was für ein geheimnißvoll feierlicher Hauch allein das Wort: Hochzeit umwittert hatte!

Ihm war öde zu Mute . . .

Nach der Trauung gab es ein Frühstück bei Schleich, das auch nicht dazu diente, Thomases Stimmung aufzuheitern.

Rose hatte es sich nicht nehmen lassen, alle ihre Theaterkollegen einzuladen, die ihre schlechten Zeiten gekannt hatten und jetzt ihr Glück laut bewunderten und ihr im Stillen neideten. Ganz im stillen; denn mit der mächtigen Gattin des neuen Direktors wollte es niemand verderben. Stand doch das Schicksal von Rosens früherer Konkurrentin, der Weller, warnend vor aller Augen! — Es herrschte ein allgemeiner Wettlauf um Rosens Gunst; und auch auf ihre alte Duenna, die Rosée, fiel ein Abglanz ihres Glückes. Die dicke Dame saß stolz da und paßte auf, daß jeder ihr huldige; das belohnte sie dann mit einem schmalzigen Lächeln.

Unter den vielen Schauspielern, die da, vergnügt und über ihre nächste Zukunft beruhigt, mächtig in die guten Speisen einhieben und in langen Schlucken gute Weine tranken, ohne dabei zu vergessen, sich der ganzen Direktion möglichst angenehm zu machen — in diesem Kreise befanden sich nur wenig andre Leute.

Einer davon war Sieben, der sich möglichst weit von August weggesetzt hatte, um dabei vom Regen in die Traufe zu gelangen; denn ihm gegenüber saß Wacker, dem es ein Vergnügen war, den ohnehin nervösen Dichter noch mehr zu reizen, so daß er bald kein Wort mehr sagte.

Noch eine stumme Person saß in dem lärmenden Trubel. Das war der Doktor Chottak, dem vor vierzehn Tagen seine Frau mit Penzbergern durchgegangen war, „nicht ohne seinen Geldschrank um sechstausend Emm

zu erleichtern“, wie Volker sich ausdrückte. Der Doktor hatte auf die Verfolgung der Flüchtigen verzichtet und mit niemand aus dem Kreise ein Wort über die Sache gesprochen. Er wollte so tun, als wäre nichts passiert, und verkehrte nach wie vor täglich mit den Künstlern. Sein Verstellungstalent war aber nur gering; und so mußte jeder, der ihn ansah, erkennen, daß hier ein im tiefsten getroffener Mann saß. Thomas hatte seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft gefunden, daß er ein Bild des heimlichen Unglücks wäre; und äußerlich hatte sich daran nicht viel geändert. Es war schwer zu sagen, wo der Zug steckte, der aus diesem gleichgiltigen und langweiligen Menschen eine beinah unheimliche Persönlichkeit gemacht hatte, in deren Gegenwart einem beflommen zumute wurde. Für Thomafen wurden die lärmenden Gefühlsäußerungen ringsum von dem Schweigen des echten Gefühls verschlungen, das in diesem kantigen Bauernschädel bohren mußte, langsam, Zoll für Zoll, aber seines Zieles gewiß . . .

Und dabei saß der Doktor Chottak und trank vielleicht mehr als sonst jemand; aber der Wein rötete sein Gesicht nicht. Seine Verzweiflung schien immer schwerer und dumpfer zu werden, er rang seine groben Finger ineinander, ohne die Oberarme zu bewegen, und blies noch häufiger als sonst stoßweise in seinen Schnurrbart. —

Im übrigen stieg die Stimmung mit jeder Stunde. Der Wein erwies sich wieder einmal als Geisterbeflügler, freilich aber auch als Zerstörer von Rücksichten und äußerlich angenommenen Manieren, und vor allem als

Kuppler. Hier und da sah man schon ein Pärchen mit verschlungenen Armen sitzen und sich anschnackeln, blind und taub für alles, was ringsum lärmte und lachte.

Sehr viel schöne Menschlichkeit zu enthüllen, hatte der Wein hier keine Gelegenheit. Thomasens Gefühl wurde durch tausend Dinge verlegt.

Rose, die sehr angeregt und vergnügt hierin und dorthin lachte und plauderte, ergriff auf einmal mit warmem Druck seine Hand und sagte:

„Na, schon wieder einmal verstimmt? — A geh!“

„Ach nein,“ stotterte er, „ich weiß nicht . . .! Die vielen Menschen . . .! Die Luft ist so schlecht . . .“

„Nervöser Prinz!“ lachte sie und schüttelte seine Hand aufmunternd. „Es ist ja so furchtbar fidel und gemütlich!“

„Es ist ja auch nichts! Ein bißchen Kopfschmerzen . . .!“ erwiderte er und gab sich Mühe, ihr zuzulächeln. —

So verlief Thomas Kerkhovens Hochzeitstag . .

Thomas stand unter der Bühne in der kleinen Loge des Beleuchtungsinspektors Huber und schärfte diesem beneidenswerten ruhigen, dicken Manne noch allerhand ein. Auf der Generalprobe hatte mit den Beleuchtungseffekten noch nicht alles geklappt. Huber musterte gemüthlich seinen Schaltapparat und nickte nur immer zu dem, was Thomas sagte; aber dieser hatte nicht das Gefühl, daß er es ernst nähme. Er lächelte innerlich wohl über den neuen Besen, der so scharf kehren wollte, und dachte sich: Jessas, Jessas, hat ders notwendig! Der wird aa no anderscht, bal er sich amal auskennt beim Theater! So diffizil bleibt der aa net . . .

Thomas fühlte, daß Huber trotz aller Belehrungen unbeirrt in seinem alten Schlendrian weiter arbeiten würde.

Er mußte an seine endlosen Kämpfe mit dem Theatermaler denken. Sobald der einen Tag ohne Aufsicht hatte schalten können, war seine Erfahrung mit ihm durchgegangen und hatte Thomases Entwürfe verbessert: eine glatte Wand in Steinquadern zerlegt, oder einen schadhafteu Kalkverpuß darüber geworfen, durch dessen Löcher rote Backsteine hervorschauten. Thomas hatte trotz seines Ärgers über den braven Mann lachen müssen.

Mit dem Theaterschneider gab es ähnliche Tänze. Und als schließlich alles glücklich fertig war, fand Thomas, daß sämtliche Schauspieler über diese Art von Ausstattung lächelnd die Köpfe schüttelten. Volker machte ein sehr bedenkliches Gesicht und hätte am liebsten alles noch einmal umarbeiten lassen, im Sinne des

Dekorationsmalers und des Schneiders, die ihm natürlich die Ohren vollgeblasen hatten; Rose zeigte ein wenig mehr Verständnis für Thomases Absichten, namentlich, weil sie fand, daß ihre streng einfachen Kostüme sie wundervoll kleideten. Aber schwankend wurde auch sie infolge der heimlichen Mißbilligung der Kollegen. Wo auf der Generalprobe zwei gerade unbeschäftigte Schauspieler zusammen gestanden hatten, war über die Ausstattung getuschelt und gewißelt worden. Das hatte Thomas wohl gemerkt. Der einzige, der seine Absichten verstand und direkt in Ausdrücken der Begeisterung davon sprach, war Sieben. Das beschämte Thomases ein wenig; denn gerade ihm hatte er nicht viel Verständnis zugetraut.

Auf der Bühne traf Thomas Rosen, die im Kostüm der Necha überraschend schön war. In der Nähe gesehen, gab die grob aufgetragne Schminke ihrem Gesicht etwas Maskenhaftes, aber ihre Augen bligten lebendig und glücklich erregt. Das Lampenfieber stand ihr gut.

„Es wird schon gehn!“ nickte sie Thomases zu.

Von einer ägyptischen Tempelsäule im Hintergrunde löste sich Siebens schwarze Gestalt.

„Bon soir, Monsieur le directeur!“ sagte er. Der scherzhafte Ton klang ziemlich krampfhaft. Sein rasirtes Bauerngesicht stand blaß unter der schwarzen Haarbürste, und die Augen wanderten hin und her. „Na, Monsieur le directeur, was denken Sie?“

„Jedenfalls wünsch ich Ihnen . . .“

„Nee, nee, lieber nicht wünschen!“

„Na, dann: Hals und Beine!“

„Ja, nicht wahr? Eigentlich sollte mans doch meinen? Es ist doch so im Ganzen eine gute Sache, was? Und die Ausstattung! Und dann diese fabelhafte Reda!“
Er küßte Rosen die Hand. „Wissen Sie, vor wem ich reichliche Angst habe? Vor diesem Appeltoft. Sie entschuldigen, er ist ja Ihr Better, aber . . .“

„Geschieht Ihnen ganz recht, Maestro!“ ertönte Augusts Stimme plötzlich. Sieben fuhr zusammen und versuchte dann seinem Moses mit sauerfüßer Stimme unter Händereiben und Dienern zu erklären, wie er es gemeint hätte, und daß er sein Talent durchaus nicht habe anzweifeln wollen.

„Daß wäre mir auch wurscht,“ tröstete ihn August. Er bot im Kostüm des Moses mit dem langen Vollbart ein sonderbares Bild, denn in der einen Hand hatte er eine halbgeleerte Champagnerflasche, in der andern ein Glas.

„Schluß Sekt?“ fragte er Rosen.

„Ach ja, das is vielleicht ganz gut.“

„Schenken Sie mir auch ein Glas,“ bat Sieben.

„Wollen wir es ihm konzedieren?“ fragte August und sah die andern zweisehend an.

„Na, also trinken Sie, Maestro! Weiß gleich ist! Aber mehr wird nicht hergegeben, sonst hab ich mein Quantum nicht.“

„Es ist vielleicht ganz gut, wenn Sie nicht zu viel trinken,“ meinte Sieben nervös.

„Keene Bange! — Ich bin auf der Bühne noch nie besoffen gewesen. Und wenn ichs war, hats keine Rage gemerkt. Sie haben ja keene Ahnung, wie blöd das Publikum is!“

„Ein schöner Trost!“ lachte Sieben auf.

„Sein Sie doch froh! Davon lebt ihr Dramatiker ja,“ sagte August und goß schnell die beiden letzten Gläser aus der Flasche hinunter.

„Grad is der Prinz Alfons kommen!“ verkündete Volker, der am Guckloch des Vorhanges stand. Auf einmal aber bemerkte er die Sektflasche und kam auf August zu: „Na na, du, Appeltoft, was wär denn jetzt dös! Du demoralisierst ja mein ganzes Personal.“

„Kunststück! Als ob die sich bei euern Gagen Sekt leisten könnten!“ meinte August gelassen. Dann wehrte er ab: „Nee, nee, Direktöhr, bedemoralisier dich selber nich! Es ist nämlich nischt mehr drin. He, Burgau!“ rief er dem gerade vorbeihuschenden Inspizienten zu, nehmen Sie das und verleiben Sie es Ihren Requisiten ein. Man kann nie wissen, ob nicht bald mal ein Stück mit einem Bacchanal drankommt. — Sie, Maestro,“ rief er Sieben zu, der sich über ihn geärgert hatte und wieder im Hintergrunde auf und ab lief, „das wär doch n famoser Stoff für Sie!“

Aber der aufgeregte Dichter hatte als Antwort nur ein entrüstetes Schnaufen.

Volker lachte aus vollem Halse sein lautes, geübtes Lachen. Er war vielleicht der einzige, der keine Spur von Kampenfieber kannte.

„Was ausverkaufteres gibt es gar net,“ triumphierte er, „meine Zeitungsnotizen haben gewirkt. Und was für Leute drin sind; bei der Jahreszeit . . .! Das gwappeltste vom gwappelten! Der Lenbach is herin, und der Stück, und der Kaulbach, und der Heyse, und der Halbe, und die ganze Meschpochel!“

Er sah nach der Uhr.

„Zeit wirds!“

Dann schaute er noch einmal durch das Guckloch hinaus, wendete sich um und klatschte in die Hände. Die Schauspieler, die beim Aufgehen des Vorhangs auf der Bühne zu sein hatten, strömten herein, der Inspizient plägte fast vor Eifer.

„Erstes Zeichen!“ rief Volker. Thomas eilte in die Direktionsloge. Er hatte sich gerade gesetzt, als das zweite Zeichen ertönte. Der Zuschauerraum verbunkelte sich, der Vorhang glitt hinauf. Da lag sein ägyptischer Marktplatz in hellem Sonnenlichte, belebt von großen Menschengruppen, die schöne, ruhige Farbenflecke bildeten.

Ein allgemeines „Ah!“ ging durch den Zuschauerraum und verschlang die ersten Sätze des Stückes. Thomas fühlte sein Herz klopfen.

Das Publikum schien also doch nicht so borniert zu sein, wie die Theaterleute. Oder war das nur ein Laut der Befremdung gewesen?

Die Aufnahme des Stückes war zwiespältig. — Es gab mehrere Male starken Beifall bei offener Szene, in den sich meistens Rose und August teilten. Und Thomases Ansicht war, daß sie es beide verdienten, so verschieden sie ihre Rollen auch auffaßten. Rose spielte ganz modern und stattete ihre Reden mit einer Menge scharf charakterisierender Einzelzüge aus, die überraschten und interessierten, freilich aber auch hie und da etwas unvermittelt nebeneinander zu stehen schienen, wenn man Augusts Spiel damit verglich. Dieser zeichnete seinen Moses in einer schön geschwungen aufsteigenden Linie, die ohne

Bruch harmonisch in sich selber zurücklief. Es war weniger Absicht in seinem Spiel; er war es zufrieden, seine Erscheinung, sein Organ, seine Gesten zur Geltung zu bringen, und bändigte sein starkes Temperament unter die unbewußten Geseze eines starken Formgeföhls. Und als es dann unwiderstehlich durchbrach, in der Szene, wo Moses vom Sinai herunterkommt und, ergrimmt über das Volk, die Tafeln des Gesezes an einem Felsen zerschmettert, als der Zorn Moses sich in kurzen, grimmigen Worten entlud, da brach ein Beifall los, der das Spiel für eine Minute unterbrach.

Aber obgleich Augusts plastische Art mehr im Stile des Stückes — und auch der Dekoration — war als Rosens malerische Darstellungsweise, hatte sie doch noch mehr Erfolg. Einen der spontanen Applause durfte Thomas übrigens sich selber zuschreiben. Er begann, als der Vorhang für den dritten Akt aufging und das Volk der Juden am Fuße des Sinai zeigte, wie es auf Moses harrete. Dies war die Dekoration, von der Thomas selbst am wenigsten hielt, die er sich sehr schön gedacht, aber mit den Mitteln der Bühne nicht in dem Sinne hatte herstellen können. Er hatte Konzessionen machen müssen; und gerade hier, wo es sich um Felspartien und so weiter handelte, hatte Herr Bachmaier am meisten Gelegenheit gehabt, seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen.

Was den Erfolg des Stückes selber angeht, so hörte man nach den ersten Akten nur ein dünnes Beifallsklatschen.

Nach dem vierten Akte gab es einen Kampf. Zischer und Klatscher hielten sich die Wage. Und nach dem

legten Akt war es anfangs ebenso. Schließlich aber, als vielleicht noch ein Zehntel des Publikums im Zuschauerraume war, siegte der Beifall, der Vorhang erhob sich noch oft. Auch Thomas ließ sich nach langem Sträuben auf die Bühne zerren.

Als es endlich still geworden war, trat Sieben auf Thomafen zu. Mit der Linken hielt er einen mächtigen Lorbeerkranz hoch, den ihm Volker im Namen der Direktion überreicht hatte. Auf seiner Stirn standen Schweißtropfen; keine ganze Befriedigung, aber eine Art von Befreiung lag auf seinem Gesicht. Er schüttelte Thomafen die Hand und sagte mit einem beinahe mißtrauischen, schnell abirrenden Blick:

„Ein schwer errungener Sieg!“

Seine Gesellschaft, die die Hauptdarsteller des Abends, eine Anzahl jüngerer Schriftsteller und ein paar Maler vereinigte, begrüßte Rosen und Thomafen im Restaurant mit großem Hallo. Man hatte mehrere Tische zusammengerückt und saß an einer ungemütlich langen schmalen Tafel. Für Rosen hatte Sieben einen Platz neben sich reserviert. Thomas setzte sich ganz ans andere Ende der Tafel.

Als er gegessen hatte, brachte Sieben ihm einen Herrn, der Thomafen als gänzlich Unbekannter schon vorher aufgefallen war. Es war ein langer, magrer, starkknochiger Mensch, der sich in seinem Äußeren ganz auf den Engländer zurecht gemacht hatte. Aus dem bleichen Gesicht sprang eine große Hakennase vor; trotzdem hatte es nichts scharfes, weil seine andern Formen weichlich geschwollen und schlaff waren.

„Herr Tegtmaier!“ stellte Sieben vor, „ein Landsmann von mir, expreß aus Bremen zugereist, um die Münchner Kunst zu retten!“

„Sie gestatten?“ sagte Herr Tegtmaier, holte sich einen Stuhl und zwängte sich damit zwischen Thomafen und dessen Better ein. „Bruno Tegtmaier!“ sagte er mit einer hastigen Verbeugung zu August und begann dann in sprudelnder Geschwindigkeit auf Thomafen einzusprechen.

„Lieber Meister, ich möchte Ihnen meine Bewunderung aussprechen. Die Dekorationen und die Kostüme: tip — top! Eine Leistung ersten Ranges und sehr originell. Bei wem haben Sie das malen lassen? Interessiert mich nämlich. Na ja, wenn ich Ihnen hätte raten können . . . Manches hätte ich nun anders gemacht . . . Effektvoller, wissen Sie! Zum Beispiel . . .“

„Sie sind Künstler?“ unterbrach ihn Thomas.

„Nein, das gerade nicht . . . Aber was ähnliches, hahaha. Hab mich auch schon darin versucht. Aber wissen Sie denn gar nichts von meinem Plan? Ich bin Bruno Tegtmaier! Nichts davon gehört? — Macht nichts! Werden schon noch von mir hören!“

In Thomafens Kopfe dämmerte etwas. Das wäre wohl der junge norddeutsche Millionär . . .

„Ja, ja,“ sagte er, „ich hab wohl etwas gehört, aber ich war die letzte Zeit so beschäftigt . . .“

„Jawohl,“ nickte Tegtmaier fröhlich, „es ist in München schon kolossal verbreitet. Und dabei habe ich kaum die ersten Vornotizen in die Presse lanciert . . .“

„Wenn ich recht verstanden habe, handelt es sich um irgend etwas Kunstgewerbliches?“ fragte Thomas.

„Irgend was? Ziemlich viel! — Ich will das deutsche Kunstgewerbe gründen. Was jetzt so hie und da gemacht wird, ist nichts. Damit ist kolossal viel zu machen. Ich war jetzt nämlich fünf Jahre in England. Das ist eine ganz sichere Spekulation; da liegen heutzutage die Millionen auf der Straße.“

„Meinen Sie? — In Deutschland . . .“ sagte Thomas.

„Grade in Deutschland!“ versicherte Tegtmaier.

„Aber wenn Sie fünf Jahre in England gewesen sind, müssen Sie doch noch sehr jung gewesen sein, als Sie aus Deutschland fortgingen?“

„Direkt vom Pennal!“

„Ja, sind Sie denn da mit den deutschen Verhältnissen vertraut?“

„Na, wissen Sie, das müssen Sie doch zugeben, wir leben in einer neuen Renaissance?“

„Ich merke nicht gerade viel daran . . .“

„Sie können mir ruhig glauben! Und wer da zuerst kommt, schöpft den Rahm ab.“

„Was wollen Sie denn eigentlich machen?“

„Alles!“

„Was heißt: alles?“

„Die Kunst ins Leben einführen, unser ganzes Leben mit Kunst durchtränken . . .“

„Ja, wie wollen Sie denn das erreichen?“

„Ich bin schon mit einem Haufen Künstler in Verbindung. Es wird eine Gesellschaft unter der Firma ‚Deutsches Heim‘ gegründet.“

„So eine Art Fabrik für moderne Möbel?“

„Nicht nur Möbel. Alles! Viele Fabriken, Werk-

stätten, Ateliers . . . Kunst nicht mehr über unserm Leben, unser Leben selbst Kunst, wissen Sie!“

„Ein weit ausschauender Plan!“ lächelte Thomas.

„Ja, das will ich meinen! Sehr weit sogar! — Und da haben Sie mich eben auf was neues gebracht.“

„Ich?“

„Das heißt, ich hab natürlich schon früher daran gedacht. Wir müssen unbedingt auch ein Atelier für künstlerische Dekorationsmalerei haben. Und dafür wären Sie der Mann.“

„Ich weiß doch nicht . . .“

„Sie sollten sich an unsrer Gesellschaft beteiligen! Sagen wir: bloß mit fünfzigtausend Mark!“

„Ich glaube, Sie halten mich für reicher, als ich bin.“

„Das ist doch kein Geld!“

„Nein, Herr Tegtmaier, das ist ganz ausgeschlossen. Ich habe eben erst das Theater übernommen . . .“

„Aber hier bekämen Sie einen gut dotierten Direktorposten. Die kleine Geldeinlage würde ja nur dazu dienen, Ihre Interessen enger mit dem Unternehmen zu verknüpfen . . .“

„Nein, Herr Tegtmaier, auch auf den Direktorposten muß ich verzichten. Das Theater zieht mich schon gerade genug von meinem eigentlichen Berufe ab. Schließlich bin ich doch Maler.“

„Ach, Bilder malen . . .! Das ist doch eigentlich eine überlebte Sache!“

„Na . . .?“

„Ja, aber mir hie und da mit Ihrem Rat an die Hand gehen . . . Das können Sie doch?“

„Gewiß. Gelegentlich gern. Ich könnte Ihnen übrigens einen ganz hervorragenden Künstler empfehlen, der sich für das Kunstgewerbe interessiert: Karsten Anton Wacker.“

„Ja, den hab ich mir schon vorgemerkt, natürlich! Den will ich in diesen Tagen auffuchen. — Na ja, und wie ist es mit der Beteiligung? Es ist die sicherste Kapitalanlage. Ihr Geld rentiert sich in drei Jahren mit mindestens zwanzig Prozent.“

„Nein, Herr Tegtmaier, es geht wirklich nicht.“

„Na ja ja! Es war bloß eine Anfrage. Wir sprechen ein andermal darüber. Jedenfalls gestatten Sie mir, Ihre Dekorationen und Kostüme für meine Zeitschrift zu photographieren. Ich geb nämlich vom ersten Oktober ab eine kunstgewerbliche Zeitschrift heraus, die auch „Deutsches Heim“ heißen soll. Übrigens, schreiben Sie mir doch zu den Photographieen auch einen Artikel für die erste Nummer, in dem Sie Ihre Ansichten über neue Theaterkunst darlegen.“

„Mit Schriftstellerei hab ich mich noch nie abgegeben.“

„Ach, schreiben kann heute jeder. Und wenn Sie wollen, korrigiere ich Ihnen Ihren Artikel selber auf den Stil hin.“

Thomas mußte lächeln. Tegtmaier aber fuhr eifrig fort:

„Nein, vier Augen sehen mehr als zwei. Und selbst die berühmtesten Schriftsteller können manchmal jemand brauchen, der ihnen den Stil ein bißchen nachsieht. — Also, ich darf auf den Artikel rechnen?“

„Ich will mal sehn. Ich würde allerdings ganz gerne einmal . . . Probieren kann ichs ja . . .“

„Also, ich rechne darauf. Nicht zu lang! Höchstens

zehn Großoktavseiten inklusive Bilder. Ein sehr hohes Honorar kann ich allerdings fürs erste nicht anlegen . . . Fünf Mark pro Seite . . . Das ist Ihnen doch recht?"

„Na,“ meinte Thomas, „viel scheint mir das ja nicht zu sein, aber auf das Honorar kommt es mir hierbei nicht so sehr an!“

„Ja, natürlich, Sie müssen bedenken, eine wie weite Verbreitung Ihre Ansichten finden . . . Sie sprechen damit zu Europa . . . Ich drucke die erste Nummer in einer Auflage von dreißigtausend Exemplaren. Also ich rechne auf Ihren Artikel. — Wie sollen wir ihn nennen? Sagen wir . . . Ja, das wäre ein ausgezeichnete Titel: Prinzipien einer neudeutschen Bühnenkunst! — Nicht wahr?“

„Ich weiß nicht . . .“ lächelte Thomas, „aber das hat ja noch Zeit.“

„Bis ersten September muß ich Ihren Artikel haben! Abgemacht!“ sagte Legtmaier und erhob sich. „Und wegen der andern Angelegenheit sprechen wir noch! — Kann ich Sie in den nächsten Tagen einmal aufsuchen?“

„Bitte sehr!“

Legtmaier nahm seinen Stuhl, ging damit zu einem der jungen Maler und begann jetzt auf den lebhaft einzureden.

Als Thomas und Rose aus dem Restaurant traten, lag schon die Morgensonne drüben auf den obern Stockwerken. Sieben war heute unermüdet gewesen und hatte dabei fortwährend mit einer nervösen Munterkeit geredet, die etwas quälendes für die andern gehabt hatte. Der arme Dichter mochte wohl fühlen, daß

seine Illusionen von einem schwer errungenen Siege nicht länger wahren würden, als das Gelage dieser Nacht und der dumpfe Schlaf, den ihm der Rausch nachher schenken würde.

Thomas mußte in der Helligkeit dieses Sommermorgens zuerst eine Sekunde die Augen schließen, und die frische Luft wollte ihn schier betäuben, nachdem er so lange in der dunkeln, rauchigen Wirtsstube gegessen hatte.

Rose hing schwer an seinem Arm und schien etwas unsicher zu gehen. Auch er selber hatte Mühe, seine Bewegungen in jedem Augenblick zu beherrschen, obgleich sein Zustand weit eher einem Ragenjammer als einem Rausche glich. Dabei waren die Straßen belebt, die kleinen Leute gingen an ihre Arbeit . . . Man kam sich wenig erfreulich vor und schämte sich, weil man so bleich, übernächtigt und ungewaschen ausah. Als sie aus dem alten Hof in die Margilianstraße kamen, zog gerade eine Abteilung der schweren Reiter vorüber. Die Hufe der Pferde prasselten lustig, das Lederzeug knarrte, die Sporen klingelten; nickende Pferdeköpfe, Soldaten mit frischen Gesichtern, die die Nachtwandler lächelnd musterten, und darüber, im Morgenwind flatternd, lustig die Fähnchen der Lanzen . . . Thomases Eitelgefühl verstärkte sich bei diesem Anblick. An der Hauptpost nahm er eine Droschke.

„Na, was hast du denn? Du machst so ein Gesicht?“ fragte Rose, als sie durch die Residenzstraße fuhren.

„Ich bin abgesspannt,“ erwiderte er kurz.

„Freust du dich denn gar nicht über meinen Erfolg, Kleiner?“

„Natürlich freu ich mich.“

„A geh! Sei net so grantig!“

„Ich bin müde.“

„Hab ich was getan, was net recht war?“

„Nein, getan hast du nichts. Aber du warst heute so anders . . . Macht das der Erfolg bei den Leuten . . .?“

„Is es dir net recht, wenn ich mich darüber freu?“

Thomas schwieg und lächelte ironisch in sich hinein. Sie legte die Hand sanft auf seinen Arm.

„A geh, Kleiner, sei net fad! Erfolg is Erfolg. Ich bin ja so froh! Endlich einmal is man in einer großen Rollen herausgekommen, die einem liegt; endlich hab ich zeigen können, was ich kann! Und, Kleiner, wem dank ich das, wie dir? Also verdirb mir die Freud net. Wo wär ich ohne dich? Vielleicht am Stadttheater in Passau oder Regensburg. — Also geh, sei gut!“ Sie gab ihm lachend einen Kuß.

Sein Gesicht hatte sich aufgehellt. Er hielt ihre Hand, und eine Wärme strömte von ihr zu ihm.

Die Kritik in den Neuesten Nachrichten nannte das Stück von Sieben ein seltsam stilloses Ragout, das das Publikum kalt gelassen hätte. Den Beifall, der sich auch noch nach den abgelehnten letzten Akten geäußert hätte, dürfe sich die Darstellung ganz allein gutschreiben. Der Dichter müsse sich bei den Schauspielern bedanken, deren leider im übrigen verschwendete Anstrengungen dem unglücklichen Nachwerk wenigstens zu einer Art bestrittenem Achtungserfolg verholfen hätten. Da müsse in erster Linie Frau Karrar genannt werden, die aus der löschpapiernen Schlange Recha eine von warmem

Blut erfüllte, genial gesehene Menschengestalt gemacht und damit den Beweis geliefert hätte; daß hier ein großes Talent seit lange unterdrückt worden wäre, und zwar zu Gunsten einer höchst mittelmäßigen Konkurrentin. Bei den Beziehungen der neuen Direktion zu der jungen Künstlerin sei zu hoffen, daß man sie bald in bedeutenderen Rollen zu sehen bekommen würde. — Einen großen Anteil am Erfolge habe auch der neue Held des Sezessionstheaters, Herr Appeltoft, wenn seine Leistung auch ein wenig zu sehr im Rahmen der konventionellen alten Schule geblieben wäre. Sein Engagement könne unter allen Umständen begrüßt werden. Was die neuen Dekorationen und Kostüme betreffe, die mit so großem Tamtam im Voraus angekündigt worden wären, so überlasse der Theaterreferent das Urteil hierüber dem ständigen Kunstberichterstatler des Blattes. Er könne sich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, wenn er bedenke, wie viel Geld hier ohne Zweck für ein aussichtsloses Stück verpulvert wäre. Die prätentiose Ausstattung hätte ferner in einem schreienden Mißverhältnis zu der Magerkeit des Stückes gestanden . . . Und was so der kleinen Freundlichkeiten noch mehr waren. — Stolterfoot überschrieb seinen Artikel: Ein neuer Dekorationsstil und machte ein Fragezeichen dahinter. Er begann mit den szenischen Künsten der alten Griechen und kam in drei Spalten glücklich bis zu Wagner und den Meinigern, um in einer weitem halben Spalte sein Urteil kurz dahin zu präzisieren, daß er Thomases Dekorationen gleichzeitig primitiv und bizarr finde: auf der einen Seite von einer durch keine Sachkenntnis getrüben Naivität der

Bühne gegenüber, auf der andern von einem beinah abstoßenden Raffinement, das die Weininger noch übermeinigere. Daß ein junger russischer Millionär fünfzig- bis sechzigtausend Mark — diese Zahl sei im Foyer genannt worden — für derlei dilettantische Privatvergnügungen ausgabe, sei ja etwas, was ein Millionär sich in Anbetracht seiner Mittel leisten könne. Aber das Herz müsse einem bluten, wenn man bedenke, wieviel echte Talente unterdessen am Hungertuche nagten und vielleicht nicht einmal das Geld hätten, sich Leinwand und Farben zu kaufen . . .

Thomas brachte die Zeitung Rosen. Sie las, was da über sie stand, und freute sich sehr.

„Siehst du,“ rief sie dann, „hab ichs net gsagt? Jetzt hab ich den schwersten Schritt hinter mir. Endlich einmal ein richtiger Erfolg.“

„Ich gratuliere dir!“ sagte Thomas warm.

„Und was sagt der Stolterfoot über dich?“

„Na, es ist nicht ganz so großartig, wie du prophezeit hast.“

Rose überflog den Artikel flüchtig.

„Ach, dieser Stolterfoot ist ein Stiesel!“ rief sie. „Aber der Werkenthin . . .! Das laß ich mir gefallen. Der versteht was vom Theater. Und wie ers der Weller gegeben hat! Und das, was er vom Stück sagt . . . Da, find ich, hat er ganz recht . . .“

Thomas seufzte leicht und ironisch.

„Geh, Kleiner,“ bat Rose auf einmal in ganz verändertem Tone, „mach kein so Gesicht! Wegen dem dummen Stolterfoot . . .! Deswegen waren deine Dekorationen doch schön; und wer was versteht, muß

das zugeben. — Dieß Ekel, der Stotterfoot! Mit keinem Aug schau ich den jetzt mehr an. Er soll mich nur noch einmal grüßen! Wer net dankt, bin ich!“

„Ach, nicht grüßen . . .! Was soll denn das?“

„Nein, grad net! Und du derfst ihn auch net grüßen! Mein, das verlang ich von dir! — Und jetzt sei gut! Sie schlang einen Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf tröstend an ihre Schulter.

Am Abend im Theater schnaubte Sieben Thomasen an: „Einen Teil von den schlechten Kritiken verdank ich Ihnen.“

„Mir?“ fragte Thomas erstaunt.

„Die Stilllosigkeit, von der Werkenthin spricht, ist doch auf Ihr Konto zu setzen. Mein Stück ist ein ernstes, schlichtes, stilles Werk, Ihre Dekorationen schreien wie Plakate. Keinerlei Innigkeit, bloß lauter Absicht . . .!“

„Aber Sie hatten früher doch eine ganz andre Meinung davon?“

Diesen Einwurf überhörte Sieben.

„Sehn Sie, Werkenthin konstatiert ja selbst ein Mißverhältnis zwischen Stück und Dekorationen . . .“

„Nur in etwas andern Ausdrücken als Sie . . .“

„Das ist ja ganz egal!“

„Sagen Sie, Herr Sieben, unterschreiben Sie denn alles, was heute in den Neuesten steht?“

Der Dichter fauchte, setzte zum Sprechen an, sagte aber nichts, sondern drehte sich um und ging auf die andre Seite der Bühne hinüber.

Thomas lächelte leise, nicht ohne Bitterkeit, und buchte dies zu den übrigen Erfahrungen dieser Premiere.

Im ersten Jahre seiner Ehe bekam Thomas zwei Briefe von seiner Tante Leocadie.

Mit dieser Tante hatte er alle die Jahre hindurch in gelegentlichem Briefwechsel gestanden. Das war ganz von selbst gekommen. Die alte Dame, die mit ihren andern Verwandten kaum verkehrte, empfand das Bedürfnis, wenigstens einem Blutsverwandten Liebe zu erweisen und sich mit ihm auszusprechen. — Und Thomas hatte seine Mutter nie gekannt . . . Aus diesen Briefen kam ihm zum erstenmal etwas von mütterlicher Wärme entgegen. Es war ein trostreicher Gedanke in seinem unruhigen Leben geworden, zu wissen, daß daheim in einem heimeligen Häuschen eine alte Frau lebte, die mit guten Gefühlen an ihn dachte, der alles wichtig war, was sie aus seinem Leben erfuhr, und die zudem vielleicht der einzige Mensch war, der fest an sein Talent glaubte, trotzdem sie nur einen Teil seiner Bilder aus Photographien kannte, die er eigens für sie hatte herstellen lassen. Tante Leocadie war fleißiger im Brieffschreiben als Thomas und hatte auch mehr Talent dazu. Sie wußte immer allerhand zu erzählen, aus ihrem eigenen stillen Leben und von der Familie und Thomases früheren Bekannten. Keine Klatschgeschichten . . . Boshaft waren ihre Berichte sicherlich nicht, aber ein Hang zur Ironie machte sich manchmal darin bemerkbar. Die Jahre hatten sie mild und freundlich gemacht; aber man merkte, daß Tante Leocadie in ihrer Jugend wohl nicht ohne Grund in dem Rufe gestanden hatte, eine spige Zunge zu haben.

Im übrigen waren ihre Briefe sehr harmlos und buchten treulich alle rigischen Ereignisse, von denen

sie meinte, daß sie ihren Neffen interessieren würden: Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen, und was sonst noch geschah. Daß der Onkel Hofrat inzwischen Staatsrat geworden war und zu seiner großen Genugthuung den Stanislausorden vierter Klasse bekommen hatte, war Thomasen gleichfalls auf diese Weise bekannt geworden . . .

Es waren meistens Sachen, die für ihn keine große Bedeutung hatten und nur durch ihren Zusammenhang mit den Interessen seiner Jugendjahre auf ihn wirkten; deshalb konnte er alle die mannigfaltigen Ereignisse nicht richtig behalten und ließ sie in seinem Gedächtnis wohl bunt durcheinandertreiben. Es ging daheim vielleicht noch so mancher lebend umher, den er für längst begraben hielt, und mancher andre mochte seit Jahren tot sein und er dachte an ihn noch immer als an einen lustigen Kameraden, der vor Kraft stroge.

Wenn er sich das gelegentlich einmal klar machte, überfiel ihn eine ganz sonderbare Empfindung von Landfremdheit und Wurzellosigkeit. Und er mußte sich gleichsam erst besinnen, um zu wissen, daß er hier in München zu Hause wäre, daß er hier sein Heim und, in Rosen, seine Familie hätte. —

Thomas beantwortete vielleicht nur jeden zweiten oder dritten Brief seiner Tante. Er wußte ihr nie viel von Tatsachen zu berichten; denn einmal hatte er selbst das Gefühl, als ob er alle die Jahre bis zur ersten Begegnung mit Rosen nichts erlebt hätte, und zweitens erschien ihm das, was er hätte erzählen können, für die Ohren einer alten Dame aus Riga kaum geeignet.

Dafür schüttete er vor Tante Leocadie von Zeit zu Zeit sein Herz aus und ließ sie in die Träume und Hoffnungen, die er hegte, hineinschauen. Besonders liebte er das in Zeiten zu tun, wo er sich mutlos und gedrückt fühlte. Es war, als wolle er sich selber Vertrauen einflößen, wenn er zu der alten Dame so zuversichtlich — vielleicht ein wenig renommistisch — von seinen Ausichten und den Hoffnungen seines Talents sprach. Seit er verheiratet war, hatte er ihr überhaupt nicht mehr geschrieben; nur gleich im Anfang einmal ein paar Zeilen, die ihr von dem großen Wendepunkt in seinem Leben berichtet hatten.

Und nun — es war an einem Februarmorgen, der Föhn rüttelte an dem Blech des Daches, daß es hart und trocken lärmte, und das Schneewasser rieselte eintrögnig von den Dächern, — da brachte ihm der kleine Diener einen Brief aus Rußland ins Atelier.

Thomas las:

Bilderlingshof, 3./15. Febr. 1896

Lieber Thomas!

Heute habe ich eine recht traurige Veranlassung, Dir zu schreiben. Aber ich will es doch gleich tun, denn es handelt sich um jemand, den Du, wie ich glaube, einmal sehr gern gehabt hast. Ich kann mich ja täuschen, glaube es aber nicht. Sonst habe ich Dir immer so viel Sachen geschrieben, von welchen ich gar nicht wußte, ob sie Dich interessieren. Die Briefe Deiner alten Tante haben Dich wohl manchmal recht ennuyiert. Und heute, wo es einmal ein wirkliches Ereignis ist,

muß es so etwas Trauriges sein. Die arme Annemarie!

Aber ich will alles von Anfang an erzählen, sonst verstehst du die ganze Geschichte gar nicht. Siehst Du, Annemarie hat sich vielleicht auch manches zu Schulden kommen lassen, aber zu dauern bleibt sie doch immer, und man muß wissen, was sie für ein schweres Leben gehabt hat. Woldemar Böth war ja ein schrecklicher Mensch. Ich weiß nicht, ob du ihn noch gekannt hast. Er hat schon, als er noch Bräutigam war, so getrunken; und das hat mit den Jahren nur immer zugenommen, statt daß er sich als verheirateter Mann gebessert hätte. Und denk Dir nur: die arme Annemarie immer ganz allein da draußen auf dem Lande in Neuhof! Denn oft war sie wochenlang allein, und er schmorte in Riga herum. Und wenn er zu Hause war, war es noch schlimmer. Ich will Dir gar nicht erzählen, was Annemarie mir alles vorgeklagt hat, wenn sie mal eingekommen war und mich besucht hat. Und sie wollte sich schon oft scheiden lassen, aber Du kennst ja ihre Eltern. Linchen ist ja eine gute Seele, aber mit Verstand hat sie der liebe Gott nicht gesegnet, und was Albert sagt, ist für sie das Evangelium. Und Albert kennst Du ja. Es ist merkwürdig, er ist von Natur doch gar nicht so unbegabt, aber von einer Berrantheit, welche man schon Vorniertheit nennen kann.

Er hat zu Annemarie gesagt, sie darf sich nicht scheiden lassen, sie muß aushalten, es wird wohl

nicht so schlimm sein, dulden ist mal das Los der Frauen, die christliche Ehe ist ein unauflöbliches Band, und er zieht seine Hand von ihr ab, wenn sie es tut, und sie ist dann nicht mehr seine Tochter, und was dergleichen dumme und unchristliche Redensarten mehr waren. Für ihn ist eine geschiedene Frau ja eine Gefallene, und man muß sich schämen, mit ihr verwandt zu sein. Das habe ich früher an mir selbst erfahren. Und so ist er vielleicht am meisten schuld von allen. Denn wenn Annemarie sich hätte scheiden lassen, so wäre dies alles nicht passiert.

Aber ich habe jetzt schon die dritte Seite vollgeschrieben und komme nicht zur Sache. Nämlich die traurige Geschichte verhält sich so: Woldemar Böth hat sich zuletzt gar nicht mehr um die Landwirtschaft gekümmert und hat vor einem Jahre als Verwalter Magnus Schlaar angestellt. Sein Vater war der Ernst Schlaar, der die jetzige Bassermannsche Spritfabrik hatte und dann seinerzeit Bankerott machte und sich nachher aufs Trinken verlegte und nach Rothenberg kam und im Delirium starb. Aber mir fällt eben ein, daß Du den Magnus Schlaar wohl kennst. War er nicht ein Schulkamerad von Dir? Jedenfalls wirst Du davon gehört haben, daß er seinerzeit das Pistolenduell mit dem Consul Vondelius gehabt hat, bei welchem derselbe sein Bein verlor.

Also, ob nun zwischen diesem Schlaar und Annemarie irgendwelche unerlaubte Beziehungen bestanden haben, oder nicht, davon will ich nichts

sagen. Das sind die Geheimnisse von Annemarie, und sie hat mich noch nicht in ihr Vertrauen gezogen. Jedenfalls aber scheint Woldemar Böth diese Meinung gehabt zu haben; und die Dienstboten haben es auch behauptet, aber was auf Dienstbotengeschwäg zu geben ist, das weiß man ja.

Kurz und gut, am vorigen Sonnabend, wie Waldemar Böth eben erst von Riga nach Hause gekommen war, haben er und Annemarie und Magnus Schlaar zusammen Mittag gegessen, und wie es eigentlich gekommen ist, weiß ja niemand, und von Annemarie habe ich auch nichts darüber erfahren können. Es muß einen Streit zwischen den beiden Männern gegeben haben, und Magnus Schlaar hat Woldemar Böth mit einer vollen Rotweinflasche auf den Kopf geschlagen, daß er ohne ein Wort hingestürzt ist. Und dann ist der Diener hereingekommen und hat noch Knechte gerufen, und sie haben Magnus Schlaar gebunden. Und dann ist nach dem Doktor geschickt worden, und nach der Polizei. Und die hat alle Leute im Hause verhört. Und dann, denk Dir nur, haben sie auch Annemarie verhaftet und sie mit Magnus Schlaar nach Riga in den Arrest transportiert. Und Woldemar Böth ist noch dieselbe Nacht gestorben, ohne daß er noch einmal zum Bewußtsein gekommen ist.

Du kannst Dir denken, wie mir zumute war, als ich das hörte. Meine alte Schulfreundin Alwine Kögel — Du mußt sie ja kennen — die kam expreß herausgefahren und erzählte es mir.

Sie ist ja im Krögerschen Stift, und der Vorsteher vom Stift, der alte Probst emeritus Ziegler, ist ja dafür bekannt, daß er alles immer zuerst weiß. Er hat ja sonst auch nicht viel zu tun, und so erfahren die Stiftsdamen immer gleich alle Neuigkeiten.

Nun, Du kannst Dir denken, daß ich gleich mit dem nächsten Zuge eingefahren bin, um mich zu erkundigen. Gott, schließlich ist der arme Albert auch zu bedauern. So einen geschlagenen Menschen habe ich noch nie gesehen. Leider machte er sich dadurch Luft, daß er schreckliche Sachen über Annemarie sagte. Und da nahm ich mir auch kein Blatt vor den Mund, ich sagte ihm, daß noch gar nichts bewiesen ist, und warum er seiner eigenen Tochter gleich das allerschlimmste zutraut, es kann doch sein, daß sie ganz unschuldig in diese schreckliche Geschichte hineingekommen ist. Da sagte er, das ist ganz einerlei; daß seine Tochter eine Arrestantin ist, ist eine Schande für die Familie, die er nicht verzeihen kann. Da habe ich ihm aber auch gesagt, er soll sich nicht verständigen, und wenn er damals die Partie mit dem Woldemar Böth nicht zusammengebracht hätte, oder wenigstens nachher zugegeben hätte, daß sie sich scheiden ließ, so wäre das alles nicht passiert. Aber er hat nichts eingesehen. Glaubst Du, das Gewissen hat ihm geschlagen? Nein, er war überzeugt, daß er richtig gehandelt hat. Da habe ich mir gedacht, er ist eben borniert. Und wenn er das nicht wäre, könnte der liebe Gott ihm ja

gar nicht verzeihen. Und denk Dir, die arme Linchen, die ganz vor den Kopf geschlagen war, hat er so ausgepocht und hat gesagt, das muß Annemarie von der Kusnezkschen Seite geerbt haben, von der Kerkhovenschen Seite kann sie diese plebejischen Instinkte nicht haben. Und über die Jungens habe ich mich auch recht geärgert. Sie waren alle drei da, und Harry und Burchard haben sich recht wenig brüderlich geäußert. Joachim war nicht so schroff wie die andern, aber ich habe doch gefunden, daß er lauter konfuseß dummes Zeug geredet hat. Es kam beinahe so heraus, als ob er gefunden hätte, daß Annemarie ganz recht hat, wenn sie mit Magnus Schlaar unerlaubte Beziehungen gehabt hat. Von Recht auf Glück und dergleichen hat er gesprochen. Ich glaube, das muß aus irgend einem Buche sein, was er nicht recht verstanden hat. Vielleicht kommt das auch von seiner Braut. Du weißt doch, daß er mit der Tochter von dem dwatschen Doktor Tannenberg verlobt ist. Und die Tochter soll auch bißchen überspannt sein. Ich habe mich recht über den Jungen geärgert, er ist doch noch ein richtiger Dojahn. Und so einer predigt jeden Sonntag in der Kirche das Evangelium.

Und Du kannst Dir ja denken, daß Albert und die Brüder das auch nicht ruhig mit anhörten, und dann gerieten Harry und Burchard aneinander, und es gab wieder mal die Kerkhovensche Familientabbelei. Denk Dir, in so einem

Augenblick! Ja, ja, die Menschen bleiben immer gleich!

Aber daß zwischen Annemarie und Magnus Schlaar etwas unerlaubtes gewesen sein muß, das schienen sie alle für selbstverständlich zu halten! Als ob man auf irgend ein Dienstbotengeschwäg gleich alles schlechte von seinen Mitmenschen glauben muß! Und noch dazu von der eigenen Schwester oder Tochter. Ich habe dann gemacht, daß ich fortgekommen bin, und bin dann gleich in das Gefängnis gefahren. Aber ich durfte Annemarie nicht sehen. Der Direktor vom Gefängnis hat mir aber gesagt, ich kann ihr schreiben, und die Sache steht gut für sie, und sie wird wohl in den nächsten Tagen entlassen.

Ich kann Dir sagen, ich war froh, wie ich wieder bei meiner Lene zu Hause war. Das arme lettische Dienstmädchen denkt wirklich christlicher über die schreckliche Geschichte als die leiblichen Verwandten. Sie hat geweint und hat mir gesagt, ich soll nur ja gleich an sie schreiben, daß sie bei uns wohnen kann, wenn sie aus dem Arrest kommt. Denn Albert hat ja gesagt, sie darf nicht mehr in sein Haus.

Und das habe ich natürlich gleich getan. Und heute habe ich nun Annemarie abgeholt. Sie muß schwere Tage hinter sich haben und sieht furchtbar elend aus. Jetzt liegt sie im blauen Zimmer im Bett, die Thür steht offen. Ich glaube, sie schläft jetzt ein bißchen. Ich habe mit ihr natürlich noch gar nicht viel gesprochen. Sie hat wahrhaftig

Ruhe nötig. Ich habe Albert, der gleich heraußgekommen war, auch ganz einfach nicht zu ihr gelassen. Er wollte durchaus, sie soll sofort weg aus unseren Provinzen; aber das geht schon deshalb nicht, weil der Direktor gesagt hat, sie muß in der Nähe bleiben, bis der Prozeß gegen Magnus Schlaar entschieden ist.

Jetzt will ich schließen, die Lampe fängt schon an, auszugehen. Das ist ein langer Brief geworden. Du wirst es Deiner alten Tante schon verzeihen, wenn das Deutsch in demselben nicht sehr schön ist. Aber ich kann es jetzt nicht noch einmal durchsehen. Und ich will ihn gleich zumachen, daß Lene ihn gleich morgen früh dem Briefträger mitgeben kann. Du wirst ja auch gespannt sein auf Nachricht. Ich glaube doch, daß auch in den ausländischen Zeitungen etwas von dieser schrecklichen Geschichte stehen wird. In der Zeitung für Stadt und Land war ein langer Artikel drin. Der arme Albert ist doch auch wieder zu bedauern, er wird sicher ganz verzweifelt darüber gewesen sein.

Nun will ich aber wirklich aufhören. Hoffentlich geht es Dir recht gut und Du bist glücklich in Deinem jungen Hausstand. Schicke mir doch mal ein Bild von Deiner lieben Frau, welche ich unbekannter Weise herzlich grüße. Hast Du Dich nicht auch wieder mal abnehmen lassen? Wie geht es denn mit Deinem Theater, was Du Dir gekauft hast? Ich weiß nicht, diese Geschichte macht mir etwas Sorgen, weil Du doch in diesen

Sachen kein Fachmann bist. Aber Deine liebe Frau wird Dir schon helfen.

Mit herzlichen Grüßen
Tante Leocadie.

P. S. Schreibe mir doch auch einmal wieder. Wenn ich etwas Neues in der Sache erfahre, teile ich es Dir mit. Tante.

Thomas hatte den Brief Wort für Wort gelesen, ohne eine der Stellen zu überspringen, wo Tante Leocadie von der Hauptsache abgewichen war. Er faltete die Blätter ordentlich zusammen und steckte sie wieder ins Kuvert. Seine Augen sahen durch das große Fenster lange in den mattblauen Himmel hinaus, auf dessen Fläche schnelle Wolken vorüberzogen, die merkwürdig nah erschienen. Ein eignes, stumpfes Gefühl lastete in seiner Brust, und seine müden Gedanken trachteten, es langsam zu zergliedern. Erschüttert hatte ihn der Brief nicht, das mußte er sich gestehen. Was er empfand, war eher eine gewisse betäubte Verwunderung, — eine Verwunderung nicht nur über Annemariens Schicksal, sondern auch über sein Leben und das Leben überhaupt. Er wußte wohl, daß in diesem Briefe Tatsachen standen, und er zweifelte ja auch gar nicht daran; aber für sein Gefühl hatte dies alles keine Wirklichkeit, er sah es, wie man Bilder eines Traumes nach dem Erwachen sieht. Und traumhaft däuchte ihn alles, was ihm selber seit der Stunde geschehen war, wo er Annemarien zum letzten Male gesehen hatte, auf dem flachen Dach seines Vaterhauses; traumhafte Fäden sah er von jener Stunde bis zu Magnus Schlaars hitziger Tat führen.

Wenn einer sich in ein gutes Buch versenkt hat und mit den Menschen des Dichters gefühlt und gelebt hat, so muß er sich, wenn das letzte Blatt umgewendet ist, erst einen Ruck geben, um zu erkennen, daß das alles erdachte Geschichten sind, die ihn nichts angehen, und um die er sich nicht zu bängen braucht. Und doch bleibt ihm den ganzen Tag ein Gefühl von Ausgebranntheit im Innern; denn er hat einen tieferen Blick ins Leben getan, als wenn er dessen bunte Wirklichkeit selbst angeschaut hätte. Der Anblick des Lebens kann ergötzen, die Erkenntnis des Lebens hinterläßt eine trauernde, fragende Leere . . .

Auch Thomas mußte sich gewaltsam einen Ruck geben. Er zwang sich zu ruhigem, teilnehmendem Nachdenken. Er fragte sich, ob es nicht richtig wäre, Annemarien ein paar gute Zeilen zu schreiben. — Aber was sollte er ihr sagen, ohne davon zu sprechen, was sie einst verbunden hatte? Er überlegte sich den Wortlaut eines solchen Briefes . . . Nein, wenn er ihn noch so allgemein abfaßte, zwischen ihm und Annemarien war keine Unbefangenheit möglich. Er mußte beim Schreiben immer denken: Kann sie darin nicht einen leisen Vorwurf spüren, weil sie mir damals nicht gefolgt ist, ein etwas hämisches: „Das kommt davon!“?

Und Thomas beschloß, ihr nur durch Tante Leocadie seine herzliche Teilnahme ausrichten zu lassen. Doch waren alle diese nüchternen Überlegungen und alles, was er sonst noch an diesem Tage tat, nur flüchtige Ablenkungen aus dem merkwürdigen, dumpf staunenden Gefühl, das mit ihm herumging und ihm allerhand ins Ohr raunte von der sinnlosen Folgerichtigkeit des Lebens,

auf dessen schiefer Ebene die Menschen — und auch er selbst — ihren Weg dahinkollerten wie taube Mäuse.

In einem Sonntagmorgen im April kam wieder ein Brief von Tante Leocadie. Thomas lag noch im Bett, als das Mädchen ihn mit dem Kaffee und der Zeitung hereinbrachte. Am Abend vorher hatte das Sezeßionstheater seinen ersten großen Erfolg mit einem neuen, modernen Stücke von Sieben gehabt. Und das war natürlich bis tief in die Nacht hinein gefeiert worden.

Aus Tante Leocadiens Brief erfuhr Thomas, daß Magnus Schlaar zu zehn Jahren Zwangsarbeit und danach zur Ansiedlung in Sibirien verurteilt worden war. Durch die Aussagen der andern Zeugen war ziemlich klar erwiesen worden, daß zwischen ihm und Annemarien unerlaubte Beziehungen bestanden haben mußten, und Annemarie selbst hatte das, durch Kreuz- und Querfragen des Richters in Verwirrung gebracht, in der Hauptverhandlung zugegeben. Verschiedne Äußerungen, die Magnus Schlaar früher gegenüber einwandfreien Zeugen gemacht hatte, hatten das Gericht zur Anschauung gebracht, daß er die Tat nicht einfach in einer plötzlichen Aufwallung, oder, wie er es darzustellen versuchte, in der Notwehr begangen hätte, sondern mit Überlegung; doch waren ihm mildernde Umstände zugebilligt worden.

Was Annemarien betraf, so war sie nun ganz auf ihren Vater angewiesen gewesen, denn die Familie ihres Mannes wollte natürlich nichts mehr von ihr wissen, das Gut war Majorat, und sonst hatte er nicht

als Schulden hinterlassen. Aber der Staatsrat Kerkhoven hatte sie nicht mehr als seine Tochter ansehen wollen. Er hatte ihr nur eine einmalige Abfindungssumme von fünftausend Rubeln angeboten unter der Bedingung, daß sie auf alle weitem Ansprüche verzichte, sofort nach dem Innern Rußlands gehe, um sich dort eine Existenz zu gründen, und sich verpflichte, nie wieder in die Ostseeprovinzen zurückzukehren.

Annemarie hatte wohl oder übel Ja sagen müssen, sie hatte den vom Staatsrat entworfenen Revers unterschrieben und war jetzt schon in Moskau, wo sie mit der Hilfe einer ehemaligen Schulfreundin eine Anstellung am statistischen Bureau zu finden hoffte.

Arme Annemarie, dachte Thomas, was muß sie alles durchgemacht haben! Aber wie frei wird sie sich jetzt fühlen, wo die ganze schlimme Vergangenheit abgeschlossen ist! — Und Thomas ertappte sich auf merkwürdigen Grübeleien: wie gut es sein müsse, so auf einmal befreit zu sein aus allen verwickelten und schwierigen Verhältnissen und nur einen, zwar schmalen, aber klaren Weg vor sich zu sehen! — Eine tiefe Müdigkeit hatte alle Kräfte in ihm abgespannt; auch die Sehnsucht nach Ruhe schwirrte nur wie ein Vogel mit zerbrochenen Flügeln in kurzem Bogen dahin, und sank, und schwieg. . .

Aber war er nicht undankbar? Und was verlangte er denn? Hatte sein Theater nicht gestern den ersten wirklichen Erfolg gehabt? Konnte denn der nicht endlich das gähnende, schwarze Loch schließen, in das er so erstaunlich viel von seinem Vermögen hatte hineinwerfen müssen? Er konnte doch hoffen, daß von jetzt an alles besser gehen würde. Vielleicht auch zwischen ihm und

Rosen. Denn er mußte sich gestehen, daß auch in ihrem Verhältnis mancherlei ganz anders war, als es hätte sein sollen. Und wie immer, wenn er hierüber nachdachte, fand er im letzten Grunde die Schuld in sich selbst.

Er fühlte das Bedürfnis, ihr etwas Gutes zu sagen. Leise streckte er seine Hand unter ihre Decke und faßte ihre Hand. Sie schrak aus dem Schlafe auf.

„Was ist . . .?“ fragte sie hastig.

„Nichts!“ sagte er leise und mit weichem, gerührtem Ausdruck. „Ich hab dich lieb.“

Sie gähnte und lächelte:

„Und deshalb mußt du mich wecken?“

„Ja, Rose . . . Es war auf einmal . . . Ich . . . Ich bin in der letzten Zeit oft gar nicht nett zu dir gewesen . . .“

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf.

„Siehst du den Monsieur einmal ein?“

„Ja, Rose, das soll in Zukunft anders werden. Sieh mal, wir beide . . .“

„Das ist recht,“ nickte sie vergnügt. „Siehst du, das ist doch dummes Zeug . . . Alle die Gedanken, die du dir machst . . . Und wenn ich ganz harmlos etwas sag, meinst du, es müßte Gott weiß was dahinter stecken . . . Und gar wenn du eifersüchtig bist . . .! Und im Grund weißt du doch ganz genau, daß deine Frau niemand lieb hat wie dich . . . Möcht auch wissen, wen? Nein, da müßten schon ganz andre Leut kommen, wie der Herr Niedermayr! Es is zum lachen!“

Thomas hatte den Arm um ihren Nacken gelegt und zog ihren Kopf zärtlich an seine Brust und küßte sie

auf die wirren, schwarzen Haare. Sie schlang ihre nackten, schlummerwarmen Arme um seine Schultern und hob ihm die Lippen entgegen, zwischen deren tiefem Rot, ein schmaler, weißer Streifen, die Zähne glänzten. In ihren Augen erglomm ein Feuer, das die halbgeschlossenen Lider schamhaft verbergen wollten.

„Siehst du, Kleiner!“ lachte sie dann auf einmal, atemlos zwischen zwei Küssen, „wenn du nett bist zu mir, kann ich auch sehr nett sein. — Aber Wort halten, Kleiner, und wirklich nimmer so dumm sein . . .“

Es war im dritten Jahre von Thomas Kerkhovens und Ferdinand Volkers Direktion, als eines Tages eine sehr ernsthafte und lange Konferenz auf der Kanzlei des Rechtsanwalts Doktor Vernburger stattfand, an der die beiden Direktoren, der Rechtsanwalt selber und ein vereidigter Bücherrevisor teilnahmen. Man blätterte in großen Geschäftsbüchern, warf allerhand Ziffernreihen flüchtig auf ein Blatt Papier und addierte sie zusammen . . . Aber dadurch wurde die Sache nichts anders, als sie war. Und sie war für Thomasen recht betrüblich.

„Ja,“ sagte schließlich Doktor Vernburger — ein Mann in den besten Jahren, doch von krankhafter Dicke — und schnaufte asthmatisch, „wenn wir auch noch drei Stunden rechnen, es kommt immer wieder daselbe heraus. Und im Grunde ist die Sache ja sehr einfach. Ich halte das Unternehmen an sich für durchaus gesund . . .“ Hier stockte er, und ein dumpfes Köcheln, mit pfeifenden Lauten untermischt, entrang sich seinem Halse.

„Das Theater muß sich doch rentieren!“ fiel Volker lebhaft ein. „Die durchschnittliche Kasseneinnahme der letzten fünf Monate war elfhundert Mark. Wie viel Theater haben denn das? Und die existieren doch auch!“

Der Doktor hatte sich erholt und erwiderte:

„Deswegen nenne ich das Unternehmen an sich ja gesund. Aber, meine Herren, nehmen Sie mir net übel, aber wie unsinnig haben Sie gewirtschaftet! Bedenken Sie doch bloß allein den Gagenetat! Und rechnen Sie dann die ungeheuern Ausgaben für die Aus-

stattung! Letzteres hat in letzter Zeit ja nachgelassen, aber wie Sie zuerst getrieben haben . . .! Der unglückliche Moses von Sieben hat ja allein bald fünfzigtausend Mark gekostet. Und das verstaubt jetzt und kostet nur Platz. Und rechnen Sie die unverhältnismäßig hohe Pacht!“

„Die ist doch net hoch?“ wendete Volker erstaunt ein.

Der Doktor hatte einen fürchterlichen Hustenanfall und konnte nicht gleich antworten. Dafür brach der Bücherrevisor, ein kleiner, untersehter Münchner Spießbürger mit eisgrauen Haaren und wasserblauen Augen, in ein bierheiseres Gelächter aus.

„Dös is freilich net hoch!“ entsetzte er sich. „Und die Beleuchtung kost aa nix, und die Tantiemen san a Pappensiel, und . . .!“

„Zawohl,“ fiel der Doktor ein, „grade auch die Tantiemen . . .! Zehn Prozent im Durchschnitt, das ist zuviel für ein Theater von den Einnahmeverhältnissen.“

„Ja, aber ohne die Tantiemen hätten wir auch nicht die Stücke.“

„Na, erstens fragt sich das noch, und zweitens . . . Natürlich . . . Ohne die Gagen hätten Sie vielleicht auch nicht die Schauspieler . . . Sagen Sie übrigens, das ist eine riesig talentierte Person, die neue, die Sie da haben, die Gerson. Ich hab sie neulich in den einsamen Menschen gesehen. Ist die mit dem Berliner Gerson verwandt, mit dem Konfektionshaus?“

„A, kein Schein!“ sagte Volker, „eine kleine Wiener Jüdin!“

„Ein sehr talentiertes Mädel! Und hübsch! Was die für Augen hat!“

„Gutes Bühnengesicht. Im Leben is sie ziemlich wüsch.“

„So?“

„Herr Doktor, um wieder zur Sache zu kommen,“ fiel Thomas nervös ein, „Sie wollten sagen . . .?“

„Ja, wo standen wir doch?“

„Sie meinen also,“ sagte Thomas, „daß unsre Ausgaben in keinem Verhältnis zu unsern Einnahmen stehen?“

„Natürlich, dazu brauchen Sie ja nur diese beiden ganz flüchtigen Überschlüge anzusehen. Selbst wenn das Theater jeden Abend ausverkauft wäre — was ja ausgeschlossen ist — würden Sie wahrscheinlich net ganz auf die Kosten kommen.“

„Also ist das ganze Unternehmen geschäftlich der hellste Wahnsinn?“

„Ich begreif es net,“ sagte Volker mit trüber Stimme, „bei einer Durchschnittseinnahme von elfshundert Mark . . .“

„Ja, Herrgott,“ fuhr Thomas auf, „begreifst du das wirklich nicht, oder tust du nur so, um damit deine geistvolle Geschäftsführung zu entschuldigen?“

„Bitte sehr, ich bin kein Kaufmann!“ antwortete Volker gekränkt.

„Naa!“ pflichtete der Revisor aus voller Überzeugung bei.

„Warum hast denn du dich net drum gekümmert? Es war ja dein Geld!“

„Ja, leider!“

„Bitte sehr, mein Geld war es net!“

„Herrgott ja, das hat kein Mensch bezweifelt. Aber

du hast ja immer so geschäftskundig getan. Ich habe nur immer an deine schönen Redensarten geglaubt und immer Geld hergegeben."

"Ja, ich kann nix dafür und wasch mir die Hände in Unschuld."

"Das wird uns nur verflucht wenig nützen!"

Der Revisor wand sich die ganze Zeit vor innerer Ironie.

"Meine Herren," sagte der Doktor, "vor allen Dingen müssen Sie sich eine unbedingt zuverlässige kaufmännische Kraft hinsetzen, auf die Sie eben hören und nach deren rechnerischen Anschlägen Sie sich richten müssen."

"Da könnt ich Ihnen wen sehr gut empfehlen," sagte der Revisor schnell: "mein zwöoter Sohn, von mir ausgebildeter Buchhalter. Besser als wie der kunnt i selber 's Eahna net machen. I mog mi net loben, aber alles, was recht is . . .!"

"Das ist eine ausgezeichnete Idee!" lächelte Volker breit, als wäre jetzt alles in schönster Ordnung.

Thomas aber sagte:

"Das ist erst die zweite Frage . . ."

"Die erste ist natürlich, daß das Unternehmen auf eine ganz andre rechnerische Basis gestellt wird," bestätigte der Doktor kurzatmig. "Wenn Sie mir die Unterlagen bis morgen dalassen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen diesbezügliche Vorschläge auszuarbeiten, die im Wesentlichen in einer Zusammenstellung der Einsparungen bestehen werden, die gemacht werden müssen und nach meiner Ansicht gemacht werden können. Ich bin ja in Theaterangelegenheiten kein heuriger Has mehr und kenne mich da so ziemlich aus."

„Sollen Gagenreduktionen gemacht werden?“ fragte Volker hastig.

„Das ist klar!“

„Aber doch nur bei den Mitgliedern?“

„Wie meinen Sie das?“

„Bei den Direktoren doch nicht?“

Der Doktor lächelte, ergriff eins der Blätter, die auf dem Tische lagen, und hielt es dicht vor seine kurz-sichtigen Augen.

„Herr Direktor Kerthoven bezieht ja doch gar keine Gage . . .“

„Nein, das ist ja auch ganz egal. Es ist ja doch alles sein Geld.“

Der Revisor amüsierte sich wieder ungeheuer.

„Ja,“ schmunzelte der Doktor, „und Sie mit Ihren zehntausend Mark werden wohl auch dran glauben müssen.“

„Nein,“ rief Volker entsetzt, „das geht nicht. Ich hab mich auf das Einkommen eingerichtet und . . .“

„Das werden die andern Mitglieder aber auch sagen . . .“

„Die! Die finden leicht wo anders ein ebenso gutes Engagement, aber ich . . .“

„Es reguliert sich alles nach Angebot und Nachfrage,“ bemerkte Doktor Vernburger trocken.

„Und ich habe mich daraufhin auch verlobt . . .“

„Sie sind verlobt?“ fragte der Doktor eifrig. „Davon weiß man ja noch gar nig. Mit wem denn, wenn ich fragen darf?“

„Es ist auch nicht so ernst,“ warf Thomas dazwischen.

„Bitte sehr! Dir vielleicht! Mir ist es sehr ernst. —

„Ja, Herr Doktor, ich bin mit Fräulein Bertha Stuckert verlobt.“

„Stuckert? Stuckert? Ach, das ist die bildhübsche Blondine, die immer die Dienstmädel spielt?“

„Meine Braut ist bisher ungebührlich zurückgesetzt worden. Sie hat sehr viel Talent. Ich hab ihr Unterricht gegeben und muß das am besten wissen.“

„Also, jedenfalls meinen herzlichsten Glückwunsch!“
Dabei gab der Doktor einen Laut von sich, der ein Lachausbruch zu werden schien, sich aber unterwegs in einen gräulichen Krampfhusten verwandelte.

Thomas nahm jetzt das Wort:

„Nein, vor allen Dingen kommt es zunächst nicht auf unsere guten Vorsätze für die Zukunft an, sondern darauf, wie wir aus den augenblicklichen Verlegenheiten herauskommen. Und da möchte ich Ihren Rat hören, Herr Doktor.“

„Ja, nun, was ist darüber zu sagen? Die Sache ist doch ziemlich einfach. Es müssen jetzt eben die dringenden Verpflichtungen gedeckt, und dann muß das Ganze auf neue Grundlagen gestellt werden.“

„Das ist mir natürlich auch klar. Nur fragt es sich jetzt: wie soll man sie decken.“

Etwas wie ein Aufblitzen der Überraschung erwachte in des Doktors Augen, die sonst immer matt und halbbedeckt unter den dicken Lidern standen.

„Ja . . .?“ schnaufte er zweifelnd.

„Es handelt sich,“ sagte Thomas, „um fällige Rechnungen, rückständige Pacht und Zantienen im ungefähren Betrage von fünfzigtausend Mark.“

„Sechshundvierzigtausendachthundertachtundsechzig Mark dreizehn Pfennige,“ las der Revisor von einem Zettel ab.

Thomas fuhr fort:

„Die voraussichtlichen Einnahmen bis zum Ersten würden vielleicht die Gagen decken . . .“

„Ja, nehmen wirs an!“ nickte der Justizrat. „Wenns einigermaßen gut geht. Und das wollen wir doch hoffen. — Also so fürchterlich ist die Geschichte ja net, wenn man nur in Zukunft vernünftig wirtschaftet.“

Thomas gab sich einen Stoß und sagte schnell:

„Aber ich weiß nicht, wo diese fünfzigtausend Mark herkommen sollen.“

Wieder blitzte es in des Doktors Augen auf. In seiner zungenfaulen, unaccentuierten Weise sagte er:

„Das is doch im Verhältnis dazu, was Sie schon hergegeben haben, kein Betrag. Und es is doch das einzige Mittel, um mit der Zeit wieder zu Ihrem Gelde zu kommen. Wie gesagt, ich halte das Unternehmen an sich für gesund . . .“

Stockend und gequält stieß Thomas hervor:

„Ich hab das Geld aber nicht.“

Der Doktor öffnete seine Augen beinahe ganz. Der Revisor schüttelte bedauernd und doch belustigt den Kopf.

„Ja, können Sie sich die Summe net aus Rußland kommen lassen?!“

Leise erwiderte Thomas:

„Ich habe kein Geld mehr aus Rußland zu erwarten.“

„Das ist allerdings schlimm!“ Der Doktor gab einen gedehnten Ton von sich, der einem heisern Singen glich. Plötzlich schnappte er ab. „Aber Sie haben doch wohlhabende Verwandte in Rußland?“

„Mit den wohlhabenden darunter steh ich leider nicht besonders.“

„Aber das ist doch gleich, Herr Direktor! Die Leute werden ein Einsehen haben. Wenn Sie ihnen schreiben: So und so liegt die Sache . . . Oder noch besser: Sie reisen selbst hin. Mündlich erledigt sich das viel leichter. Setzen Sie den Hebel nur gleich etwas tiefer ein. Das kann nix schaden . . .“

Thomas sann, und in seinem bleichen Gesicht arbeitete es heftig.

„Das kann ich nicht . . .“ sagte er schließlich. „Lieber . . .!“

„Nein, Herr Direktor, es wär wirklich schad, wenn Sie die Flinte ins Korn werfen würden. Sein Sie überzeugt, Sie werden an dem Theater noch viel Freude erleben.“

„Das Geld muß her!“ sagte Volker eindringlich.

Thomas schwieg und wand seine Finger ineinander. Endlich stammelte er:

„Nein . . .! Da möchte ich doch lieber versuchen, ob ich nicht hier . . .?“

„Sie wollen in München Geld aufstreiben? Wm . . .! Verzeihen Sie mir aber, wenn ich mich der Ansicht nicht verschließen kann, daß das nicht so leicht sein dürfte, als Sie sich am Ende denken. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich sage, daß immerhin schon mancherlei Gerüchte von Zahlungsschwierigkeiten des Sezessions-theaters im Umlauf sein dürften, die natürlich Ihrem Kredit nicht dienlich sein können. Bei direkten Geldvermittlern dürften Sie schon in Anbetracht dessen einer gewissen Zurückhaltung begegnen. Wm . . .! Da wäre

es vielleicht eher möglich, daß Sie jemand fänden, der sich gegen eine Kapitalseinlage am Theater beteiligte. Leicht wird das aber auch nicht sein. Und zudem wären die Bedingungen für Sie in Anbetracht dessen, was Sie schon hineingesteckt haben, sicherlich sehr drückend und unvorteilhaft. — Nein, ich würde Ihnen denn doch entschieden raten, sich an Ihre Verwandten zu wenden . . .“

„Ich kann jetzt nicht . . . Und als letzter Ausweg bliebe das ja noch immer.“

„Zu lange würde ich das jedenfalls nicht hinziehen . . .“ meinte der Doktor. Dann wendete er sich an den Revisor: „Herr Scheindobler, es hat wohl keinen Zweck, wenn wir Sie jetzt noch länger bemühen. Ich telefonier Ihnen, wenn wir Sie weiter brauchen sollten. Die Bücher lassen Sie fürs erste da!“

„Is recht, Herr Doktor . . .! Aber was mein Honorar is, Herr Doktor . . .?“

„Unbesorgt, Herr Scheindobler, dafür will ich gern einstehen. Schicken Sie mir nur Ihre Rechnung.“

„Is recht, Herr Doktor! Aufn Herrn Doktor kann ich mich verlassen. Es eilt gar net, Herr Doktor. Gutn Abend z wünschen, meine Herrn! Und wenn die Sach wieder in Gang kimmt, und die Herrn haben an tüchtigen Geschäftsführer notwendig, dann rekommandier i meinen Sohn. Sie müßens mir aba fei zeitig wissen lassen, weil er noch in Stellung is, beim Heymann in der Residenzstraßen; wissens, daß er kündigen kann. Hab die Ehr, Herr Direktor!“

Ein langes Schweigen herrschte, als er gegangen war. Der Doktor saß, als ob er schlief, und atmete geräuschvoll.

„Ja,“ sagte er schließlich, „das wäre vielleicht eine Idee . . .! Wissen Sie, bei wem Sie versuchen könnten? — Sprechen Sie doch einmal mit Tegtmaier.“

„Tegtmaier?“ In Thomasens Stimme klang ein starker Zweifel.

„Das ist übrigens wahr! Tegtmaier!“ rief Volker.

„Glauben Sie . . .?“ fragte Thomas.

Der Doktor zuckte die Achseln, welche Bewegung ihm sichtlich Anstrengung kostete.

„Schaunß . . . Ich weiß net . . . Die Akten über Tegtmaier sind noch lang net geschlossen . . . Seine Verhältnisse sind ja mehr wie unklar . . . Leicht möglich, daß er sich bei seinen Unternehmungen einmal den Hals bricht . . . Leicht möglich aber auch, daß er in zehn, zwanzig Jahren ein reicher Mann is . . .“

„Ich dachte überhaupt, er wäre von Hause aus reich?“ fragte Thomas.

„D ja, ein bißel was wird er schon geerbt haben . . . Aber von den ganz reichen Tegtmaiers is er net. Sein Vater war der große Kaffeimporteur Tegtmaier. Und der hat in den letzten Jahren seines Lebens große Verluste gehabt. Und sein Geld ist in acht Teile gegangen. Ich weiß über die Verhältnisse dieses Herrn sicher besser Bescheid wie sonst jemand in München. Ich hab einmal für ihn einen Prozeß gegen seine Geschwister verloren.“

Thomas rutschte unbehaglich auf dem Stuhle hin und her.

„Und doch meinen Sie . . .?“

„Ja, warum schließlich net? Schaunß, Tegtmaier hat einen sehr großen Vorzug: er is unternehmend.“

Natürlich kann er sich dabei einmal das Genick brechen, und ich würde ihm sicher kein Geld anvertrauen. Ich glaub auch bestimmt, daß er schon tiefer in der Klemme gefessen ist, als irgend jemand sich denkt. Aber die schlimmste Zeit hat er jetzt doch wohl hinter sich. Sie haben keine Ahnung, was seine große Möbelfabrik zu tun hat. Mit Kunstgewerbe ist heut kolossal viel zu machen; und da mag einer sonst von ihm sagen, was er will: er is in Deutschland doch der erste gewesen, der das erkannt und ausgenützt hat. — Und dann, wie gesagt: unternehmend is er ja, und dabei is er zäh wie Sohlenleder und läßt sich net so leicht erschrecken. — Solche Leute haben immer Glück. — Ich weiß net, wie ich das sagen soll . . . Schaunß, ihm hilft auch eine gewisse Naivität, ein Mangel an Voraussicht und Einsicht in unsre deutschen Verhältnisse. Schaunß, dadurch kommt er oft zu Unternehmungen, die ein versierter Kaufmann gar net erst anfangen tät. Und Tegtmaier rennt dabei auch zunächst einmal mit dem Kopf an die Wand. Aber er läßt sich net abschrecken, er bohrt und bohrt, bis er sich ein Loch gemacht hat, wo er durchkann. Ihm geht alles gut naus. Wissens, er hat für mich was vom Nachtwandler, der ganz gemütlich am Dachfirst spazieren geht. Ja, ja, solche Leute haben das Glück . . ." nickte der Doktor in sich hinein und verschnaufte sich, stolz auf seine feine psychologische Analyse.

„Herr Doktor,“ begann Thomas stockend, „Sie sagen ja, daß Sie das Unternehmen an und für sich für gesund halten . . . Daß . . . Sie sind ein reicher Mann . . .“

Der Doktor bekam einen blauroten Kopf.

„Ich? Ich? Wer hat Ihnen das aufgebunden? Nein, da täuschen Sie sich sehr! Ich hab net so viel, daß ich mich heut, wenn es nötig würd, zur Ruh setzen könnt . . .“

„Ich meine, wenn Sie das Unternehmen . . . Warum wollen Sie selbst dann nicht . . .?“

Der Doktor verwandelte sich sichtlich.

„Nein, das is ganz ausgeschlossen! Ach nein, ich habe in früheren Jahren durch Spekulationen schon so viel eingebüßt . . . Das bißchen, was ich hab, is in ganz sichern und sehr rentabeln Industriepapieren angelegt. Nein, und ich könnt soviel überhaupt net realisieren . . .“

Thomas empfand einen bittern Geschmack im Munde. Frühe Borahnungen erfaßten ihn.

„Also werden wir uns wohl an Tegtmaier wenden müssen,“ sagte er mit ausgetrocknetem Munde.

„Ach, Tegtmaier tut es sicher,“ warf Volker ein.

Das Telefon auf dem Schreibtische klingelte. Der Justizrat ergriff das Hörrohr.

„Hier Doktor Vernburger — — — Ja — — —

Wie meinen Sie? — — — Ja, Doktor Vernburger is selbst am Telefon. — — — A, Grüß Gott, Herr Kollega. — — — Wie? Was! Nein! Wann denn?“

Der Doktor wurde bleich und das Hörrohr zitterte in seinen Fingern; er gab ein bedauerndes Zungenschmalzen von sich. — „Nein, und noch so jung! . . . Wie meinen Sie, Herr Kollega! — — — Ja, da haben Sie freilich recht. — — — Ja, die Jurisprudenz wird den Verlust verschmerzen können — — — Sagen Sie, und

das wars wohl auch net allein? Die Geldverhältnisse . . . ? Ja, freilich, das ließ sich ja denken — — — Wie meinen Sie? — — — Ja, natürlich! — — — Armer Teufel! — — — Ja, also Handkuß an die Frau Gemahlin! — — — Wie meinen? — — — Ach so, dank schön! Gleichfalls! Hab die Ehre, Herr Kollega!"

Er läutete ab.

Thomas sah erstaunt in das verzerrte Gesicht, das sich im zwendete.

„Was haben Sie, Herr Doktor?“ fragte er.

„Ja, denken Sie sich, was mir grad der Kollega Neuburger telefoniert: Kollega Chottak — Sie haben ihn ja auch gekannt — hat sich heute Nachmittag erschossen. Im englischen Garten . . .“

„Erschossen!“ stotterte Volker.

„Für ihn wars vielleicht das beste,“ seufzte Thomas.

Doktor Bernburger wußte, daß er bei seiner Statur zu Schlagflüssen neigte, und war ein großer Hypochonder. Ein Schauer schüttelte ihn.

„Vorgestern hab ich ihn noch im Justizpalast getroffen . . .“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Ja, der Mann steckte schon lang in keiner guten Haut . . . Seit ihm die Frau fort is . . . Daß der sich noch einmal was antun würd, hat man sich lang denken können . . .“

„Ja,“ meinte Volker, „er hat schon die ganzen Jahre ein stilles Spinnen ghabt. Gesagt hat er ja nix, aber in ihm drinnen hat es halt so langsam gessen . . .“

„Und dann, natürlich . . .“ sagte der Doktor, „Geldgeschichten haben natürlich auch mit hereingespielt . . .“

Sie haben ja keine Ahnung, was der Mann seine Praxis vernachlässigt hat! Er war ja ausgebildeter Potator.“

Es wurde noch eine Zeitlang von dem Verstorbenen gesprochen. Dann kam man auf die Angelegenheit des Theaters zurück und beschloß, daß Thomas und Volker am nächsten Vormittag zu Legtmaiern gehen sollten.

„Und Sie geben mir dann gleich Nachricht von dem Resultat,“ sagte der Doktor bei der Verabschiedung.

Als Thomas hinter Volkern das Zimmer verlassen wollte, zog ihn Bernburger aber noch einmal zurück.

„Wartens, Herr Direktor, ich muß Ihnen noch was komisches erzählen. Denken Sie, wie man manchmal zerstreut sein kann. Vorhin, wie mir der Volker das von seiner Braut erzählt hat, da hätte net viel gefehlt, und ich hätte ihn gefragt, ob das die wär, die von dem russischen Gesandtschaftsattaché Stolypin, oder wie er heißt, ausgehalten wird.“

Und der fette Herr lachte sein schmagendes Lachen.

In einem Zimmer, dem trotz einer gewissen Gesuchtheit ihrer Formen ernst und streng dreinschauende Möbel etwas von der primitiven Feierlichkeit altägyptischer Tempel gaben, mußten Thomas und Volker lange warten. Tegtmaier wurde gesucht. Wo er eigentlich stecke, wußte für gewöhnlich überhaupt niemand im Geschäfte zu sagen. Tegtmaier war überall und nirgends. Es trieb ihn von einem Fleck zum andern, aus der Schreinerei jagte er in die Schlosserei, und wenn man bestimmt hoffte, ihn beim Buchhalter zu treffen, war er schon an drei andern Stellen gewesen und besand sich jetzt bei den Stickerinnen. Überall hatte er etwas ungemein Eiliges mitzuteilen. Dann fiel ihm etwas andres ein; mitten im Satz brach er ab und lief davon.

Thomas ging unruhig im Bureauzimmer auf und nieder. Volker saß in einem großen Lederfauteuil. Keiner sprach.

Auf einmal hörten sie hastige Schritte den Gang entlang klappern. Die Tür flog mit einem Ruck auf, Tegtmaier stelzte auf seinen langen Beinen herein, zog jeden der Herren seine lange, lappige Hand flüchtig durch die Finger und warf sich in seinen Schreibtischstuhl, daß das moderne Möbel bedenklich krachte.

„Morgen, meine Herren! Freut mich, Sie zu sehen. Sie entschuldigen schon, aber ich muß erst mal . . . Ich hab so furchtbar viel zu tun! . . . Sehn Sie, das ist eine einzige Post . . .“ Er hob einen Haufen Briefe auf und ließ sie auf den Tisch fallen. Dann steckte er den Kontaktstift in eine Öffnung des Haustelefons, drückte auf den Knopf und ergriff das Hörrohr: „Hier Tegtmaier! — — Was? — Wer ist da? — Son Un-

sinn! Ich hab doch die Schreinerei gerufen. — — — Nummer fünf? Ach so! — Das ist immer eine Wirtschafft mit dem Telefon . . .!“

Er schien vollkommen vergessen zu haben, daß er mit der Schreinerei hatte sprechen wollen, denn er wendete sich jetzt an die beiden Besucher:

„Rauchen die Herren? — Bitte hier: Zigarren und Zigarretten! — Na, hab ichs Ihnen nicht immer gesagt: Sie befehren sich noch mal zu mir? Mit diesen gewöhnlichen Dekorationsfrigen kann eine Bühne wie Sie auf die Dauer nicht arbeiten. — Da fehlt's!“ Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. — „Na, und was brauchen Sie denn? Warten Sie, es ist besser . . .“ Er schrie laut: „Schroeder!“

In demselben Augenblick erschien in der Tür zum Nebenzimmer ein langer, krummer Mensch mit ein-gefallnem Bureaukratengesicht.

„Herr Tegtmaier?“ fragte er in devotem Tonfall.

„Herr Direktor Kerkhoven, Herr Direktor — — pardon, jetzt komm ich nicht auf Ihren Namen!“

„Volker.“

„Natürlich! Mein Betriebschef, Herr Schroeder! Schroeder, die Herren kommen wegen einer Theaterdecoration.“

„Entschuldigen Sie, Herr Tegtmaier, aber . . .“ begann Thomas.

„Das besprechen die Herren am besten gleich mit Herrn Schroeder! Ich muß nämlich schnell einmal . . .“ Damit war er schon an der Tür.

Volker stürzte ihm nach und erwischte ihn glücklich noch am Arm.

„Mein, Herr Fegtmaier, wir müssen Sie persönlich sprechen.“

„Das ist ja ganz egal. Herr Schroeder und ich, das ist Pott wie Deckel. Schroeder ist einfach ich.“ Fegtmaier lachte mit offenem Munde sein stummes Lachen.

Thomas sagte:

„Herr Fegtmaier, es handelt sich um keine Dekoration; es handelt sich um eine rein persönliche Angelegenheit.“

„Also!“ seufzte Fegtmaier und setzte sich wieder. „Aber zuhören kann Schroeder doch?“

„Ich möchte lieber mit Ihnen allein sprechen.“

„Ja, Schroeder, denn is dat ja woll nich anners,“ sagte Fegtmaier mit einem halb verzweifelten Blick auf seinen Betriebschef, der geräuschlos wie ein Schatten verschwand.

Fegtmaier suchte sich einen Brieföffner, riß einen Brief auf und begann ihn zu lesen.

„Bitte, schießen Sie nur los!“ sagte er und machte sich an den zweiten.

Thomas begann sein Anliegen vorzutragen und litt dabei körperliche Qualen, weil überhaupt nicht zu erkennen war, ob Fegtmaier zuhöre. Denn der las dabei die ganze Post durch, und dazwischen stellte er plötzlich Fragen nach ganz andern Dingen, die mit dem Sezessions-Theater nichts zu tun hatten.

„. . . Ja, und da wollte ich Sie denn fragen, ob Sie sich nicht an dem Theater beteiligten wollen? — Durch die verhältnismäßig kleine Einlage von fünfzigtausend Mark könnten Sie sich einen ziemlich hohen Anteil am Gewinn sichern. Ich bin bereit, Ihnen hierin sehr weit entgegenzukommen . . .“

Thomas schwieg. Tegtmaier antwortete nicht, sondern öffnete einen Brief nach dem andern.

„Nee, dieser Mahlmann und Compagnie wird doch zu frech,“ sagte er auf einmal und schlug einen entfalten Briefbogen mit der flachen Hand auf den Tisch. Dann schrie er: „Schroeder!“

Der krumme Bureaukrat schob sich mit der linken Schulter voran zur Tür herein und schlich auf seinen Chef zu.

„Schroeder, lesen Sie mal diesen Brief von Mahlmann und Compagnie! Reichlich freche Bande, diese Herren Holzfrigen! Sie, Schroeder, schreiben Sie den Brüdern mal einen recht infamen Brief, korrekt, aber höchst infam. Sie können das ja so gut.“

Schroeder lächelte geschmeichelt.

„Aber . . .“ hauchte er dann.

„Ja, Sie können der Bagage ja ein paar Accepte geben. Legen Sie sie nur recht bequem für uns!“

„Jawohl, Herr Tegtmaier . . .“ flüsterte der lange Mensch mit einem leichten Zögern in der Stimme und verschwand, wie er gekommen war.

„Hm, ja!“ Tegtmaier wendete sich plötzlich zu Thomafen und fragte in raschem Tone: „Ich soll also das Sezessionstheater kaufen?“

„Eigentlich . . .“

„Ja! Warum nicht! Ich hab schon selber dran gedacht, daß ich ein Theater haben müßte. Schön, ich kauf es! Aber fünfzigtausend Mark, das ist zuviel. Das glauben Sie ja selber nicht.“

„Herr Tegtmaier, ich glaube, Sie verstehen mich nicht ganz. Es handelt sich ja nicht um einen Kauf,

sondern um eine Kapitaleinlage, eine stille Beteiligung gewissermaßen . . .“

„Ja, was . . .! Glauben Sie, ich würde in einer künstlerischen Sache je Geld anlegen, ohne mir einen persönlichen Einfluß, und zwar einen bestimmenden Einfluß, dabei zu sichern? Seh ich wie ein stiller Teilhaber aus?“ Er lachte.

Thomas fing an:

„Ich hätte ja schließlich auch nichts dagegen . . .“

Aber Tegtmaier ließ ihn nicht weitersprechen.

„Sagen Sie, wie denken Sie sich das eigentlich? Ich soll fünfzigtausend Mark bezahlen, damit Sie das Theater behalten? — Warum? Das seh ich nicht ein!“

„Sie würden ja Teilhaber. Und schließlich hab ich mehr als das sechsfache davon hineingesteckt.“

„Aber was habe ich für ein Interesse daran? Ich soll Ihre Schulden bezahlen? Was hab ich davon? Ich wäre doch verrückt . . .!“

„Aber, lieber Herr Tegtmaier, verstehen Sie mich doch . . .“

„Nein, das versteh ich gar nicht. — Außerdem scheinen Sie mich für einen Millionär zu halten. Das bin ich nicht, bin ich nie gewesen . . .“ Seine Stimme nahm einen weinerlichen Klang an.

„Herr Tegtmaier, Sie tun so, als ob ich Ihnen irgend etwas besonders merkwürdiges und nie dagewesenes vorschläge. Ich will einfach Kapital auf ein Geschäft aufnehmen, und zwar will ich Ihnen sehr günstige Bedingungen bieten . . .“

„Ja, halten Sie mich denn für einen alten Rentier, der Geld für fremde Geschäfte übrig hat? Wenn ich

in meinem Kassenschrank übrige fünfzigtausend Mark hätte, würde ich doch lieber morgen ein eignes Theater gründen, statt Ihre Schulden zu bezahlen.“

„Sie täuschen sich vielleicht doch über die Kosten einer solchen Gründung,“ sagte Thomas und stand verdrießlich auf.

„Nee, mit fünfzigtausend Mark stell ich München auf den Kopf!“

„Ja also, wenn Sie nicht wollen . . .!“ sagte Thomas.

„Nee, warum soll ich so was wollen?“

„Dann empfehl ich mich also.“

„Adieu. — Übrigens, wollen Sie nicht mal wieder einen Artikel für mich schreiben? Reissen Sie doch mal die neue Wallensteinausstattung im Hoftheater heraus! Die Honorarbedingungen kennen Sie ja.“

„Ich glaube kaum, daß ich in nächster Zeit dazu komme.“

„Schade. Na, wie gesagt, Sie sind mir als Mitarbeiter stets willkommen.“

„Sehr schmeichelhaft. Adieu!“

„Auf Wiedersehn. War mir sehr angenehm.“

„Der Hanswurst!“ sagte Thomas grimmig, als sie draußen waren.

„Mir imponiert der Mensch,“ versicherte Volker. „So wie der, so muß, glaub ich, ein Kaufmann sein.“

„Der, und Kaufmann . . .!“

„Ja, gerade,“ sagte Volker, „er hat für mich was vom Nachtwandler . . .“

„. . . der auf dem Dachfirst spazieren geht?“ spottete Thomas.

„Ja,“ fuhr Volker eifrig fort, „du wirst sehen, der bringt es zu was! Solche Leute haben immer Glück.“

„Das ist schon möglich,“ erwiderte Thomas gepreßt.

Thomas machte an diesem Tage noch mehrere vergebliche Versuche bei Kapitalisten, die er kannte, und auch bei berufsmäßigen Geldvermittlern. Die Bekannten empfingen ihn sehr freundlich. Sobald er aber mit seinem Anliegen herausrückte, wurden die einen merkwürdig steif und verlegen, um dann in einem Schwall von Worten zu versichern, wie leid es ihnen täte, aber gerade jetzt ginge es aus den und den Gründen nicht; die andern erstarrten förmlich zu Eis und behandelten ihn feindselig und von oben herab wie einen lästigen Bettler. — Die Geldvermittler ließen sich alles recht ausführlich erzählen, und wenn Thomas damit zu Ende war, lehnten sie kurz und schroff ab. Er hatte den Eindruck, als ob sie ihm überhaupt nicht glaubten und die Verlegenheiten des Theaters für viel schlimmer hielten, als er sie schilderte. Innerlich notierten sie ihn sich vermutlich als faulen Kunden.

Die Stunde des Mittagessens war darüber verstrichen, und Thomas telefonierte nach Hause, daß er nicht mehr zum Essen käme. Er ging ins Café Heck, das schon ganz leer war.

„Ah, ein Strohwitwer!“ So begrüßte ihn der Kellner Otto und schlug mit seiner Serviette ein paar Krümel vom Tischtuch. „Leberknödel- oder Jägersuppe?“

Thomas konnte fast nichts essen: er kam sich beinahe wie ungewaschen vor. Der muffige Geruch aus den Bureaus und Wohnungen der Halsabschneider, die er

besucht hatte, schien ihm in seinen Haaren und in den Kleidern hängen geblieben zu sein. Im Kopfe spürte er ein dumpfes Summen, und er mochte keinen klaren Gedanken aufkommen lassen. Eine von den Adressen, die er sich aus den Neuesten Nachrichten abgeschrieben hatte, stand noch auf seinem Zettel. Der Mann war zwischen drei und vier Uhr zu sprechen. Vielleicht glückte es ihm da. Darüber hinaus wollte er nicht denken.

„Eine Rußrahmtorten?“ fragte Otto, als er den Teller mit dem Fleisch auf Thomases Wink fortnahm.

„Ward net gut?“ fragte er dann.

„Hab keinen rechten Appetit. — Zahlen!“

„Ja, ja,“ sagte Otto, „da sieht mans wieder, was ein verliebter Ehemann is. Kaum is die Frau Gemahlin ein paar Tage fort, da . . . Wiffens, Herr Direktor, meine Alte wenn von mir aus gleich auf fünf Jahre zu die Türken nach Konstantinopel reiset . . . Daß ich darum einen Tag weniger essen tät, dös gäbs net. Obzwar . . . Sie is eine ganz gute Haut. Alles, was recht is!“

„Zahlen!“ wiederholte Thomas.

„Zwanzig — eine Mark — eins vierzehn — Brot?“

„Ja.“

„Eins siebzehn. — Dank schön, Herr Direktor. Kommens die nächste Zeit wieder öfter?“

„Nein,“ sagte Thomas kurz angebunden und ging.

Otto schlenderte auf die dicke Kellnerin Marri zu, die neben dem Büffet saß und in ihren Zähnen stocherte. Mit gespitzten Fingern kniff er sie in den runden Oberarm. Ohne sich in ihrer Beschäftigung stören

zu lassen, schlug sie ihm mit der andern Hand auf die Finger.

„Geh, Fadian!“ knurrte sie. Er lachte.

„Hast an Kerkhoven gsehn? Wie der grantig war! Ja, mit euch Weibsbüldern überanand! Val der schönste Mann amal verheiratet is, kennst ihn gleich nimmer wieder aa!“

„Schoof!“ sagte sie breit. „Bazähl das deiner Alten, scheener Mann, scheener!“

Es war ein warmer, sonniger Vorfrühlingstag. Thomas nahm sich eine offene Droschke und sagte dem Kutscher die Adresse des Geldvermittlers, der jenseits der Isar in der Äußeren Wienerstraße wohnte. München sah heiter und festlich aus. Viele Damen gingen schon im Kleide, und vereinzelt tauchten Strohhüte auf. Die leichtsinnige Stadt war guter Laune. In Thomasens Brust zog es sich schmerzlich zusammen, wenn er seine Stimmung damit verglich. Er saß schlaff und schaute gedankenlos in sich hinein. Und auf den dunkeln Grund seiner Sorgen malte er sich den Strand seiner Heimat: weißen Sand, vereinzelt harte Gräser darauf, darüber erikabraune Dünen und windschiefen, stämmigen Föhrenwald. Er meinte das Pfeifen des Windes in den Nadelzweigen zu hören, das, ein hellerer Einklang dazu, auf dem schwellenden Orgelton des Meeres schwamm . . . Wüstes Gebrüll spielender Straßenkinder riß ihn aus seiner Versunkenheit. Es war schon in der Äußeren Wienerstraße. Hier zeigte München ein andres Gesicht. Die schöne Stadt war hier gleichsam in schlumpiger, geschmackloser Morgentoilette. Niedrige, verwahrloste

Häuser wechselten mit nackten Mietkasernen; hie und da ein Haus, das ein Prunkbau sein wollte und in dieser Umgebung doppelt trostlos wirkte mit seiner aufgepappten Pracht . . .

Die Droschke hielt vor einem vierstöckigen Hause, aus dessen hellgrün getünchtem Verputz die Feuchtigkeit große Löcher herausgefressen hatte. In dem engen, finstern Treppenhaus roch es nach Mauerschwamm und Schimmel. Thomas stieg vier knarrende Treppen hinauf und mußte ein Bündholz anzünden, um auf dem gravierten Aluminiumschild den Namen „Franz Mooseder“ lesen zu können. Er wollte schon wieder umkehren . . . Dann drückte er aber doch auf den Klingelknopf. Eine liederlich gekleidete, vergrämt aussehende Frau in mittleren Jahren öffnete ihm. Auf dem Arme trug sie ein schmutziges kleines Kind, das den Gummilutscher schmaugend im Munde bewegte und den Fremden mit großen, starren Vergißmeinnichtaugen musterte.

„Ist Herr Mooseder zu sprechen?“

„Kaver,“ schrie die Frau mit gellender Stimme, „da is wer zu dir!“

Die Tür am Ende des kleinen Ganges tat sich auf; eine heifere Männerstimme sagte:

„Bitte, spazierens nur herein!“

Herr Mooseder war ein großer, blonder Mensch mit quadratischem Oberkörper und sehr langen, dünnen Beinen. Die geleckte Frisur und der aufgewichste Schnurrbart gaben ihm das Aussehen eines Metzgergesellen; er trug einen gelb und braun gewürfelten Anzug mit ungeheuer breiten Hosen und ausgeschnittner Weste, das Jacket zeigte braune Smokingaufschläge aus

schmutziger Halbseide. Zu dieser Zuhältereleganz stand es einigermaßen in Gegensatz, daß er Kragen und Kravatte abgelegt hatte, und daß seine Füße in gleichsam räudigen roten Plüschpantoffeln steckten.

Sein Arbeitszimmer war sehr dürftig möbliert; Thomas hatte eigentlich keine Lust, sein Anliegen vorzutragen. Jedoch Herr Mooseder zwinkerte ihm so ermutigend zu und bat ihn so eindringlich, zu sprechen, daß er seine Litanei, die er jetzt schon auswendig wußte, noch einmal hersagte.

„Fünzigtausend Mark?“ sagte Herr Mooseder leicht hin. „Ja, verschaffen könnt is Eahna schon . . .“

„Ich würde das Geld pünktlich verzinsen und die Summe in monatlichen Raten von, sagen wir, tausend Mark abtragen . . .“

„Ja, das läßt sich schon hören . . . Das tun meine Geldmänner schon . . . Sie sind uns ja gut!“

„Und wie wären die Bedingungen?“

„Ja . . .? Meine Geldmänner nehmen fünf Prozent . . .“

„Fünf Prozent . . .?“ fragte Thomas überrascht.

„Und ich . . .? Ich bin net so. Kein Bucherer bin i net . . . Ich verlang keine Provision für die Vermittlung.“

„Ja . . .?“ fragte Thomas zweifelnd.

„Was ich verdien, is bloß die Provision von der Lebensversicherung.“

„Ach so!“

„Ja, Sie müssen sich versichern lassen. — Schauns, eine Sicherheit müssen meine Geldmänner aa ham . . .“

„Ja, natürlich!“

„Mit fünfundsiebzigtausend müßens sich schon versichern lassen. Sagens, werdens die Polizze in acht Tagen einlösen können?“

„D ja, das kann ich schon.“

„Sie müssen aber fei für ein Jahr vorauszahlen. Wie alt sind Sie?“

„Ich werd im Juli zweiunddreißig.“

Herr Mooseder sah auf seiner Tabelle nach.

„So fünftausend Mark kanns immerhin machen.“

„Ja, und dann . . .?“

„Nachher ham Sie in drei Tagen das Geld. Darauf könnens sich verlassen.“

„Und bis wann . . .?“

„So in acht Tagen kann die Polizze da sein . . .“

„Also bekäme ich in zehn bis zwölf Tagen das Geld?“

„Ja freilich! Wenn die Polizze eingelöst is. Wenn ichs Ihnen sag, können Sies ruhig glauben. Wissens, ich bin kein solchener, wie viele Geldvermittler hier in München, dös dürsens net glauben. Ich hab noch ein Gefühl und schau mich nur um meinen ehrlichen Verdienst.“

Thomas unterschrieb also den Versicherungsantrag und machte eine Stunde ab, zu der ihn der Arzt der Gesellschaft am nächsten Tage besuchen sollte. Herr Mooseder gab ihm dafür einen Zettel, auf dem ziemlich unklar und in merkwürdigem Deutsch etwas davon stand, daß er sich verpflichte, nach Einlösung der Police Herrn Direktor Kerkhoven ein Gefälligkeitsdarlehn von fünfzigtausend Mark in bar oder Accepten zu geben.

„Accepte . . .?“ fragte Thomas.

„A nein, dös is bloß eine Formalität. Sie bekommen

das Geld bar ausbezahlt. Natürlich, dies mit den Accepten steht nur da, weiß gesetzliche Vorschrift ist und ich sonst eingehen könnt. Bei mir muß immer alles ordentlich zugehen. Net, daß mir einer was nachsagen könnt!“

Thomas überwand das Mißtrauen, das in ihm aufsteigen wollte, mit Gewalt und fühlte sich auf einmal frei und leicht. In seiner fahrigten Freude reichte er Herrn Mooseder zum Abschied sogar die Hand, was diesen einigermaßen zu wundern schien.

Thomas fuhr direkt zu Doktor Vernburger und erzählte dem von dem Geldmanne, den er gefunden hatte.

Der Doktor saß, als schlief er, und atmete geräuschvoll durch die Nase.

„Heißt Ihr Mann vielleicht Mooseder?“ fragte er auf einmal, lange bevor Thomas mit seiner Erzählung fertig war.

„Ja,“ sagte Thomas überrascht.

„Dann will ich Ihnen den Mann einmal vorstellen. Er ist ein gewöhnlicher Schwindler, der keinen Pfennig hat.“

„Er hat aber doch Geldmänner hinter sich?“ stotterte Thomas.

„Glauben Sie doch den Quatsch net! Hat er Ihnen auch seinen berühmten Revers gegeben?“

„Ja, er hat . . .“

„Zeigens her!“

Thomas gab ihm den Zettel. Der Doktor las:

„. . . in bar oder Accepten . . . Ja, das ist sein berühmter Eric. Naiv sind solche Schwindler doch immer auch.“

„Sie meinen also wirklich, er ist ein Schwindler?“

„Das weiß ich sogar. Schaun's, ich hab mit verschiedenen Klienten dieses Herrn Mooseder zu tun gehabt. Wenn sich die Leute nicht immer genierten, einzugestehen, daß sie in Geldverlegenheiten sind, oder daß sie auf so plumpe Manöver hereingefallen sind: ich kann Ihnen sagen, der edle Menschenfreund saß lang hinter eisernen Gardinen. Und hinein kommt er noch. Ich will Ihnen sagen, wies Ihnen gehen würde: Sobald Sie die Police eingelöst hätten, würde er Sie hinzuhalten suchen, Sie wegen des Geldes unter allen möglichen Vorwänden vertrösten, und schließlich, wenn Sie mit Klage drohen, würde er Ihnen statt Bargeld sogenannte gute Accepte anbieten.“

„Ja, und dann . . .?“

„Wenn Sie darauf eingehen, erhalten Sie Accepte eines gewissen Herrn . . .“ Der Doktor erhob sich, watschelte zur Thür und fragte zu seinem Buchhalter hinaus: „Sie, Huber, wie heißt noch der Schwager von dem Versicherungsagenten Mooseder?“

„Vogleitner!“ erwiderte draußen eine Stimme. Der Doktor schloß die Thür und begab sich schnaufend und wankend wieder an seinen Platz.

„Ja, eines gewissen Herrn Vogleitner, dessen Accepte so viel wert sind wie eine Nummer der Ratschkathl vom vorigen Jahr. Er hat nämlich genau so viel Vermögen wie sein Schwager Mooseder und macht in derselben Branche. Manifestiert haben die zwei österr.“ Der Doktor schwieg. Auch Thomas sagte kein Wort. Der dicke Herr blickte auf und sah, daß sein Klient mit grünbleichem Gesicht schlaff und teilnahmslos im

Stuhle lehnte. Daß diese letzte Hoffnung trügerisch gewesen war, hatte Thomases Haltung den Todesstoß gegeben. Alles, was er heute den ganzen Tag und die Wochen vorher durchgemacht und schweigend in sich hinein gewürgt hatte, schwoll ihm jetzt in der Kehle. Alles drehte sich um ihn, und seine Stirn wurde naß von kaltem Schweiß.

Menschliche Teilnahme zitterte in der Stimme des Doktors, als er jetzt tröstend zu Thomases trat. Seine Praxis hatte ihm viel Elend gezeigt und ihm viel Einblick in die menschlichen Seelenzustände gewährt.

„Na, wer wird denn gleich...? Herr Direktor! Herr Kerkhoven...! Soll ich Ihnen ein Glas Wasser besorgen? Ihnen is schlecht?“

„Nein, danke,“ würgte Thomas hervor, „ach, ich hab es so satt...“ Und dabei ging ein irrendes Lächeln über sein Gesicht und bat gleichsam um Verzeihung.

„Nein, so müssen Sie net reden. Schauns, Herr Kerkhoven, es is ja wirklich kein Grund zum Verzweifeln... Es haben sicher viele Geschäfte schon viel gefährlichere Krisen durchgemacht, und heute blühen sie und tragen einen Haufen Geld...“

Es war Thomases ein Trost, sich so zusprechen zu hören. Er hob den Kopf und sagte mit flehender Stimme:

„Und Sie, Herr Doktor...? Könnten Sie denn nicht helfen? Sie sind ein reicher Mann...“

„Nein,“ erwiderte der dicke Herr erschrocken, und es war, als ob ihm der Kragen plötzlich zu eng würde. „Wenn ich wirklich ein reicher Mann wäre, wie gern, lieber Freund, wie gern!“ Dabei bekam seine Stimme

auf einmal eine falsche Salbung. „Nein, ich kanns net. Schließlich hab ich doch auch Pflichten . . . Meine Familie . . .“

„Nein, nein,“ wehrte Thomas apathisch ab und sagte dann mit einer Art trockenem Auflachen: „Es war ja auch nur so eine Idee . . . Worauf verfällt man nicht alles . . .!“

„Also, na, Sie sehns ja selber ein,“ sagte der Doktor, auf einmal beinahe vergnügt, und wurde wieder warm und trostreich wie vorher; „nein, Sie müssen einfach nach Riga fahren und sich an Ihre Familie wenden! Sagen Sie selbst . . . Das ist doch das nächstliegende.“

Als Thomas nicht antwortete, sondern immer nur vor sich hinstarrte, drang er weiter in ihn:

„Schauns, es is wirklich das beste, was Sie tun können. Denn hier in München . . . Ganz aufrichtig . . . Ich glaub, durch Ihre heutigen Besuche werden Sie sich mehr geschadet wie genügt haben . . .“

„Das . . . kann . . . schon . . . sein,“ flüsterte Thomas.

„Und schließlich . . . Sie dürfen gar net verzweifeln! Sie haben doch eine Frau . . .!“

Thomas richtete sich mit einem Ruck gerade auf.

„Ja, meine Frau!“ sagte er vor sich hin. Dann stand er auf. „Also, Herr Doktor, ich werd es mir überlegen. — Jedenfalls . . . Also, Sie bekommen morgen Nachricht . . . Und fürs erste besten Dank . . .!“

Der Doktor sprach auf einmal in ganz anderm Tone.

„D, keine Ursache!“ sagte er erleichtert. „Ich wollte nur, ich hätte mehr tun können . . . Das is recht! Überschlafen Sie sichs! Sie werden sehn, morgen schaut sich die Sach ganz anders an.“

„Also auf Wiedersehn, Herr Doktor!“

„Hab die Ehre! — Wissens übrigens, ich hab mich heut erkundigt. Die Sache hat ihre Richtigkeit mit dem Prinzen Stolypin und der Dings . . . der Stuckert. Sie kriegt heut noch fünfhundert Mark im Monat von ihm. Komischer Kerl, der Volker! Net wahr?“

„Ja . . .“ sagte Thomas zerstreut und ging.

Mild, still und etwas staubig lag die Luft in den Straßen. Die ersten Vogenlampen erhellten sich zuckend und standen mattrosig glänzend im wachsenden Blau der Dämmerung.

Thomas ging Schritt vor Schritt mit gesenktem Kopfe zu Rosen.

Es war ihm auf einmal ganz eigen körperlich bewußt geworden, daß sie der einzige Mensch war, der zu ihm gehörte. Auf der ganzen, weiten Gotteswelt der einzige . . .

Als Thomas die Tür seiner Wohnung öffnete, hörte er aus dem Wohnzimmer Niedermayrs hübsche Bar-rytonstimme zu klimpernder Gitarrenbegleitung eine Chanson singen, deren Refrain lautete:

„A la Vilette“.

Ach richtig, heute war Rosens Jour! Der Kleider-
rechen hing voll von fremden Mänteln und Hüten.

Während Thomas noch stand und mit gerunzelter Stirn überlegte, was er tun solle, hörte der Gesang auf, lebhaftes Beifallklatschen erscholl, aus dem sich, wie es langsam verebbte, geräuschvoll schnatternde Stimmen erhoben, die manchmal so scharf zusammen-
klangen, daß man hätte meinen können, es gebe da

drinnen Zank und Streit, wenn nicht das Gelächter gewesen wäre, das ohne Aufhören kleine Raketen steigen ließ. Thomas unterschied deutlich das spitze Lachen der Rosée und das brutale, ungebändigte Köchinnegeblöf Bertha Stuckerts, der neuen Liebe seines Freundes Volker; sie lachte wie eine, die furchtbar gefügelt wird. Rose lachte jetzt da drinnen wohl ihr leises, musikalisches, herzliches Lachen; hören konnte er es aber in dem Lärm nicht. . . . Es wurde ganz plötzlich still; wieder sprangen tröpfelnde Gitarrentöne auf, und Niedermayr sang, die schmalzige Art der Wiener Volksänger parodierend:

„Komm — mit in den — Gar — ten,
Atmen süß — sen Duft,
A — mor mischt die Kar — ten,
Denn die Lie — be ruft . . .“

Thomas ging leise in sein Atelier, wohin nur vereinzelte Laute aus dem Wohnzimmer drangen. Mantel und Hut warf er auf einen Stuhl. Er zog den Vorhang von dem zweiten Fenster zurück, das nach Westen ging. Düstre Röte bedeckte den untern Teil des Himmels. In einer sonderbaren Farbigkeit hoben sich die Dächer mit ihren Schornsteinen davon ab.

Thomas starrte hinaus; zwei Gefühle stritten in ihm: der Ärger darüber, daß er nicht gleich mit Rosen hatte sprechen können, und eine feige Befriedigung über diesen Aufschub. Er wendete sich langsam wieder ins Zimmer. Die Dämmerung bedrückte ihn; er drehte das elektrische Licht an.

Die Farben seines angefangnen großen Bildes schrien ihm entgegen. Seit vierzehn Tagen vielleicht

hatte er nicht mehr daran gemalt. Er trat vor sein Werk und sah es an. Es stellte einen Tantalus dar, der sich vom Durst gepeinigt niederbeugte, um mit der Hand von dem Wasser zu schöpfen, das sprudelnd zurückwich. Dem Dulder zu Häupten leuchteten seltsame Früchte gleichsam von innen heraus. — Wie elektrische Birnen! dachte Thomas und stieß einen rauhen Laut aus. Er sah sein Werk jetzt mit kühlen, ja feindseligen Augen. Er prüfte die gierige Gebärde, den gequälten Ausdruck des gemalten Muskelmannes da.

„Theaterkitsch!“ sagte er energisch vor sich hin. Das Bild war äußerlich und verlogen, wie sein ganzes Leben in der letzten Zeit. Falscher Glanz auch hierin und Angst um den Erfolg, die Sucht, Effekt zu machen um jeden Preis, den Erfolg mit Gewalt zu zwingen.

„Pfui Deuvel!“ sagte Thomas, griff nach der Palette mit den hartgewordenen Farbenflecken und drückte eine große Tube darauf aus. Dann nahm er einen breiten Pinsel und bedeckte seinen Tantalus mit einer dunkelbraunen Fläche.

„So!“ sagte er erleichtert, als es geschehen war, und hatte das Gefühl, als wäre das eine symbolische Handlung gewesen, die viel zugedeckt und wieder gut gemacht hätte.

Dann saß er lange in einem tiefen Lederstuhl und starrte auf die braune Fläche, die ihn mit ihrem fettigen Glanze gleichsam höhnisch anblinzelte. Seine Gedanken waren ganz wo anders: er malte sich die bevorstehende Unterredung mit Rosen aus; die verschiedensten Möglichkeiten wurden da kombiniert und bis in alle Einzelheiten verfolgt. Aber dabei sagte er sich, sie würde es

wohl ganz anders nehmen, als er voraussetzte; und die passenden Er widerungen auf die Einwendungen, die sie wirklich machen würde, würden ihm wohl erst einfallen, wenn das Ganze vorüber wäre und er ihr allerlei Zugeständnisse gemacht hätte und wieder allein in diesem Sessel säße, vor der leeren, braunen Fläche, auf die sich alles mögliche hinphantasieren ließ. Draußen läutete das Telephon; er hörte den kleinen Diener hinlaufen.

„Hier Diener von Herrn Direktor Kerkhoven. — Ja? — Der Herr Direktor? — Glaub's net. — Will einmal schaun! — Einen Augenblick!“

Es klopfte an die Ateliertüre. Thomas rief müde:
„Herein.“

„Der Herr Direktor Volker wär am Telephon und ließ den Herrn Direktor bitten.“

Thomas erhob sich schwerfällig wie ein alter Mann und ging hinaus.

„Ja?“ fragte er ins Telephon hinein.

„Bist du, Kerkhoven? Hier Volker! Grüß Gott. Na, wie ist's geworden?“

„Das kann ich dir telephonisch nicht so sagen.“

„Ja, du, dann komm ich zu dir naus. In einer halben Stund. Du bist doch da?“

Thomas sah nach der Uhr. Es war fünf Minuten nach sieben.

„Wart mal, du,“ sagte er, „ich hab erst noch was zu tun; komm nicht vor halb neun!“

„Halber neune? Is recht! Aber sag mir doch, was los is? Steht's gut?“

„Nein.“

„D je!“

„Schluß!“ rief Thomas und läutete ab.

Dann ging er wieder ins Atelier und lauschte auf den Gang hinaus. Die Gäste fingen zu gehen an: ihre Stimmen wurden draußen laut. Zuletzt hörte er noch immer die Stuckert sprechen, die sich in der Tür mit Rosen unterhielt und kein Ende zu finden schien, bis dann — eine halbe Ewigkeit hatte es Thomasen gedäucht — die Flurtür auch hinter ihr ins Schloß fiel.

Rose kam den Gang herauf; er hörte es am Rascheln der seidnen Röcke, ihre Schritte vernahm man auf dem dicken Käufer nicht. Dann öffnete sie die Tür und stand hell beleuchtet in ihrem dunkeln Rahmen, mit geröteten Wangen, von der Unterhaltung angeregt.

„Der Pepi sagt mir grad, du wärst daheim,“ begann sie, noch mit einem Nachklang des letzten Lachens in der Stimme. „Warum zeigst du dich denn gar net? Ich sag dir, fidel wars! So lustig is net leicht bei einem andern See.“

„Ich war nicht in der Stimmung . . .“

„A geh . . .!“ lachte sie. „Und der Niedermayr Alisi, das is ein Kerl! Ganz neue Gstanzen hat er wieder gwußt. Der könnt sich leicht sein Brot als Salonkomiker verdienen, wenns mit dem Malen einmal schief ging.“

Thomas hatte ein paarmal versucht, sie zu unterbrechen.

„Rose, ich muß mit dir über eine ernste Angelegenheit sprechen.“

„Was hast du? Du machst so ein Gesicht?“ fragte sie mit theatralisch verdeutlichter Anteilnahme in der

Stimme. — Auf einmal wies sie auf die Staffelei:
 „Was ist denn das?“

„Zugedeckt!“ sagte er gleichgültig.

„Du hast das schöne Bild übermalt? Wo du mindestens sechs Wochen daran gearbeitet hast? Das ist na alles für die Raß gewesen? — Du bist ein komischer Kerl!“

„Ja, das Zudecken geht rascher,“ lächelte er trüb.

„Ja, lieber Freund, was willst du nacher von mir? Hättest du mich zuvor gefragt, ich hätt dir gesagt: tuß net! — Aber jetzt . . .?“

„Ich will nicht von dem Bilde mit dir sprechen. Setz dich, bitte, ruhig hin, da auf den Stuhl, und hör zu.“

„Da bin ich doch gespannt,“ sagte sie erbleichend und setzte sich.

Hat sie ein schlechtes Gewissen, weil sie auf einmal so blaß wird? Diese Frage fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Aber er schob sie beiseite zu den andern bittern Fragen und Phantasieen, die ihn so oft in einsamen Stunden quälten, ihm den Atem versetzten und sein Blut in einer kranken Hitze durch die Adern trieben. — Darauf kam es hier nicht an; zu etwas anderm drängte die Stunde unerbittlich.

Und er erzählte Rosen, wie es um sein Vermögen und die Verhältnisse des Theaters stand, er erzählte ihr von den vergeblichen Versuchen, die er gemacht hatte, Geld herbeizuschaffen. Langsam und ausführlich, mit einer selbstquälerischen Wollust sprach er und verschwieg nichts. Dabei hasteten seine Augen ängstlich gespannt auf ihrem Gesicht. Jede Miene, jedes der kurzen Worte,

die sie dazwischen warf, verzeichnete er auf der Tafel seines Innern, über der der Name Rose stand.

„So, jetzt weißt du alles,“ schloß er endlich.

Ein kurzes Schweigen folgte darauf. Dann sagte Rose langsam:

„So, das ist ja recht erbaulich!“

„Rose . . .!“ bat er.

„Ja, ja, ja,“ sagte sie und schlug mit den Händen auf die Armlehnen ihres Sessels, „es ist ja alles ganz recht, aber . . . Weißt du, was ich dir zum Vorwurf mach?“

„Du . . .?“ Er sah überrascht auf.

„Ja, dir! — Daß du mir nie was davon gesagt hast, wie es stand.“

Er seufzte:

„Du hättest es wohl merken können, wenn du dich ein bißchen mehr für meine Stimmung interessiert hättest.“

„Ja, daß du Sorgen gehabt hast . . . Aber . . .“ Sie brach ab und sah, das Kinn in die Hand gestützt, auf die braun übermalte Leinwand.

„Rose,“ sagte er schmerzlich und warm, „verstehst du denn nicht, daß es Liebe von mir war . . . Ich wollte alles Schwere von dir fern halten . . . Ich hoffte ja auch . . .“

„Na ja,“ begütigte sie und stand auf und stellte sich neben seinen Stuhl, „es wird ja net gar so schlimm sein.“ Und als er die Hände vor's Gesicht schlug und kein Wort sagte, begann sie leise seinen Kopf zu streicheln. „Geh, Kleiner, wer wird denn gleich zweifeln? Der Doktor Bernburger sagt's ja auch . . .“

Derfst mir's glauben, ich hab schlimmere Zeiten gekannt."

Er richtete sich auf und sah ihr ins Gesicht, bleich, mit großen, erwartenden Augen.

„Rose, fühlst du die Kraft . . .?“

„Ach geh, Kleiner, nimm's net so tragisch! Es kommt schon alles wieder in die Reih!“

„Meinst du?“ Ein Erwachen von Hoffnungen war in seiner Stimme; er ergriff dankbar ihre Hände.

„Ja, und es ist auch wirklich wahr . . . Wie der Volker mit den Gagen gewirtschaftet hat . . .! Das heißt, eins sag ich dir gleich: von meiner Gage laß ich mir nig abdividieren.“

„Rose!“

„Nein, absolut net! Das wär auch das höchste! Heut hab ich das nimmer nötig. — Wöcht wirklich wissen, wegen wem gehn die Leut ins Theater? — Wegen mir!“

„Aber Rose, das können wir ja immer noch sehen, jezt . . .“

„Nein, ich kann's auch gar net, da kosten ja meine Toiletten bereits mehr.“

„Dafür wird schon gesorgt werden, Rose. Laß mich nur dafür sorgen!“

„Ach, Kleiner, wenn du kannst . . .!“ seufzte Rose leicht. „Und schau, schließlich is es ja auch dein eignes Interesse, daß deine Frau was verdient . . .!“

„Ach, Rose, das ist jezt nicht so wichtig. Siehst du, wenn ich jezt einen Teilhaber bekomme, und er verlangt . . .“

„Geh, einen Teilhaber . . .! Das is ja Unsinn! Nein, du mußt das Theater schon allein behalten.“

„Wenn ich nur wüßte, wie ich das machen soll!“

„Fahrst halt nach Riga und bittest deine Verwandten!“

„Ach, Rose, wozu! Das ist ganz vergeblich.“

„Geh, vergeblich . . .! Die tuns schon, wenn du ihnen nur richtig sagst.“

„Nein, Rose, du kennst die Verhältnisse nicht. Da kann ich ebensogut hier bleiben und meinen Konkurs erklären.“

„A geh, Kleiner!“ Rose setzte sich auf die Seitenlehne seines Stuhles, legte einen Arm um seinen Nacken und nahm mit der andern Hand seine beiden Hände. „Schau, sei net so verzweifelt! Ich seh schon ein, daß es dir net leicht fällt! Tuß für mich, denk: wir beide . . .! — Mußt es deinen Verwandten nur richtig sagen. Net gleich nachlassen, wenn sie anfangs net wollen! Es steht doch genug im Spiel, daß man deswegen ein paar unangenehme Redensarten mit in Kauf nehmen kann. Gel, du fährst nach Riga? Am liebsten gleich morgen! Gel?“

Er wehrte sich noch, aber sein Widerstand gegen ihre Bitten und Liebkosungen wurde immer schwächer. Es klopfte an die Thür.

„Herein!“ rief Rose.

„Der Herr Direktor Volker war da,“ meldete der kleine Diener.

„Er soll nur hereinkommen!“

Als Volkers schwere Schritte schon den Gang heraufkamen, trat sie noch einmal zu Thomasen, der trübselig auf den Teppich starrte, und legte zärtlich beide Hände auf seine Schultern. „Gel, du versprichst mir, daß du hinfährst? Geh, sei lieb und nett!“

„Ich versprech es dir,“ sagte er dumpf.

Sie gab ihm einen Kuß.

„So is recht, so bist du ein guter Mann! — Und jetzt paß auf, es kommt noch alles in die Reih!“

Er legte den Arm um sie und streichelte zerstreut ihre Schulter. Eine kalte Leere verbreitete sich in seiner Brust. Er fühlte sich unendlich dupiert, als sei er jetzt erst wirklich arm geworden. — Er wußte selber nicht, warum. — Was hatte er denn von Rosen erwartet, daß er sich auf einmal so furchtbar allein vorkam? — War er nicht ein Narr, ein törichter, komischer Phantast?

Pepi öffnete von draußen die Thür, und Volkers krumme Gestalt erschien; auf seinem Gesicht lag ein dummes, ängstliches Lächeln . . .

Am nächsten Vormittag hatte Thomas noch eine Menge zu besorgen. So mußte er wegen seines Passes, den zu erneuern er seit langer Zeit versäumt hatte, auf die russische Gesandtschaft; dort hatte er langen Aufenthalt.

Abgehetzt und müde kam er zum Mittagessen nach Hause. Rose war noch nicht von der Probe zurück. Er umkreiste eine halbe Stunde lang in nervöser Eile den gedeckten Tisch und setzte sich dann allein zum Essen. Die Suppe war angebrannt, der Braten vertrocknet.

Endlich kam Rose, vergnügt wie jeden Tag, nur etwas wärmer und anschmiegsamer als sonst, und sprudelte einen Schwall von lachenden Entschuldigungen wegen ihrer Verspätung hervor.

„Pfui Teufel! Is die Suppen scheußlich!“ sagte sie nach dem ersten Löffel.

„Der Braten ist auch nicht besser,“ erwiderte er und machte ein künstlich unbefangenes Gesicht dazu, weil ihm während des Sprechens einfiel, Rose könnte daraus einen philisterhaften Groll wegen des schlechten Essens herauslesen. — Sie nahm die Sache aber von der heitern Seite:

„Ja, keine Hausfrau bin ich amal leider net. Aber am End hättts dich auch net recht gfreut, eine Köchin mit Gemüt zu heiraten.“

„Nein, eine Köchin nicht,“ sagte er; gegen seinen Willen klang es leicht gereizt.

„Aber mehr Gemüt sollt ich halt haben?“ fragte sie mit sinnend vorgeschobnen Lippen und drolliger Miene.

„Du erlaubst doch? Ich fühl mich so nervös?“ Er zündete sich eine Zigarrette an.

„Witt schön, Kleiner, geniert mich gar net! Aber glaubst du wirklich, ich hätt so wenig Gemüt?“

„Weiß nicht.“ Das kam kurz, in einer Rauchwolke, hervor.

„A geh, sei net so!“ bat sie und faßte ihn unter's Kinn. „Ich kanns halt net so zeigen, wie andre Leut. Besinnst dich nimmer auf den Wig im Simplizissimus: von den Diebstern, die alles einwendig tragen?“

Er schwieg und blickte den Rauchsäulen nach, die er zur Decke schickte.

„Nein, ohne Scherz . . .!“ versicherte sie ernsthaft und drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke. Der Diener erschien und nahm die gebrauchten Teller fort. Sie fragte:

„Na, Pepi, was giebt's denn heut für eine Mehlspeis?“ und zwinkerte mit den Augen.

„Strauben!“ grinste Pepi.

„Na,“ meinte Rose, „wenigstens ein Trost im trüben Dasein, wenn die geraten sind und du noch net alle zammgefressen hast in der Kuch. Ein schönen Gruß derfst ausdrücken an die Theres, und das Essen wär miserabel gewesen.“

„Scho recht, gnå Frau,“ erwiderte Pepi vergnügt und machte, wie er mit dem TEEBRETT zur Tür hinausging, eine humoristische Handbewegung neben seinem rechten Ohr, die etwa sagen sollte: „Uijeh, heut spuckts!“

Thomas stand auf.

„Entschuldige mich. Ich muß packen.“

„Du hast ja aber noch gar nig gessen. Und Strauben kann die Theres so gut. Überhaupt die Mehlspeisen kann sie am besten.“

„Danke, ich hab keinen Hunger.“ Er ging.

„Wart,“ rief sie ihm nach, „gleich komm ich und bring dir deinen Kaffee und helf dir packen.“

Auch die Stunden, die ihm noch bis zu seiner Abreise blieben, brachte Thomas wie im Traume hin. Er dachte dabei ganz klar, er vergaß nichts, was noch zu erledigen war, er erwiderte Rosens Liebkosungen mit einer lässigen Zerstreutheit; aber es war ihm dabei, als täte das alles ein anderer, und er selbst läge in einer dumpfen Betäubung.

Rose begleitete ihn auf den Bahnhof; am Zuge stellte sich auch Volker ein. Sie hatten beide noch viel Worte: Ratschläge, die wie das Plätschern eines eiligen Baches zu seinen Ohren drangen, sinnlos und wichtig-tuerisch. Er sagte nur immer Ja; seine Augen hafteten auf der Uhr da oben, deren großer Zeiger sich zaudernd zu besinnen schien, bis er wieder um einen Minutenstrich weitersprang. Endlich kam vom ersten Wagen her das Knallen der Türen, die zugeworfen wurden, schnell zu ihnen herauf.

Thomas gab Rosen einen flüchtigen Kuß, schüttelte Volker die Hand und stieg ein.

Noch war er nicht in seinem Schlaftupee, als Rose schon dringlich mit dem Schirm ans Fenster klopfte. Er ließ es hinunter.

„Du,“ wisperte sie, „daß du mir aber gleich telegraphierst, sowie du das Geld hast! — Ich werd in einer Unruhe sein . . .!“

„Ja, natürlich, wir müssen gleich wissen!“ fiel Volker ein. „Und für alle Fälle . . . Wo wohnst du denn in Niga?“

Darüber hatte Thomas noch gar nicht nachgedacht. Er besann sich . . .

„Hotel Frankfurt am Main,“ sagte er dann.

„Ich will mir's notieren.“ Volker fand aber keinen Bleistift. „Na, das behalt ich auch so. Merk dir's auch, Kose! — In Frankfurt hätt ich einmal beinah den Hamlet gespielt . . .“

Mit einem leichten Ruck, zogen die Räder an, der Zug kam in langsame Fahrt.

„Also adieu!“ rief Kose und ging noch ein Stückchen nebenher. „Und gute Reise! Und daß du fei auß telegraphieren net vergißt. Und an russischen Kaviar und ein paar Flaschen von dem guten Schnaps — den Namen behalt ich doch nie — kannst du vielleicht mitbringen.“

Sie blieb keuchend stehen und winkte mit dem Taschentuche . . .

Thomas holte einen dicken Münchner Roman, den er sich als Reiselektüre gekauft hatte, aus dem Handkoffer und begann ihn langsam aufzuschneiden. Dabei schaute er gleichgiltig zum Fenster hinaus. Feuerfarben stand der Abendhimmel über der strengen Hochebene und tauchte sie in einen braunvioletten Ton. Vereinzelte Mietkasernen, Vorposten der großen Stadt, zeigten sich an der Landstraße, dann flog schon ein Bauernhof vorbei . . . Ein kleiner Weiler . . . Ein ländliches Kirchlein, die wälsche Haube auf dem weißgetünchten Turm, weite Wiesengründe im ersten Schimmer des Frühlings, Alleen, die die Straßen stumm und treu begleiteten . . . Wohin? — Gleichviel; es führen alle Wege in sich selber zurück. Plötzlich wurde es dunkler im Rupee.

Schwarzer Nadelwald hatte den Zug aufgenommen . . . Und eine nach der andern glitten die Telegraphenstangen vorüber. Thomas sah zu, wie sich die Drähte von den weißen Isolatoren aus in schrägem Schwunge senkten, um wieder zur nächsten Stange aufzusteigen. Ewig dasselbe Spiel . . .

Mit einem Seufzer klappte er sein Messer zu. Er wollte jetzt nicht denken, wozu konnte das dienen! Er begann zu lesen; aber gar bald ertappte er sich darauf, daß er irgend eine Beziehung in dem Buche nicht verstand, und merkte beim Zurückblättern, daß er schon mehrere Seiten gelesen hatte, ohne zum Bewußtsein ihres Inhalts gekommen zu sein. Seine Gedanken waren heimlich ganz wo anders. Bei Rosen. — Er legte das Buch hin und zündete sich eine Zigarrette an.

Lieber Gott, was wollte er denu eigentlich von Rosen? Sie war eben, wie sie war. Freilich, aus Liebe zu ihm etwas opfern, das würde sie nie. Aber auf ihre Art liebte sie ihn doch. Und wenn er . . . Wo zwei sich lieben, ist der, der mehr und tiefer liebt, der schwächere. Das sind Vinsenweisheiten, trivial wie alle ewigen Gesetze. — Es tat ihm ordentlich weh, wie er jetzt an Rosen dachte; so heiß fühlte er, daß er sie liebte. Und auf einmal war ihm, als glitte ein Netz von klebrigen Spinnenfäden an ihm hinunter. Er richtete sich auf seinem Sitze auf und machte seine Gestalt straff. — Sein Leben nehmen, wie es ist! sagte Thomas zu sich. Um Rosen kämpfen mit jedem Mittel! Und kostet es viel Scham und Opfer an Stolz und innerlicher Unerührtheit . . . Was liegt daran! — Welcher Mensch gäbe nicht alles dahin für das eine,

was ihm das Glück ist? — Und mag dein Glück von der Art sein, daß es jeden Tag siebenmal zu atemloser Angst erstarrt . . . Das Glück hat verschiedene Gesichter . . . Was alle Welt für das Verhängniß eines Menschen hält, kann dieses Menschen einziges Glück sein . . .

Thomas erkannte in dieser Stunde seines Lebens Wert und Zweck und Sonne in Rosen, und in ihr allein. — Wo sollte er seinem Dasein auch sonst einen Inhalt suchen? — In seiner Kunst? — Du lieber Gott, wußte er denn, ob, was er schaffen könnte, diesen Namen überhaupt verdiente? — Konnte selbst die höchste Künstlerschaft jemals Glück sein? Ein beraushtes Vergessen des Unglücks vielleicht für kurze Stunden, geistiges Morphinum für sinnliche Schmerzen, betäubend, aber vergiftend . . . War Kunst nicht wie eine schleichende Krankheit, und eine lächerliche Krankheit dazu, wenn einer ein kleiner Künstler war? Und daß sie heutzutage zur Epidemie geworden war, konnte man wirklich alles andere eher als tröstlich nennen. — Wie hieß doch noch die Phrase, die als Motto über Tegtmairers Zeitschrift prunkte: Kunst nicht mehr über unserm Leben — unser Leben selbst Kunst!

„Jawohl!“ sagte Thomas ganz laut vor sich hin, und in diesem Worte lag ein so befriedigter Hohn, daß man ihn hätte für Schadenfreude halten können, — oder aber für die befreiende Wollust von Wilderstürmern, die besudeln, wo sie angebetet haben . . .

Der Kellner kam, und Thomas bestellte sich sein Abendessen. — Er aß in trüben Gedanken, aber mit besserem Appetit, als seit langer Zeit.

Dann ließ er sein Bett machen und schlief bald ein. Jedoch auf dem bayerischen Bahnhofe in Leipzig wurde er durch hohe Stimmen geweckt, die draußen in sächsischem Tonfall freischten. Thomas schob das Kouleau ein wenig zur Seite. Der Mann mit der roten Mütze draußen schrie seine Anordnungen heraus, daß man hätte meinen können, er wäre in der höchsten Wut; aber es geschah nur aus Eifer und im Gefühle seiner Wichtigkeit und Verantwortlichkeit. — Ja, man war hier nicht mehr im bummeligen Bayern, sondern in Norddeutschland, wo die Postbeamten Sonntags ihren Degen tragen . . .

Thomas legte sich wieder hin und dachte mit Liebe an München, die leichtsinnige Stadt mit ihren menschlichen Menschen. Mit dem Schlafen war es vorbei; in langen, qualvollen Stunden kämpfte er fast mit nervöser Erbitterung gegen seine Gedanken, die ihn keine Ruhe mehr finden ließen, und war froh, als der Zug schließlich zwischen den Häusern von Berlin polterte, die im nüchternen Frühlicht gleichsam lange Gesichter zogen. —

Er nahm sich eine Droschke und fuhr zum Friedrichsstraßenbahnhof hinüber. Mit wüstem Kopfe sah er sich das erwachende Berlin an, wo die Leute schon um diese Stunde Eile hatten. Wie häßlich ihm diese Menschen vorkamen! Waren sie nicht wie Maschinen, täglich aufgezogen durch das Bedürfnis, ihr nacktes Leben zu fristen? War denn das nackte Leben wirklich wert, gelebt zu werden? — Aber vielleicht hatten es diese Proletarier besser als er. Sie hatten ihre Hoffnung . . . Und er . . . ?

Wieder saß Thomas im stoßenden Zuge, mit ein-
genommenem Kopfe, ohne denken zu wollen, fast
dreißig Stunden lang, mit einer kurzen Unterbrechung
auf der Grenze.

Endlich bestieg er in Dünaburg den Waggon, der
ihn nach Riga bringen sollte. Noch ein paar Stunden,
dann mußte alles bittre heruntergeschluckt werden, das
er bisher von sich geschoben hatte, als läge noch eine
lange, lange Zeit vor ihm.

Der Zug war überfüllt. Bei Thomasen saßen ein
paar junge Balten: Studenten, die zu den Osterferien
aus Deutschland heimkehrten. Sie unterhielten sich
lärmend und sehr ungeniert, ja, sie suchten sogar die
Wirkung ihrer burschikosen Wiße mit schnellen Seiten-
blicken auf Thomasens Gesicht zu lesen. Ihn quälte
das geradezu; schweigend sah er zum Fenster hinaus,
in die weiße Schneelandschaft. Hierher war noch keine
Ahnung des Frühlings gekommen. Die Duna, die ein
paarmal zur Linken sichtbar wurde, war zugefroren,
hie und da sah man einen Bauernschlitten in kurzem
Erabe auf der Chaussee daherkommen. Die Pferdchen
mit den großen Heubäuchen waren bereift, und die
Bauern schlugen die Arme heftig übereinander, um sich
warm zu machen . . .

Schon Römershof! Zehn Minuten Aufenthalt! Alles
strömte hinaus. Auch Thomas ging in den Wartesaal
und aß hastig ein Butterbrot und trank ein Glas Bier.
Dann stand er bis zur Abfahrt auf dem Bahnsteige.
Ihm graute vor der rauchigen Luft in dem überheizten
Wagen. Erst beim dritten Glockenzeichen stieg er ein.
Jetzt hatte er nur noch zwei Stunden zu fahren . . . Er

mußte daran denken, wie er das letzte Mal nach Riga heimgekommen war, an das Totenbett seines Vaters. Sein Herz klopfte unruhig wie damals. Aber jenes Schwellen, das sich damals in seiner Brust gerührt hatte, jenes Beben des Wiedersehens spürte er heute nicht. War ihm die Heimat so fremd geworden? Ach ja, seine Heimat lag wohl, wo Rose war, wo seine Arbeit war. Er reiste in die Fremde, in Geschäften, für ein paar ungeduldige Tage . . .

Gleich, als Thomas auf den Bahnhofplatz hinaustrat, erblickte er etwas, was er nicht kannte. Prunkend in üppigen Formen, leuchtend von Gold und bunten Marmortönen, stand in dem gelblich grauen Schnee des weiten Platzes ein kleines byzantinisches Bauwerk, ein fremder Farbfleck inmitten der nüchternen Häuser ringsum.

„Was ist das?“ fragte Thomas, während er in einen der kleinen Schlitten stieg, den Kutscher.

„Was, Jungherr?“

„Das da!“

„Botivkapelle, Jungherr!“

„Botivkapelle?“

„Ja, Jungherr. Katastroff bei Vorki.“

Thomas konnte sich im ersten Augenblick nichts dabei denken. Erst nach einigem Besinnen fiel ihm ein, daß vor einigen Jahren bei der Station Vorki ein Hofsonderzug entgleist war, ohne daß jemand von der Kaiserlichen Familie verletzt worden wäre.

Das gab ihm gleich ein Bild davon, wie fremd er hier geworden sein müsse. Dinge, die hier sicher den

tiefften Eindruck gemacht und sich unauslöschlich in aller Menschen Gedächtnis gegraben hatten, — an ihm da draußen war die Kunde davon vorübergerauscht wie andre Zeitungsneuigkeiten.

Die Kutscher in Riga fuhren noch immer in dem Tempo, das er aus seiner Jugend kannte, mit Peitschenknallen und Lippschnalzen und lautem Njo- und Ehgeschrei. Um die Ecken ging es so schnell, daß der Schlitten jedesmal ins Rutschen kam und oft gegen die Randsteine des Trottoirs donnerte. Als der Kutscher einmal beinahe einen russischen Arbeiter in Filztiefeln überfahren hätte, zog er ihm eins mit der Peitsche über und schrie wütend:

„Ak tu meita!“ was Thomas sich noch aus dem Lettischen in ein deutsches: „Ach du Naß!“ übersetzen konnte. — Der Arbeiter stand ruhig, sah dem Schlitten mit runden Augen nach und rieb sich die von der Peitschenschnur getroffene Hand, während der Kutscher ihm noch allerlei Schimpfworte zurief.

„Warum haust du den Mann?“ fragte Thomas und verfiel damit unwillkürlich in die rigische Gewohnheit zurück, die Droschkenkutscher zu duzen.

„Schadt nichts, Jungherr! Was brauch er laufen, der Ejurba, wo ich fahr! Hat er keine Augen nich? Wenn er ieberjefahren wird, schreibt mir Gardewai auf. Un tas neie Polizeimeister! Nummer läßt er wegnehmen gleich auch! — Kann er nich sehen, der Schullik! Was brauch er laufen!“ —

Die Häuser an den Boulevards, die Thomasen als Knaben in ihrem neuen Glanze der Gipfel architektonischer Schönheit gedäucht hatten, sahen ihn jetzt

sehr trübselig an. Er mußte unwillkürlich an seinen Besuch bei Herrn Mooseder in der Äußeren Wienerstraße denken.

Viel heimischer fühlte er sich, als der Schlitten die einstöckigen Holzhäuser der Petersburger Vorstadt erreichte, die so gemütlich und bescheiden dalagen, grau gestrichen, mit weißen Fensterstöcken, große Schneehauben auf den Dächern. Und dazu kam das rastlose hundertstimmige Singen der Schlittenglocken in der Luft. — Das hatte doch etwas, was ihn seine Sorgen für einen Augenblick vergessen ließ und sein Herz groß machte in ergriffener Beklommenheit.

Sein Better Harry Kerkhoven war Thomasen der unsympathischste unter den rigischen Verwandten, und doch suchte er ihn zuerst auf, und nicht den Onkel Staatsrat. Warum er so handle, machte er sich selbst nicht klar.

Merkwürdig wurde ihm doch zumute, als er in der engen Altstadtgasse vor dem Hause stand, wo er geboren war. Verändert hatte sich wenig daran. Nur, daß die Fassade einen häßlichen, gelbbraunen Ölfarbenastrich erhalten hatte, und daß neben der Haustür ein ovales Schild kundgab, daß sich hier das persische Konsulat befände . . .

Thomas stand eine Zeitlang vor dem Hause; dann stieg er sehr schnell die drei Stufen hinauf und trat ins Kontor, wo sich fünf bis sechs Angestellte — lauter fremde Gesichter — rechtschaffen zu langweilen schienen. Er wußte es von früher her: im Winter gab es im Geschäft wenig zu tun.

Alle Köpfe erhoben sich, erfreut, daß endlich einmal etwas passierte; der Fremde wurde aufmerksam gemustert. Augenscheinlich wußte man aber nichts Rechtes aus ihm zu machen. Der jüngste Lehrling, ein besonders bleichsüchtiges Exemplar seiner Gattung, das sich außerdem durch einen märchenhaft hohen, nicht eben saubern Stehfragen auszeichnete, latschte mit baumelnden Armen vom Kopiertisch her auf Thomasen zu und fragte, womit er dienen könne. Er bekam eine Visitenkarte, die er mit einem verstohlenen Blick prüfte, während er an die Thür zum Privatkontor klopfte. — Als bald erschien Harry Kerkhoven.

„Ah, Thomas! Tritt doch näher!“

Aber schon in diesen Worten, denen er mit Rücksicht auf das Personal einen erfreuten Klang zu geben bemüht war, lag ein gewisses Unbehagen, geweckt durch unangenehme Ahnungen.

„Na, auch wieder einmal im Ländchen?“ fragte Harry leichthin, als sie sich allein gegenüber saßen.
„Nimmst du eine Papiroso?“

Als die Zigaretten brannten, sagte Thomas plötzlich, mit einem trocknen Gefühl im Munde:

„Leider ist die Veranlassung meines Besuches nicht gerade besonders erfreulich.“

„Aha! Ja, das konnte ich mir, aufrichtig gestanden, denken. Wegen unsrer schönen Augen wärst du wohl kaum gekommen.“ Harry zog mit einer schnellen Bewegung sein Schnupftuch aus der Brusttasche und trocknete sich seine Nase ab.

„Lieber Harry . . .“

„Sawohl, mein lieber Thomas, du möchtest also Geld

austreiben . . . Und da muß ich dir gleich sagen: ich bin absolut nicht in der Lage, dir auch nur einen Kopelen zu geben. Gesezt selbst den Fall, daß ich wollte, ich kann nicht, es ist mir unmöglich . . . Du mußt auch bedenken, wie viel Geld bis vor zwei Jahren dem Geschäft jährlich durch die Auskehrung der Rauffchillingstraten an dich entzogen worden ist. Es ist mir oft nicht leicht geworden, aber ich wüßte nicht, daß ich jemals auch nur einen Tag im Rückstande geblieben wäre.“

„Aber Harry, das bestreitet ja kein Mensch . . .“

„Nein, das wäre auch mehr als naiv.“

„Aber was hat das denn mit dieser Sache zu tun?“

„Was das damit zu tun hat? — Du bist wirklich töstlich!“

„So hör doch erst einmal, worum es sich überhaupt handelt.“

„Bitte! Da bin ich sogar sehr gespannt.“

Thomas erzählte. Er bemühte sich, recht diplomatisch zu sein und alles in eine für den Standpunkt seines Betters möglichst günstige Beleuchtung zu setzen. Das geschah fast unwillkürlich, und er empfand es gleichzeitig als eine Selbsterniedrigung, daß er nicht ganz aufrichtig war. — Aber wäre das Harry gegenüber möglich gewesen, gegenüber diesem kleinlichen Krämer mit dem mokanten Lächeln für alles, was er nicht verstand? — Auch das mußte heruntergewürgt werden. Thomas empfand jetzt, was es heißt: abhängig sein von andern, angewiesen sein auf andre. — Hieß das nicht immer: zu ihnen hinuntergezogen werden, ja, unter sie hinunter? — Freilich, es wäre stolzer gewesen, wenn er alle seine Torheiten und alle Fehler, die er gemacht

hatte, schonungslos offenbart hätte. Aber Harry war nicht der Mann dazu, das zu würdigen; er hätte auch dann wohl so unglaublich dreingeschaut wie jetzt, sein superkluges Kopfschütteln wäre noch heftiger, der Ton seiner gleichsam freudig ironischen Interjektionen süßsüßlicher gewesen.

„Na ja!“ sagte er, als Thomas zu Ende war und, die Hände fest ineinander geschlungen, auf seine Kniee starrte, „weißt du, wer dir das schon vor drei Jahren hätte voraussagen können?“

„Ach ja . . .“ wehrte Thomas ab und machte eine resignierte Handbewegung.

„Ich hätte es dir prophezeien können. Frag Papa, ob ich nicht immer gesagt habe, die Geschichte mit dem Theater kann gar kein gutes Ende nehmen?“

„Du scheinst ja sehr stolz auf das Eintreffen deiner Prophezeiung zu sein?“ Thomases Frage klang gereizt.

„Na, weißt du, lieber Thomas, ich finde nicht, daß deine Familie Grund hat, stolz auf irgend etwas zu sein, was mit dir zusammenhängt.“

„Mag ja sein! Das verlange ich auch gar nicht . . .“

„Du verlangst fünfundzwanzigtausend Rubel, ich weiß schon. — Als ob das ein Butterbrot wäre!“

„Aber ich wüßte auch nicht, wodurch ich meinen Verwandten Schande gemacht hätte . . . Und außerdem will ich ja nichts geschenkt haben. Es handelt sich um eine Kapitaleinlage in mein Geschäft . . . Schließlich hast du ja auch Jahre lang Geld von mir in deinem Geschäft gehabt.“

„Na, weißt du, das ist doch wohl was andres. Erstens ist das hier ja kein Theater . . .“

„Das ist ja doch ganz einerlei!“

„Mir nicht! — Zweitens bin ich gelernter Kaufmann und biete damit Garantien, die du . . .“

„Die ich nicht bieten kann. Schön! Und drittens . . .?“

„Drittens, drittens . . . Drittens wäre es absoluter Wahnsinn, dir auch nur einen Kopfen zu geben. Wozu denn? Du hast glücklich dein ganzes Vermögen hineingebuttert, und ich soll jetzt fünfundzwanzigtausend Rubel hinterherschmeißen. Da werf ich sie doch lieber in die Dina; dann weiß ich wenigstens, wo sie geblieben sind.“

Thomas nahm sich diesem Ton gegenüber mit aller Gewalt zusammen. Er dachte an Rosen und wußte, wieviel für ihn auf dem Spiele stand. Geduldig setzte er noch einmal auseinander, wie diese Hilfe alles retten und ihm mit der Zeit sogar zur Wiedererlangung des heute verlorenen verhelfen könne. — Aber es war vergeblich.

„Lieber Thomas, wenn die Sache so sicher wäre, wozu brauchtest du dann zu mir zu kommen? Für so ein großartiges Geschäft hättest du in München wohl auch Geld kriegen können.“

„Versteh mich doch, Harry, es ist sicherlich unsinnig gewirtschaftet worden in dem Theater . . .“

„Ja, davon bin ich allerdings auch überzeugt . . .“

„Aber ich will dem jetzt ja ein Ende machen.“

„Bester Thomas, daß du's willst, bezweifle ich nicht. Es ist aber noch niemand über Nacht ein guter Geschäftsmann geworden.“

„Was braucht man dazu für ein Geschäftsmann zu sein? Das sagt einem doch der gesunde Menschen-

verstand; so und so viel nehme ich ein, also darf ich, um einen Gewinn zu haben, nur so und so viel ausgeben.“

„Wenn du meinst, daß das so einfach ist, warum hast du das denn nicht schon lange getan?“

„Verzeih, Harry, aber ich sehe den Wert aller dieser Warums und Wozus nicht ein. Darauf kommt es ja nicht an, und das ändert die Situation nicht im geringsten. Wie sie auch entstanden sein mag, sie ist einmal da, und meine Frage war ja nur, ob du mir heraus helfen kannst und willst?“

„Nein, ich kann nicht; und ich will auch nicht.“

„Ja, dann . . .“ stieß Thomas hervor und verstummte.

Er hatte sagen wollen, daß damit seine Mission hier beendet wäre, und daß er gehen wolle. Aber er schwieg und blieb sitzen, bleich, die Hände ineinandergekrampft, damit sie nicht zitterten. War es noch eine vage, unsinnige Hoffnung, die ihn hielt? War es eine Galgenfrist von ein paar Minuten, die er sich stellen wollte?

Harry musterte mit seinen runden Augen das Plakat einer Dampfergesellschaft, das ihm gegenüber an der Wand hing. Dabei machte er drehende Kopfbewegungen, als ob ihn sein Kragen beenge. Er fing sogar zu pfeifen an, ohne Ton, brach aber gleich wieder ab. Von Zeit zu Zeit irrte sein Blick, scheu gleichsam, zu Thomasen hinüber. Schließlich unterbrach er das Schweigen durch ein Räuspern und sagte dann:

„Siehst du, und wenn ich wollte, ich könnte gar nicht. Das Geschäft gehört, genau genommen, ja nur zum Teil mir. Papa und, als seine einstigen Erben, Burchard

und Joachim haben in der Sache genau so gut mitzusprechen . . .“

Thomas blickte auf.

„Glaubst du . . .?“

„Ich weiß ja nicht. Und . . . Ich will dir gar nichts vormachen . . . Ich bin es meinem Gewissen schuldig, Papa abzuraten . . . Aber er hat für seine Verwandten ja immer ungeheuer viel getan . . . Mehr vielleicht, als er seinen Kindern gegenüber verantworten konnte . . . Was er in diesem Falle tun wird und tun kann, weiß ich natürlich nicht . . .“

„Du meinst also, daß dein Vater am Ende doch . . .?“

Thomas fühlte sich innerlich dankbar für diesen Aufschub der Entscheidung, obgleich er sich wenig Hoffnung machte. Und dabei dächte er sich innerlich so klein und schwach und mutlos.

Harry sah nach der Uhr:

„Dreiviertel vier. Um vier wird bei Papa gegessen. Ich esse auch noch immer bei den Eltern. Mittag wenigstens. Dann kannst du gleich mitkommen. Papa hält jetzt am Nachmittag keine Sprechstunden mehr und macht auch nur in dringenden Fällen nach Tisch Besuche. Und Burchard und Joachim will ich sagen lassen, daß sie nach dem Essen mal ankommen sollen.“

Thomas hatte schon die Hand erhoben, um eine abwehrende Bewegung zu machen, aber er seufzte nur leise . . .

Der Staatsrat Kerkhoven empfing seinen Neffen mit einer gemessenen Freundlichkeit, der eine Dosis Salbung beigemischt war und ein heimlicher Triumph

darüber, daß alle seine schlimmen Befürchtungen in Erfüllung gegangen waren.

Auch Tante Caroline merkte deutlich, daß irgend etwas in der Luft lag; und was es wäre, erschien ihr nicht zweifelhaft. Sie bemühte sich daher bei Tische mit verstimmendem Eifer, nicht an die gefährliche Stelle zu rühren; sie sprach sehr ausführlich von einer Reise nach München, die sie mit ihrem Manne vor ungefähr zwanzig Jahren gemacht hatte. Und sie erzählte Thomafen von der Stadt, als hätte der sie noch nie gesehen und müßte von ihr orientiert werden. Für die größte Sehenswürdigkeit nächst der Bavaria erklärte sie den chinesischen Turm im englischen Garten. Der Konsul vermied gleichfalls das Thema, an das alle dachten; er aß schweigsam und zeigte nur hie und da durch ein Wort oder ein höfliches Auflachen, daß er der Erzählung seiner Mutter folge.

Der Staatsrat ließ seine schneeweiß gewordenen Bartkoteletten häufig durch die gepflegten Hände gleiten und richtete ein paarmal das Wort an Thomafen. Es waren gleichgiltige Dinge, wonach er fragte, aber in seinem öligen Tone lag etwas eigen bedeutsames. — In dem Augenblick, wo Tante Caroline die Tafel aufhob, trat Burchard Kerkhoven ein.

„Der Herr sei mit Euch!“ sagte er mit seiner groben Bassstimme, selbstverständlich, wie andre Leute guten Tag sagen.

„Guten Tag, Burchard,“ sagte Thomas und gab ihm die Hand. Er verspürte dabei eine sonderbare Verlegenheit. Als hätte er einen Grund, sich der salbungsvollen Begrüßungsformel seines Vetteres zu schämen . . .

Alle gingen in den Saal hinüber, der sich seit Thomasens letztem Besuche wohl in Einzelheiten, nicht aber in seinem Gesamteindruck verändert hatte. Als besonders auffällige Neuerung drängte sich einem ein Bild in breitem Goldrahmen auf, ein Porträt des Staatsrates, auf dem der Stanislausorden nicht vergessen war. —

„Wo nur Joachim bleibt?“ Der Staatsrat sah stirnrunzelnd auf die Uhr.

„Er wird sich von seiner Frau nicht trennen können!“ bemerkte Pastor Burchard, und sein Ton war schärfer als seine Worte.

„Es ist gleich dreiviertel,“ stellte Tante Caroline fest, um etwas zu sagen.

Der Regulator hob zum Schlagen aus, und in demselben Augenblick trat der Erwartete ein. Er war groß und schlank und ging ein wenig gebückt. Seine blonden Locken trug er so lang, daß sie ihm etwas buckliges gaben. Er hatte einen weichen Vollbart und große, blaue Augen. Augenscheinlich war es sein Wunsch, wie ein schwärmerischer junger Apostel auszusehen. Thomas aber mußte unwillkürlich an sächsische Kunstakademiker in ihrem ersten Münchner Semester denken.

Joachim begrüßte Thomasen mit einer Lebhaftigkeit, die ein bißchen fahrig war; er genierte sich ersichtlich vor seinen Eltern und den Brüdern . . . Sonst wäre die Begrüßung herzlicher geworden, das empfand Thomas deutlich.

„Nieber Joachim, es hat eben dreiviertel geschlagen,“ tadelte der Staatsrat mild.

„Entschuldigt, aber . . .“

„Du hattest natürlich so furchtbar viel zu tun!“ höhnte Burchard.

„Bitte, ich . . .!“ begann Joachim gereizt, aber der Staatsrat setzte sein konziliantes Lächeln auf und sagte:

„Ja, nun wären wir ja alle da! — Liebe Caroline . . .“

Die Staatsrätin erhob sich hastig:

„Ich will mich ein bißchen zurückziehen. Ich möchte ein Schläfchen machen. — Wir sehen uns ja nachher noch, mein lieber Thomas. Du bleibst doch zum Abendbrot?“

„Ich . . . Ich weiß wirklich . . . Danke schön, Tante Caroline.“

„Also auf Wiedersehn!“

„Also,“ sagte der Staatsrat, als die Männer unter sich waren, „jetzt wird uns unser lieber Thomas erzählen, was für ein Anliegen ihn hergeführt hat. Denn ich täusche mich wohl nicht, wenn ich deinen Besuch so auffasse?“

Die weißen Hände glitten von den lächelnden Mundwinkeln aus an den Bartkoteletten abwärts.

„Allerdings,“ stammelte Thomas und erzählte — zum wievielten Male! — die Geschichte seiner Geldverlegenheiten.

Der Hofrat lauschte schweigend und nickte an geeigneten Stellen gleichsam befriedigt, während Pastor Burchard seinem entrüsteten Staunen durch kurz hervorgeschnarrchte Nasenlaute Ausdruck gab. Der Konsul langweilte sich und studierte mit hochgezogenen Brauen ununterbrochen den Firmendruck auf dem Mundstück seiner Zigarrette, und Joachim sah fast aus, als ob er der beichtende arme Sünder wäre: in solcher Verlegenheit

schien er zu sein. Unruhig schlug er ein Bein um das andre und schabte mit dem Fuße das Schienbein, preßte seine gefalteten Hände zwischen die Kniee und riß daran, daß die Knöchel knackten.

„Na ja,“ nickte der Staatsrat, noch immer lächelnd, als Thomas mit einem: „Und so wollte ich Euch also fragen . . .“ geschlossen hatte.

„Was wolltest du von uns?“ fragte Burchard schroff. Der Staatsrat wehrte ihm mit einer Handbewegung.

„Ich kann wohl sagen: ganz — aber wirklich ganz —, wie ich mirs gedacht hatte!“

Thomas schwieg.

„Und, lieber Thomas, da willst du also, daß ich dir das Geld geben soll, um . . . Um diese Sache weiter zu treiben?“

„Ich wollte dich allerdings bitten . . .“ stieß Thomas hervor.

„Das wäre ja ein Frevel von Papa!“ schnaubte Burchard.

„Lieber Burchard, überlaß doch, bitte, mir, was ich tun will.“

„Ich dachte, wir sind herbestellt worden, um unsre Meinung zu sagen.“

„Natürlich, ich werde dich nachher auch darum bitten. Aber diese ungeheure Interessiertheit, wo es sich um die Verwendung meines Geldes handelt, ist hier nicht recht am Platze. Ich hoffe noch recht lange zu leben . . .“

„Du scheinst zu befürchten, ich spekuliere auf deinen Tod? Bei mir brauchst du dir wirklich keine Sorgen darüber zu machen . . . Wenn ich das immer wieder

hören muß, verzichte ich lieber auf die ganze Erbschaft.“

„Du bist der wahre Jakob!“ bemerkte der Konsul.

„Schreckliche Drohung!“ lächelte Joachim; er machte diese Bemerkung ziemlich naiv in dem Tone, wie die Schauspieler in ältern Lustspielen beiseite sprechen, fürs Publikum, während der Mitspielende sich taub stellen muß. — Eine solche Rolle lag jedoch Burchard gar nicht.

„Du brauchst nicht von dir auf andre zu schließen!“ fuhr er auf Joachim los.

„Das verbitte ich mir!“ stotterte der.

Der Staatsrat beschwichtigte wieder.

„Wenn Thomas euch so reden hört, muß er ja glauben . . . Das ewige Zanken! Der Kerkhovensche Erbfehler! Und dabei . . . Gott sei Dank weiß ich genau, daß von meinen Söhnen kein einziger auf meinen Tod spekuliert.“ Er lächelte ölig.

„Burchard fängt ja immer Kallakalla an!“ stellte der Konsul gleichmütig fest.

„Ja, du . . .!“ war Burchards Antwort, „du hast allerdings leicht reden. Du hast dein Erbteil voraus bekommen.“

„Wieso?“ Harry setzte sich jetzt auch in Kampfspositur, und Joachim schlug sich auf seine Seite.

„Das ist ja ein Unsinn,“ sagte er. „Und hast du dich vielleicht zu beklagen? Wer hat dir denn das Geld gegeben, um dir das Haus zu bauen?“

„Zawohl, das paßt dir wohl nicht? Dir kann man allerdings kein Geld in die Finger geben, mein Lieber. Wo dich der Schuh drückt, wissen wir auch.“

„Kümmer du dich nur um deine eigne Frau!“

„Bitte, meine Frau trägt keine seidnen Unterröcke. Meine Frau hat bei meiner Gemeinde noch nie dadurch Ärgernis erregt, daß sie in die Kirche hereingerauscht ist und die Leute in ihrer Andacht gestört hat. Das paßt sich für eine Pastorin schlecht, mein Lieber.“

Joachim stotterte wütend:

„Meine Frau kann tun, was sie will. Meine Frau hat's gar nicht nötig, sich anzukleiden wie ne Vogelscheuche! Meine Frau geht dich gar nichts an! Und überhaupt hat meine Frau erst gestern drei Besuche bei armen, franken Gemeindegliedern gemacht.“

„Zeichen und Wunder!“ spöttelte Burchard.

„Burchard, jetzt ist's genug!“ sagte der Staatsrat auf einmal so energisch, daß seine Söhne es vorzogen, zu schweigen. Gleich darauf aber lächelte er wieder, als ob nicht das Geringsste geschehen wäre.

„Also, lieber Thomas, setzen wir einmal den Fall, daß ich dir die gewünschte Summe geben würde . . . Dann würde also alles beim Alten bleiben?“

„Ja . . . Ich bin allerdings überzeugt davon, daß ich mir damit das Theater erhalten und mit der Zeit sogar das hineingesteckte Kapital wieder herausbekommen könnte. Wie gesagt, an sich ist das Unternehmen durchaus rentabel . . .“

„Ein Theater rentiert sich bekanntlich nie,“ behauptete der Staatsrat.

„Wie meinst du das?“

„Mein lieber Thomas, mir kannst du in der Beziehung nichts erzählen. Ich bin ja selbst Garant und Komiteemitglied des Stadttheaters und weiß

leider sehr genau, wie viel ich jährlich dazuzahlen muß.“

„Das sind doch ganz andre Verhältnisse . . . Es gibt genug Leute, die an einem Theater in zehn Jahren reich geworden sind.“

„Zu denen gehörst du aber nicht, lieber Thomas. — Siehst du nun, wie sehr ich damals recht hatte, als ich dir riet, dein Studium zu beenden! Aber du wolltest nicht auf mich hören.“

„Ja, was hat das aber damit . . .?“

„Wenn du ausstudiert hättest, stände dir jetzt die schönste Karriere offen . . .“

„Ich weiß nicht . . . Ich versteh nicht recht . . .“

„Denn ganz aufrichtig, lieber Thomas . . . Mit deiner Kunst . . . Wieviel hast du denn schon mit deinen Vildern verdient? Viel kann es wohl nicht sein . . .?“

„Nein, aber . . .“

„Siehst du also! Ganz, wie ich dir damals gesagt habe!“

„Ich versteh aber immer noch nicht, was das . . . Es handelt sich jetzt doch um das Theater . . .“

„Jawohl, darauf wollte ich gerade kommen . . . Also, wie gesagt, von diesem Theater halte ich gar nichts, und du mußt sehen, daß du es so schnell wie möglich los wirst.“

„Aber dann habe ich ja gar nichts.“

„Das hast du jetzt ja auch nicht. Und wenn ich dir das Geld wirklich geben würde, würdest du nach einem halben Jahre genau da stehen, wo du heute stehst.“

„Also, Onkel Albert, du willst mir das Geld nicht geben?“ fragte Thomas zaghaft.

„Was ich will, mein lieber Thomas, werde ich dir gleich sagen. — Das ganze Geld kann ich dir nicht geben: das könnte ich schon meiner Familie gegenüber nicht verantworten. Und das ist auch gar nicht nötig.“

„Aber . . .“ wollte Thomas einwenden.

„Das wäre aber doch schade!“ rief der junge Pastor unbedacht.

Der Staatsrat sah ihn streng an.

„Joachim, ich möchte wirklich wissen . . . Was verstehst du denn davon?“

Burchard sagte scharf:

„O, Joachim versteht vom Theater vielleicht mehr als von der Seelsorge. — Er, als Pastor, hält es ja auch für richtig, in Stücke wie Ibsens Nora zu gehen . . .“

„Warum soll ich das denn nicht?“

„Weil sich das für einen Geistlichen nicht paßt!“

„Darin kann ich Burchard nicht unrecht geben,“ unterbrach der Staatsrat den Streit. „Na, Joachim, du wirst auch älter und vernünftiger werden. — Um aber wieder zu dem Anlaß zu kommen, der uns heute zusammengeführt hat . . . Lieber Thomas, du hast dich eigentlich mir und den Meinen gegenüber nicht auf den richtigen verwandtschaftlichen Standpunkt gestellt . . . Wenn ich dir trotzdem meine Unterstützung gewähren will, schreibe es bitte nicht deiner Persönlichkeit, sondern dem Namen zu, den du trägst.“

Thomas nickte mechanisch und wollte seinen Ohren kaum trauen. Sollte Onkel Albert wirklich . . .?

„Für den Namen Kerkhoven,“ fuhr der Staatsrat fort, „hab ich schon viele Opfer gebracht . . .“

„Mehr als genug!“ nickte der Konsul.

„Lieber Harry, in deiner Bemerkung liegt eine Kritik, zu der du durchaus nicht berechtigt bist. Du am allerwenigsten!“

„Sehr richtig!“ murmelte Burchard.

Harry fuhr zu einer Erwiderung auf, schwieg aber, da sein Vater wieder das Wort nahm:

„Meine Familie — auch im weitern Sinne — hat immer auf mich rechnen können. Ich glaube nicht, daß ich damit zu viel sage!“ Er sah sich fragend im Kreise um.

Alle nickten und murmelten zustimmend. Selbst Thomas senkte zerstreut und halb unbewußt den Kopf.

„Nicht wahr!“ sagte der Staatsrat befriedigt. „Also, Thomas, ich will dafür sorgen, daß du aus deiner augenblicklichen Lage mit Ehren herauskommst. Ich tu es für den Namen Kerthoven. Wenn einer sich in einem Geschäft verspekuliert hat, ist das an sich noch keine Schande. Und ich finde dabei nichts, wenn er dann vor seine Gläubiger tritt und sagt: So und so ist die Sache, ich kann euch nicht das Ganze bezahlen, will aber einen Vergleich schließen und euch geben, was ich kann.“

„Ja, aber, Onkel Albert, glaubst du denn, die Gläubiger . . .?“

„Ob sie es tun? Natürlich tun sie es, wenn ihnen die Sache nur richtig dargestellt wird . . . Biete den Gläubigern fünfzig Prozent; das ist durchaus anständig, und die Mittel dazu will ich dir vorstrecken.“

„Onkel Albert,“ rief Thomas erfreut, obgleich ihm dieses Arrangement im Grunde nicht recht einleuchtend erschien.

„Einen Augenblick!“ wehrte der Staatsrat ab. „Ich muß natürlich meine Bedingungen stellen. Denn ich bin nicht in der Lage, dir so viel Geld à fonds perdu zu geben, ohne eine mir genügend erscheinende Garantie für eine allmähliche Abtragung deiner Schuld.“

„Ach, Onkel Albert, ich werde dir gern jede denkbare Sicherheit geben, ich will . . .“

Der Staatsrat lächelte dünn:

„Verzeih, mein lieber Thomas, aber du mußt es schon mir überlassen, die Bedingungen zu stellen.“

„Also bitte!“ sagte Thomas tonlos und hatte das Gefühl, als klopfte sein Herz hoch oben im Halse.

„Ich sagte bereits — und das ist meine Hauptbedingung —, daß du das Theater aufgeben mußt.“

„Ja, und was soll ich dann machen . . .?“

„Da du leider dein Studium nicht beendet hast und mit deiner Kunst nichts verdienst, wird es wohl am besten sein, du siehst wieder in die Heimat über . . .“

„Nach Riga?“ fragte Thomas fassungslös.

„Ja, meinen Beziehungen wird es schon gelingen, dir hier eine, wenn auch anfangs bescheidne Position zu schaffen. Im Notfall . . . So viel wirst du schon können, daß du Porträts malen kannst?“

Thomas war so verwundert, daß er keine Worte fand.

„Siehst du,“ fuhr der Staatsrat fort, „da haben wir hier zum Beispiel den Photographen Wirbisky. Mein Bild da oben ist von ihm gemalt. Siehst du, der Mann ist ein ganz gewöhnlicher Photograph und hat sich das Malen nur so nebenbei in seiner freien Zeit eingeübt. Und heute bekommt er für so ein Bild

hundert Rubel und kann nicht einmal alles annehmen, was bei ihm bestellt wird. Warum sollst du das nicht auch können? Bei den Empfehlungen, die ich dir geben kann . . .! Und dann kannst du ja auch jungen Mädchen Malstunden geben. Das ist hier jetzt sehr modern. Ich bin allerdings nicht besonders eingenommen davon. Aber, Gott, wenn es schon einmal geschieht, warum sollst du das Geld nicht ebensogut einstecken wie irgend ein anderer!"

Thomas sank in sich zusammen.

"Nun, was meinst du dazu?" fragte der Staatsrat in dem Tone, wie man ein Kind fragt, ob es sich über ein Weihnachtsgeschenk freue.

Mit einer Art Auflachen sagte Thomas:

"Ja, Onkel Albert, das ist ja sicher alles sehr schön und gut, aber . . ."

"Nun?"

"Schließlich hab ich doch auch eine Frau! Was soll denn aus der werden?"

"Es hindert sie ja niemand, mit herzukommen."

"So! — Nun ist aber meine Frau, wie du vielleicht schon gehört haben wirst, Künstlerin, und zwar eine sehr erfolgreiche Künstlerin . . ."

"Ach was! Eine Frau gehört zuerst ihrem Manne, und nicht dem Theater!"

"Ach so, du meinst also, ich soll meine Frau mitten aus ihrer Karriere reißen und ihr dafür anbieten, sich mit mir von Porträts für hundert Rubel das Stück zu ernähren!"

"Mein lieber Thomas, du scheinst mir den Ernst deiner Lage doch nicht richtig erfaßt zu haben . . . Das

mußt du deiner Frau eben klar machen . . . Und wenn sie dich wirklich liebt . . .!“

„Ich hab gar nicht die Absicht, das von ihr zu verlangen.“

Der Hofrat stand auf und trat auf Thomafen zu. Mit bedeutungsvollem Ernst und aufdringlicher Milde sagte er:

„Siehst du, mein lieber Thomas, das hab ich mir gedacht!“

Thomas hatte sich gleichfalls erhoben und war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten.

„Was hast du dir gedacht?“

„In dem, was du eben sagtest, liegt ja alles! — Warum hast du dich denn nicht durch das Beispiel deines Vaters warnen lassen . . .?“

„Meines Vaters . . .?“ Thomas wollte ihn noch immer nicht verstehen.

Der Staatsrat hielt es für nötig, deutlicher zu werden:

„Ja, glaubst du denn wirklich, deine Frau liebt dich?“

In Thomafen wollte der Zorn aufwallen, aber — er wußte selber nicht, wie es kam — er konnte nur dumm und blöde hervorstottern:

„Ja, was . . . Du kennst meine Frau ja überhaupt gar nicht . . .“

Der Staatsrat hob seine Stimme zu einer Art eindringlichen Zeterns:

„Das sieht man doch aus allem! Und das kann man sich doch denken! Sei doch nicht blind! Du sorgst dich hier um deine Frau . . . Und ich sage dir, deine Frau ist die erste, die dich verläßt, sobald es dir wirklich schlecht geht!“

Thomas, dessen Gesicht bleich war, und der seine Fäuste so drohend geballt hatte, daß Harry und Burchard besorgt näher traten, um für alle Fälle bei der Hand zu sein, sank auf einmal schlaff in sich zusammen: ein Gedanke hatte ihn getroffen.

„Adieu,“ sagte er heiser und gleichsam zerstreut und ging ins Vorzimmer hinaus.

Am Hotel erwartete ihn ein Telegramm. Es kam von Volkern und lautete:

„Drahte gleich, ob Geld erhalten, sonst rückkehre sofort. Hier Käufer. Drahte Ankunftszeit.“

Thomas schrieb die Antwort gleich beim Portier: „Hier nichts. Abreise morgen. Dort Sonntag abend. Schreibt gleich postlagernd Berlin Amt neun näheres über Käufer.“

Dann bestellte er sich ein bißchen Abendessen und ging in sein Zimmer hinauf.

Er aß aber nichts. Stundenlang saß er in der Ecke des unbequemen Hotelsofas und brachte nicht einmal die Energie zusammen, sich auszuziehen und zu Bett zu gehen.

Schwach und in bitteren Gedanken saß er da. Sein Zorn auf die Philister, mit denen er heute zu tun gehabt hatte, war veriraucht; nur Ekel und Überdruß waren geblieben. — An Volkerns Telegramm dachte er kaum: er glaubte an keine Hilfe mehr.

Diese Auftritte heute mit den Verwandten hatten ihm den Rest gegeben. Aber das schlimmste . . . Das schlimmste war jener Gedanke, der vorher seine kalte Faust erstickend auf die Blut seines Zornes gelegt hatte:

Ach ja, der sogenannte gesunde Menschenverstand hätte wohl immer recht! Verflucht recht hätte er! — Wenn ihm einer die fünfzigtausend Mark gäbe, so würden sie wohl wirklich nichts bewirken als einen Aufschub des Zusammenbruches um ein paar Monate. — War er der Mann, das wankende Haus auf ein ganz neues Fundament zu stellen? Hatte er eine Hilfe dazu an seiner Seite?

Rose . . .? — Ach ja, er glaubte es selber: sie würde die erste sein, die sich von seinem sinkenden Schiffe rettete. Es war nun einmal nicht anders.

Verflucht recht hatten die Philister!

Böse, mißtrauische, kleine Gedanken krochen durch Thomasens Kopf. Er starrte in die Lampe, bis seine Augen schmerzten. Aber das kam ihm nicht zu Bewußtsein; er saß und wendete den Blick nicht von der leise in sich brodelnden Flamme . . .

In Berlin fand Thomas statt des erwarteten Briefes von Volkern nur ein Telegramm vor, dessen lakonischer Wortlaut war:

„Kommissionsrat Vartenfeld. Drahte genaue Ankunftszeit. Volker.“

Diese Nachricht war sonderbar. Der Name Vartenfeld gab Thomasen eher Rätsel auf, als daß er ihm etwas gesagt hätte. Der Kommissionsrat war in Theaterkreisen freilich eine sehr bekannte Persönlichkeit; aber wie er auf einmal darauf kommen sollte, das Sezessions-theater zu kaufen, war schwer zu begreifen. Thomas kannte den alten Schauspieler flüchtig: er pflegte sich aller Jahre ein paar Tage in München aufzuhalten. So rief er sich denn dessen faltiges, plattes Gesicht mit dem graublauen Schimmer auf Lippen und Wangen ins Gedächtnis. Es stand erstaunlich lebendig vor seinen Augen, er sah es förmlich in seiner affenartigen Beweglichkeit, mit dem Grinsen falscher Bonhommie in den tief hinunter gefurchten Mundwinkeln, mit den schlauen, gelbbraunen Spionieraugen, deren Iris gleichsam spitzig auf dem gelben, violett geäderten Augapfel stand. Thomas sah sogar den weit ausgeschnittenen Stehkragen im Geschmack der siebziger Jahre und das schmale, schwarze Cravattenschleifchen derselben Zeit, er sah das Goldkettchen auf der linken Kragenrabatte des Fracks, an der in Miniatur die Orden und Medaillen des Kommissionsrates hingen und bei jeder Bewegung neckisch flinkerten. Geradezu erschreckend deutlich aber sah er die Hände dieses Mannes, plumpe, knochige Hände, weiß behaart und voll Falten, mit viel zu langen, gelben Nägeln, über die die Haut weit hinauf-

gewachsen war, und deren Spitzen sich krallenartig um die Fingertuppen rundeten. Dazu an den kleinen Fingern je ein Ring mit einem riesigen Brillanten. Brillanten auch auf den Hemdknopfen . . .

Dieser Mensch wollte das Theater kaufen? Merkwürdig; wie kam er darauf? — Er hatte erst vor ein paar Jahren seine Berliner Direktion niedergelegt; und die war doch sicherlich einträglicher gewesen, als die des Sezessionstheaters je werden könnte, und hatte ihrer ganzen Art nach seinen Neigungen viel besser entsprochen. Was konnte diesem Tragöden der alten Schule, der in Berlin das ganze Repertoire ausschließlich auf seine eigne Schauspielerpersönlichkeit zugeschnitten und neben sich nur Kräfte dritten bis letzten Ranges geduldet hatte, — was konnte den an einer ganz auf moderne Stücke gestellten Bühne interessieren?

Thomas seufzte. Es war auf keinen Fall angenehm, mit dem Kommissionsrat in geschäftliche Beziehungen zu kommen . . .

Die Eisenbahnfahrt wurde Thomasen an diesem Tage zu einer körperlichen Qual. Ein dumpfes Schwindelgefühl wallte in seinem Kopfe, und er hatte die Herrschaft über seine Glieder zum Teil verloren. Mehrere Male fiel ihm das Buch, in dem er zu lesen versuchte, aus der Hand, auch die Zigarette glitt ein paarmal aus seinem Munde. So ein Gefühl ungefähr mußte einer haben, der an beginnender Altersschwäche litten, dachte Thomas.

Er ging in den Speisewagen, frühstückte ein wenig und trank eine halbe Flasche Sherry dazu. Da er

merkte, wie ihm dabei besser wurde, bestellte er sich noch eine Flasche und blieb sitzen und rauchte und trank. Auch nach dem Mittagessen ging er nicht in sein Kupee hinüber. Er trank Kaffee und hernach einige Gläser Chartreuse. Träumend fühlte er, wie ihn langsam ein leichter Rausch überkam, befreiend und das drückende Band um sein Gehirn lösend. Dabei konnte er klar und frei denken, klarer als sonst und philosophischer. Er konnte gleichsam von sich selber zurücktreten und sich von weitem ansehen: ein kleines Menschlein, dessen Wohl und Wehe so unendlich wenig bedeutete im ewigen Kreislauf des Ganzen. Vorsichtig schlürfte er wieder ein Tröpfchen von dem Likör, hielt es einen Augenblick auf der hohlen Zunge und drückte es dann am Gaumen breit, daß der Koniferengeschmack brennend die ganze Mundhöhle erfüllte.

Es war eine Art Rausch, gewiß; aber ein schöner Rausch. Betrunknen war er durchaus nicht, sein Blick war fest, und was er ins Auge faßte, stand ruhig und sachlich auf seinem Plage. Aber etwas andres, die Luft gleichsam um die Gegenstände, schien rastlos und leicht zu kreisen. Und diese Bewegung ging nicht nur im Kreise, sondern gleichzeitig in zarten Wellenlinien hinauf und hinunter.

Was ihn in München erwartete, danach fragte er nicht. Ihm war, als hätte das noch lange Zeit, eine kleine Ewigkeit . . . Als würde er so ins Unendliche hinausfahren, ohne Ziel, das Gläschen vor sich, den Kopf in die Hand gestützt . . . Und draußen würde er die Länder der Erde eins nach dem andern seinem Weg entgegenfliegen und schattengleich entschwinden sehen . . .

Seine Gedanken liefen zu der einzigen angenehmen Erinnerung zurück, die er von diesem Besuche in der Heimat bewahrte. Am Tage seiner Abreise war er in der Frühe nach Wilderlingshof hinausgefahren zu seiner Tante Leocadie. Alles, was er da draußen gesehen hatte, wuchs ihm zu einem harmonischen Bilde zusammen, das vor ihm stand wie ein fernes, fernes, erstrebenswertes Ziel: der ausgestorbne Ort, weiß und schweigend, das niedrige Bauernhäuschen mit der schweren Schneehaube auf dem Dache, und drinnen die behaglichen Stuben mit den Großvatermöbeln, im weißen Kachelofen ein knatterndes Holzfeuer, und ihm gegenüber im Sorgenstuhle die alte Dame mit den Querlocken über den Ohren . . . In seinen pekuniären Nöten hatte sie ihm natürlich nicht helfen können; das hatte Thomas im Voraus gewußt. Und der Trost, den sie ihm zusprach, konnte nichts überzeugendes für ihn haben, weil ihm ihr Glaube fehlte. Und doch hatte er sich von der Mystik ihrer Worte einlullen lassen, für eine kurze Stunde. Oder war es nur ihre Wärme und ihre gute Meinung gewesen, was ihm so wohlgetan hatte? — Tante Leocadie war seit einiger Zeit eine begeisterte Theosophin geworden. Ein zufällig in ihre Hände gekommenes Buch hatte den ersten Anstoß gegeben, dann hatte sie sich weiter damit beschäftigt, auch mit Spiritismus im höheren Sinne . . . Und die Frucht davon war ein still leuchtender Glaube geworden. Die alte Dame war selig in dem gehobnen Leben, das sie dadurch führte; keine Einsamkeit war mehr um sie, sie stand in ständigem nahem Verkehr mit ihren verstorbnen Lieben, die sie in Träumen und Gesichten besuchten.

Sie wußte, wozu alle bösen Schickungen ihres Lebens ihr gebient hätten . . .

Wie Thomas daran zurückdachte, mußte er seufzen . . . Wie gut hatten es die Menschen, die glauben konnten! Er wußte, daß ihm in der Mystik nie ein Trost erblühen würde. Aber wäre auch ohne die Theosophie Tante Leocadiens Leben nicht beneidenswert? Hatte sie nicht das höchste, was einem Menschen werden kann?

Was vermag einer mit allem Kämpfen und Ringen köstlicheres zu erreichen als ein ruhiges Alter? Wozu lebt man? — Um abzuschließen mit dem Leben. — Wozu strebt man? — Um zu verzichten.

Spurz vor der Ankunft in München ging Thomas endlich in sein Kupee hinüber. Er packte seine Sachen zusammen, zog seinen Mantel an, stellte sich ans Fenster und sah hinaus. Der Schienenstränge wurden immer mehr. Der Schnellzug überholte einen überfüllten Vorortzug. Es war Sonntag, und das schöne Frühlingswetter hatte Tausende in die Umgebung hinausgelockt, die jetzt zurückzufließen begannen. Abgerissene Töne von gröhlichem Gesang drangen herüber, trunknes Gelächter, ein paar Takte des Liedes vom alten Peter, auf der Mundharmonika gespielt; in Thomasens Kopfe sumimte hartnäckig immer wieder die eine Strophe:

So lang der alte Peter, der Petersturm, noch steht,
 So lang die grüne Isar durch d' Münchnerstadt noch geht,
 So lang da drunt am Platz noch steht das Hofbräuhaus,
 So lang stirbt in der Münchner Stadt die Gmütlichkeit net auß.

Ganz sicher war Thomas doch nicht auf seinen Füßen, das fühlte er bei den Stößen, die der Zug

bekam, wenn er über eine Weiche fuhr. Er mußte sich ernstlich zusammenraffen, um seinen Kopf klar und seine Glieder straff zu erhalten.

Schon die erste Brücke, Häuser der großen Stadt, Brauereischornsteine, Mauern mit verräucherten Reklame-Inschriften . . . Dann tauchte vorn die Einfahrthalle des Bahnhofes auf, gekrönt von einem Halbbrund aus grauglänzenden Glasaufeln, unter dem gelblicher Rauch in flachen Schwaden herausfloß. Gerade als der Zug einfuhr, entbrannten die Vogenlampen, verlorne Blige in phantastisch geballte Qualmklumpen werfend.

Thomas spähte durchs Fenster nach Kosen . . . Sie war nicht zu sehen. Was bedeutete das? Sein Herz begann schnell zu klopfen.

Als er seine Sachen einem Träger gegeben hatte und dem Ausgange zuschritt, kam ihm eine lebhaft winkende Gestalt entgegen: es war Volker.

„Wo ist Kose?“ fragte Thomas hastig.

„Daheim,“ keuchte Volker atemlos. „Gott sei Dank! Herrschaft, bin ich gerannt! Ich hab schon geglaubt, ich erwisch dich nimmer!“

„Ja, was ist denn los? Und warum holt Kose mich nicht ab?“

„Das erklär ich dir schon alles. Nämlich der Dings, der Vartenfeld, reist schon heut abend wieder nach Kiva; du mußt unbedingt gleich mit zu ihm!“

„Aber so von der Reise . . . Wohin denn? Und . . .?“

„Kose weiß über alles Bescheid und is eigens net gekommen. Du siehst sie nachher auch noch früh genug wieder. Der Vartenfeld reist halt in drei Stunden . . . Gib deine Sachen einem Dienstmann . . .“

„Wohin soll ich denn?“

„Ich sag dir ja: zum Bartenfeld. Er wartet im Restaurant Sommer in der Salvatorstraße im Separee links vom Eingang. Daß wir net gestört werden . . . He, Dienstmann!“

Während der Dienstmann die Sachen nahm und von Volkern Bescheid erhielt, wohin er sie bringen solle, sagte Thomas:

„Ja, aber ich bin ja kohlschwarz von der Fahrt . . .“

„A geh, für den alten Drechhammel bist grad schön genug. — So! Der Dienstmann kriegt eine Mark sechzig . . . Und jetzt: dalli! . . . He, Taxameter!“

„Sag mal,“ fragte Thomas im Wagen, „wie kommt ausgerechnet dieser Bartenfeld darauf, das Sezessions-theater zu kaufen?“

„Hast du ne Ahnung!“ lachte Volker, nicht gerade vergnügt, vor sich hin. „Der Bursch hats hinter den Ohren, faustdick, sag ich dir! Das ist ein Geschäftsmann! Da kann Herr Tegtmaier in den Mond gucken! Der balanziert net am Dachfirst wie ein Nachtwandler!“

Thomas nahm seinen Hut ab und preßte eine Hand auf die schmerzende Stirn.

„Und wie viel will er denn zahlen?“ fragte er nach einer Pause.

„Ja . . . Weißt du . . . Eigentlich . . . Du sprichst am gescheitsten selber mit ihm,“ haspelte Volker mit einer sonderbaren Hast aus sich heraus. „Natürlich, weißt du, er will ein Geschäft dabei machen . . . So eine Art von Gelegenheitskauf!“

„Ja, ja, ja, das kann ich mir denken! Und . . .?“

Volker lächelte breit und krampfhaft; seine blaffen

Augen sahen Thomasen ins Gesicht, aber an seinem Blick vorüber, mit einem beinahe kindlichen Ausdruck von Verlegenheit.

„Sitzt,“ sagte er dann in erheuchelt leichtem Tone, „der Bartenfeld ist net derjenige, welcher bei einem Geschäft hereinfällt.“

„Thomas konnte sich danach ungefähr vorstellen, was ihn erwartete.

„Du scheinst mir da ja was liebliches angerührt zu haben!“ sagte er scharf.

„Ja, ja,“ nickte Bolker düster, „an mir geht alles hinaus! Dafür hab ich mir die Stiefel krumm gelaufen und die ekelhaftesten Geschichten anhören dürfen! Das is natürlich der Dank!“

„Jawohl!“ höhnte Thomas, „ich werd dir auch noch dankbar sein . . .! Du hättest dich bei deinem schönen Phlegma natürlich wahnsinnig angestrengt, wenns dir nicht selber an den Kragen ginge!“

Bolker wurde sentimental.

„Wenn du schon so anfängst . . .!“ klagte er. „Ich kenn dich ja nimmer wieder . . .“

„Ich selbst auch nicht!“ Diese Worte seufzte Thomas nur leise vor sich hin.

„A geh,“ ermutigte Bolker, „du bist's nur net gewöhnt. Ich bin schon — und des öftern — in dreckigern Situationen gewesen, ganz bedeutend dreckigern sogar . . . Aber, da wären wir!“

Bartenfeld saß auf dem Sofa, vor ihm auf dem Tische stand ein Eiskübel, aus dem der kurze Hals einer Vogbeutelflasche hervorlugte. Er war gerade mit der

Bertilgung eines halben Duzends Ribißeier beschäftigt und unterbrach sich darin keinen Augenblick.

„Ah, lieber Kollege,“ sagte er, mit vollen Backen kauend und gleichsam beiläufig, „freut mich sehr, daß wir uns noch getroffen haben. Nehmen Sie doch Platz! Die Ribißeier sind ausgezeichnet. Wollen Sie welche?“

Thomas wehrte zerstreut ab und setzte sich. Aber Bartenfeld hatte schon auf den Knopf der Klingel gedrückt.

„Nee,“ sagte er, „warum? Tun Sie mir die Ehre an! Ribißeier sind so was schönes; und warum soll ich zwei Leute nicht glücklich machen, wenn ichs kann? — Sehn Sie, die Kenner machen es so!“ Er nahm ein geschältes Ei in die Finger der rechten Hand und schlug mit dem linken Handteller heftig darauf. . . „Sehn Sie, und dann schneidet man die Spitze ab und legt sie hier auf den Tellerrand und läßt sie liegen. Sie soll schwer verdaulich sein. Das ist natürlich ein Unsinn. Denn warum soll gerade die Spitze schwer verdaulich sein? Gar kein Grund vorhanden! Nicht wahr! Aber man tuts eben doch. . .“

„In Berlin,“ spöttelte Thomas leise.

„Kenn ich, lieber junger Freund, kenn ich! Hab schon selber über Berlin geschimpft. — Man kann ja allerlei sagen, aber. . . Sie, Fräulein,“ unterbrach er sich, da die Kellnerin gerade eintrat, „noch zwölf Ribißeier und Butter, viel Butter, und dann noch zwei Gläser! Eine Flasche können Sie auch noch kalt stellen. Ihr haltet euern Wein wohl neben dem Kochherd?“

Die Kellnerin ging, und Bartenfeld wendete sich wieder zu Thomafen:

„Na, wie gesagt, Berlin ist kein Hund!“

„Da haben Herr Kommissionsrat sehr recht,“ stimmte Volker mit devotem Grinsen bei, „in Berlin, ja, da is noch was los.“

„A, los? Los is überall was; es muß nur der richtige Mann an der Spritze sein. — Nicht wahr, lieber Kollege?“ fragte er Thomafen.

„Kommen wir zur Sache, Herr Kommissionsrat!“ schlug der vor. „Sie wollen also das Sezessionstheater kaufen?“

„Ja . . . Wollen . . . ? Ich ließe mich schließlich dazu bereit finden . . . Unter acceptabeln Bedingungen . . . Viel dran liegen kann mir nu ja nich . . . Denn es würde für jeden Fall nur eine Übergangsstufe für mich sein. Ich glaube mich wenigstens nich zu täuschen, wenn ich hoffe, in ein paar Jahren auch den Berlinern wieder eine kleine Überraschung zu bereiten . . . Sehn Sie, ich glaube, ich bin in einer Beziehung noch ein sehr junger Mann, trotz meiner Jahre . . . Ich bin gar nich verknöchert. — Immer mit der Zeit gehen! Das ist mein Wahlspruch. Jetzt is das moderne Drama dran; man kann sich auf n Kopp stellen, es wird doch nich anders! Und es hat eine Zukunft, wenigstens für fünfzehn bis zwanzig Jahre. — Und wer hat in der Kunst Erfolg? Wer die Konjunktur ausnützt. Immer die Konjunktur ausnützen! — Das sag ich Ihnen allerdings gleich: hier in München versprech ich mir wenig. München is keine Theaterstadt. Nie gewesen! — Das kann nur ein Übergang sein, wie gesagt . . . So . . .

So ne Art Steigbügel, um in den Sattel zu kommen. Viel kann es mir nich nützen . . . Aber wenn es sich grade günstig darbietet . . . !“

Die Kellnerin brachte die Eier und zwei Gläser. Bartenfeld schänkte ein.

„Trinken Sie, Herr Kollege, der Wein is prima. Ja, dieß Juliuspsital in Würzburg . . . Kennen Sie Würzburg?“

„Nein.“

„Ich kann Ihnen sagen, da bin ich mal so bedufelt gewesen, daß ich tatsächlich nicht mehr gehen konnte; tat—sächlich! Passiert mir sonst selten. Prost! Jetzt hat er auch glücklich die richtige Temperatur. — Na, was denken Sie von dem Weinchen? Ich hab ein kolossales Penchant für die Frankenweine. Der Erdgeschmack, wissen Sie . . . Aber wenn Sie die Riebißeier kalt werden lassen . . . Da nehmen Sie sich ein Beispiel am Kollegen Volker.“

„Ausgezeichnet sind sie, Herr Kommissionärat,“ lachte der.

„Nicht wahr? — Recht viel Butter müssen Sie nehmen.“

„Und wie sind denn Ihre Bedingungen, Herr Kommissionärat?“

„Erst essen Sie gefälligst Ihre Riebißeier. — Herrgott, Sie hauen ja gar nich drauf und essen die Spitze mit. Das ist doch die Pointe von's ganze. Wenn ich so zukuck, möcht ich am liebsten gleich noch ein halbes Duzend kommen lassen. Aber mein Magen würde sich furchtbar rächen! — Ja, und was die Bedingungen . . ., Kollege Volker wird Ihnen ja schon gesagt haben . . .?“

„Kein Wort,“ erwiderte Thomas.

„So?“ sagte der Kommissionsrat gedehnt. Dann stieß er einen sonderbar singenden Laut durch die Nase. „Ich glaube immer, ich mach eine kolossale Dummheit,“ begann er, „denn reinfallen falle ich sicher bei der Geschichte.“

„Das brauchen Sie wirklich nicht zu befürchten,“ beeiferte sich Volker zu versichern, „Sie können sich darauf verlassen: wie ich Ihnen schon sagte, an sich ist das Unternehmen durchaus gut.“

„A, Verehrtester, an sich . . . Son Theater is nichts weniger als ein Ding an sich . . . Hehe! Ich kenne das so ziemlich!“

„Ja, Herr Kommissionsrat,“ sagte Thomas, „wenn Sie so überzeugt sind, daß es kein Geschäft ist . . .?“

„Sie meinen, warum ichs dann kaufen will? Ja, wissen Sie, manchmal kriegt man son Raptus. Ich bin eben n Temperamentsmensch.“

Er füllte Thomases Glas aufs neue und klingelte nach der zweiten Flasche.

„Und wie sind nun die Bedingungen?“ fragte Thomas kurz.

„Ich fall dabei rein,“ versicherte der Kommissionsrat, „aber ich will die Bude übernehmen, wie sie geht und steht, mit Aktiven und Passiven.“

„Und ich?“ fragte Thomas und richtete sich auf. „Was habe ich dann?“

„Ja, was wollen Sie denn noch? Sie können doch wirklich froh sein, wenn Sie die Sache auf diese Weise los werden?“

„Ja, und dann? Was mach ich dann? Wovon soll ich leben?“

„Lieber Gott, andre Leute leben doch auch. Und wo noch dazu Ihre liebe Frau . . .“

„Ich habe nicht die Absicht, von der Gage meiner Frau zu leben!“

„Sie sind doch Maler . . . Gott, und heutzutage . . .! Da kann man doch wirklich . . . Sezession ist ja so modern . . .“

„Nein,“ sagte Thomas, „da will ich doch lieber erst versuchen . . . Die Gläubiger werden schon mit sich reden lassen . . .“

„Nach dem, was mir die Herren gesagt haben, glaub ich das nicht,“ erwiderte Bartenfeld mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Wie! Was soll das heißen!“

„Aber, lieber Gott, regen Sie sich doch nicht auf! Das ist doch klar, daß ich mit den Leuten gesprochen habe, bevor ich an die Sache heranging. Ich mußte doch wissen, ob sie für den Fall der Übernahme durch mich zu einem Vergleiche geneigt wären. Sie glauben doch nicht, daß ich den Leuten freundlich lächelnd fünfzigtausend Mark hinschmeißen würde.“

Thomas mußte erst nach Worten ringen.

„Sie sind also herumgegangen und haben meinen Kredit systematisch untergraben?“ brach er endlich los.

„Das hätte ich wohl kaum nötig gehabt,“ entgegnete der Kommissionsrat schneidend. „Und wie kommen Sie mir überhaupt vor! Sie tun ja grade, als ob ich mich irgend jemand aufgedrängt hätte. — Ich habe auf bringende Bitten Ihres Mitdirektors und mit seiner Assistentz die Verhältnisse untersucht. Glauben Sie, ich kauf eine Kage im Sack? Da kennen Sie mich schief!“

„Das hast du ja gut gemacht!“ sagte Thomas mit einem Auflachen zu Volkern.

„Sie scheinen mich überhaupt nicht zu kennen!“ fuhr der Kommissionsrat fort. „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich einen solchen Ton nicht gewöhnt bin. Da brechen wir die Verhandlung lieber ab. Ich reiße mich wahrhaftig nich um das Geschäft! Einigen Sie sich nur mit den Gläubigern!“

„Aber, meine Herren,“ legte sich Volker erschrocken ins Mittel, „wer wird denn gleich . . . ? Herr Kommissionsrat, er meints ja net so . . .“

„Natürlich mein ichs so! — Und dir, mein lieber Volker, kann ich nur sagen . . . Herrgott, wenn du den Gläubigern die jetzige Lage des Theaters nicht als verzweifelt geschildert hättest, würden sie sich wohl kaum auf ein Affordieren mit meinem mutmaßlichen Nachfolger einlassen!“

„Aber die Lage is doch einmal net anders . . .“

„Lieber Volker, ich hab gewiß nicht viel geschäftliche Erfahrung, aber du bist in Geschäften wie ein kleines Kind.“

Volker warf sich in die Brust.

„Mein lieber Kerkhoven, ich wundre mich, daß du in dieser ganzen Sache immer nur an dich denkst. Daß so und so viel Existenzen von dir abhängen, bedenkst du nicht!“

„Laß doch das Salbadern! Durch deine wahnsinnige Geschäftsführung sind meine und deine und alle die andern Existenzen in Gefahr gebracht worden.“

„Ja, natürlich!“ ächzte Volker theatralisch. „Ich bin an allem schuld! Ich, der von in der Früh bis

Abends für das Unternehmen gearbeitet hat, ohne Dank . . .!“

„Blos für zehntausend Mark Gage.“

„Ich, der die größten Opfer zu bringen bereit ist! — Net wahr, Herr Kommissionsrat?“

Bartenfeld trommelte mit seinen häßlichen Fingern auf dem Tische und musterte scheinbar gespannt ein Spinnweb in der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers. Er schien Volkers Frage nicht zu hören.

„Was soll denn das schon wieder heißen?“ fragte Thomas.

„Ich hab mich bereit erklärt, für dreihundert Mark im Monat zu bleiben.“

„Ach so, die künftigen Gagenverhältnisse sind auch schon verabredet? Ja, da möchte ich wirklich wissen, warum ihr mich überhaupt noch fragt? Ich bin ja blos der Bestger.“

„Net einmal den Titel eines Mitdirektors will mir der Herr Kommissionsrat zugestehen.“ Volker sagte das tastend und sah mit bittenden Augen zu Bartenfeld hinüber. Der kehrte gleichsam aus weiten Fernen zurück und erwiderte kurz:

„Neel! Ich kann keinen Direktor neben mir brauchen. Oberregisseur können Sie sich meinetwegen schimpfen lassen, wenns Ihnen Spaß macht. Aber Direktor . . . Wieso? Ich bin immer dafür gewesen, alles wichtige selber zu machen.“

„Siehst du, auch damit bin ich einverstanden,“ rühmte sich Volker. „Im Interesse der Sache . . .!“

„Und deine Braut?“ erkundigte sich Thomas spöttisch.

„Sprich mir net von dem Affenweib!“

„Ach so!“

„Sawohl, ich denke eben auch an die andern!“

„So so!“

„Meine Herren,“ sagte der Kommissionsrat, „ich muß jetzt wissen, woran ich bin. Ob ich heute reisen soll oder nicht?“

„Ich dachte, Sie müßten heute reisen?“

„Wenn nichts aus der Sache wird, reise ich.“

„Das sieht doch etwas nach Überrumplung aus.“

„Wieso? Sie waren ja fort. Ich sitze seit drei Tagen hier und warte.“

Thomas schwieg und trank sein Glas aus.

„Na,“ sagte Bartenfeld, in einen überredenden Ton einlenkend, „sehn Sie, es is ja richtig: Opfer bringen muß man in solchen Fällen. Aber so fürchterlich schwarz brauchen Sie auch nicht in die Zukunft zu sehen. Wenn Sie nu nach Berlin gehen . . .“

„Berlin . . .?“

„Ich sag Ihnen, in Berlin kann ein Maler heutzutage eins, zwei, drei entdeckt und in der Mode sein. Berlin is nu mal — sagen Sie, was Sie wollen — der Markt für solche Chosen.“

„Ich hab durchaus keine Lust, nach Berlin zu gehen,“ versicherte Thomas kühl.

„Aber das ergibt sich doch ganz von selbst. — Na, und wenn Sie selbst die erste Zeit auf die Gage Ihrer lieben Frau angewiesen wären . . .! Wenn schon . . .! Sein Sie doch nicht komisch! Sie kriegt in Berlin doch wahrhaftig genug.“

„Was ist das wieder?“ fragte Thomas.

„Ach, das wissen Sie noch gar nich . . .?“

„Ach, richtig,“ fiel Volker ein, „das weißt du ja gar net! Rose hat einen glänzenden Kontrakt nach Berlin unterschrieben. Zu Wolters, weißt du.“

„Ans moderne Schauspielhaus?“ fragte Thomas erstaunt.

„Zwölftausend Mark und drei Monate Urlaub. Der Wolters war hier und hat sie in der Maria Magdalena gesehen. Er war ganz weg. In vierzehn Tagen gastiert sie drüben.“

„Und sie will wirklich fort?“ stotterte Thomas.

„Ja, lieber Kollege,“ sagte der Kommissionsrat achselzuckend, „Gagen, wie die Gnädige sie verlangt, kann ich nich bezahlen. Und wenn sie sie wo anders kriegt, is es ja gut.“

„Und Appeltoft gastiert im Mai am Königlichen Schauspielhaus in Berlin,“ seufzte Volker neidisch. „Was die Leute alle für Dufel haben!“

Thomasens Stimme zitterte, als er sagte:

„Also ist schon alles in schönster Ordnung? Eins, zwei, drei, im Handumdrehn! — Vielleicht aber habt ihr doch das Fell des Bären verteilt, ehe er erlegt war.“

„Lieber Kerkhoven, wenn du uns jetzt Schwierigkeiten in den Weg legst, schadest du dir selbst am meisten.“

„Ja, das scheint mir auch beinah so!“

„Und wie is es denn nu? Ich muß wissen, wie ich dran bin,“ drängte der Kommissionsrat. „Ich hab hier einen Vertragsentwurf . . . Wenn Sie ihn mal durchlesen wollen.“

Thomas nahm das Papier mechanisch und warf

einen Blick hinein, faltete es dann aber wieder zusammen.

„Ich kann jetzt nicht . . . Mir ist ganz dumm im Kopf . . . Das waren zu viel angenehme Überraschungen auf einmal . . . Morgen will ich . . .“

Bartensfeld besann sich eine Weile, dann sagte er:

„Also gut! Aber nur bis morgen Vormittag! Ich weiß, daß Sie Ihre Zustimmung geben werden. Sie sollen auch nicht sagen können, ich hätte Sie überraspelt. Also, morgen um elf beim Notar. Notar Breiting in der Perusastraße, wissen Sie. Da kann die Sache gleich ins Reine gebracht werden. Und jetzt reden wir nicht mehr von Geschäften und trinken darauf noch eine!“

„Nein, danke,“ entgegnete Thomas, „ich muß jetzt nach Hause, meiner Frau guten Tag sagen. Ich hab sie ja noch gar nicht gesehen.“ Seine Stimme klang dabei so sonderbar drohend, daß Volker ängstlich fragte:

„Du bist so . . . So . . .? Du wirst doch keine Dummheiten machen? Soll ich am End besser mitgehn?“

„O nein! Nein, bleib nur da! — Ich hab die Ehre, Herr Kommissionsrat!“

„Auf Wiedersehn, lieber Kollege; überschlafen Sie sich gut! Und morgen um elf!“ . . .

Auf der Straße merkte Thomas die Wirkung des starken Weines, von dem er mehrere Gläser schnell heruntergegossen hatte. Sie äußerte sich rein körperlich, es war eine Art Lähmung der Glieder. Er mußte sie mit Gewalt unter seinen Willen zwingen, aber der Wille war hell und scharf.

Es wäre am besten für ihn, dachte er, wenn er zu Fuß nach Schwabing hinausginge, um sich zu ernüchtern.

Er mußte sich bei der Auseinandersetzung mit Rosen, die jetzt bevorstand, ganz in der Hand haben. Er würde ihr den Kopf schon zurecht setzen; und wenn sie erst einig wären, würde er der andern Bagage schon beweisen, daß er ein Mann war. Wie schwach und kleinmütig hatte er sich die ganze Zeit über gezeigt! Aber die Herren Bartenfeld und Volker sollten schon merken, daß sie ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten.

Nur ruhig mußte er sein. Er mußte diesen Zorn bezwingen, der immer wieder in ihm emporkochte, daß er die Nägel in seine Handteller preßte, um nur an sich zu halten. Und doch stieß er manchmal ein paar Worte oder ein heiseres Lachen hervor, daß die Leute, die ihm begegneten, erstaunt stehen blieben und ihm nachschauten . . . Diese Gedanken erdroffeln können! Diese Ausschweifungen der Phantasie niederhalten, die sich irgend eine Kleinigkeit hernahmen: einen Blick, ein Lächeln, ein vielleicht ganz harmloses Wort Rosens, und darauf mit einer grotesken, eiskalten, häßlichen Logik Schlüsse aufbauten, die ihm das Blut kochen machten vor Ekel und Schmerz! Er schickte seinen Verstand dagegen ins Feld, er sagte sich mit nüchterner Überlegung, daß es ein Wahnsinn sei, an Schatten von Vermutungen, an Nuancen in ihrer Stimme, an ein reines Nichts Ketten von Schlußfolgerungen zu hängen, an denen Glied um Glied immer größer wurde. — Aber was half das alles? — Wieder fiel ihm irgend

etwas ein, was sein Mißtrauen schürte; und wieder lief es auf daselbe Ziel hinaus. Immer fester sah er Rosen in das Netz seiner Verweise verstrickt . . .

O, er wollte es ihr sagen! Sie sollte sehen, daß er nicht so tölpelhaft dumm war, wie sie wahrscheinlich glaubte.

Er zitterte vor Zorn und ging immer schneller.

Auch Rose sollte sehen, daß er ein Mann war!

Rose kam Thomasen auf dem Gange entgegen, mit leichtem Schritt, ein Lächeln um die Lippen.

„Ah, du bist schon da?“ Sie gab ihm einen Kuß und hängte sich an seinen Arm.

„Schon . . .?“ fragte er.

„Ja, ich meine . . . Na, was hast du mit dem Efel, dem Bartensfeld, ausgemacht?“

„Nichts definitives,“ sagte er, müde gleichsam und verdrossen.

„So!“ Rosens Stimme klang verwundert. Dann nahm sie auf einmal den spielerisch zärtlichen Ton an, den Thomas so gut kannte, aus dem Leben und von der Bühne: „Ach du armer, guter Kleiner! Das war wohl schrecklich, die lange Fahrt? Und in Riga die Verwandten . . .! Recht nett wirds net gewesen sein, armer Kleiner?“

Er schwieg und biß die Zähne zusammen. — Nur ruhig bleiben! sagte er zu sich, und dabei ging ein Zittern der Anspannung durch seinen Körper.

Sie traten ins Atelier; Rose schaltete an der Tür das elektrische Licht ein.

„So, und jetzt setzt du dich recht schön in deinen Denkerstuhl!“ Sie faßte ihn an beiden Oberarmen und drückte ihn mit sanfter Gewalt in den Ledersessel. „So! Und jetzt schaff ich an, daß dir ein Bad gerichtet wird. Ich bin gleich wieder da.“

Als er allein war, sprang er auf und begann unruhig aus einer Ecke in die andre zu gehen. Er fühlte, wie die Hemmungen in ihm immer gebrechlicher wurden. Sein erstes Wort würde alle auf einmal sprengen, er kannte sich . . .

„Nein, nein, nein!“ flüsterte er mit beschwörender Eindringlichkeit vor sich hin. „Ich will ruhig sein! Ich werde ruhig sein!“

Und er fühlte, wie alles, was in ihm zum Zerspringen gedehnt war, für den Augenblick abschwoh, und wie der Druck nachließ. Er blieb stehen, warf den Kopf zurück und sah entschlossen auf die Tür.

„Na, was war denn das!“ sagte Rose, als sie eintrat, „willst du dich gleich setzen! Du mußt ausruhn.“ Und dann auf einmal in anderm Tone: „Ja, was hast du denn? Du machst so ein Gesicht?“ Auch ein Quentchen Kampfbereitschaft lag darin.

„Du . . . Du hast ein Engagement nach Berlin,“ stieß er mit einer ruhigen Kälte hervor, unter der sie seine Gedanken gähren hörte: sie hatte scharfe Ohren für so etwas bekommen.

„Ja,“ sagte sie eifig, „hast du was dagegen?“

„Zu Wolters?“ Ein Knarren schwoll in seiner Stimme.

„Zu Wolters!“ bestätigte sie scheinbar gleichmütig, setzte sich, ihm halb den Rücken wendend, schlug die Beine mit einer geübten Bewegung übereinander und verschränkte die Finger vor ihrem linken Knie.

„So! Das ist ja sehr schön! Mich geht die Sache gar nichts an! Ich werde natürlich überhaupt nicht gefragt . . .!“

„Du warst ja gar net da . . . Und dann . . . Was willst du denn machen? Ich denk, du hast eher Grund, froh drum zu sein.“

„Froh!“ schrie er, maßigte seine Stimme aber sofort zu eindringlichem, zornheiserem Flüstern: „Du kennst

wohl das Renommee dieses . . . Dieses Herrn Wolter's . . .“

„Mein Gott, die Leute reden viel . . .!“

„Natürlich! Alles bloß leeres Gerede . . .! Daß der Weg auf seine Bühne durch sein Schlafzimmer geht, ist alles bloß böswillige Verleumdung! Er lebt wie ein Mönch, — was!?“

„Ich kann dir bloß sagen,“ erwiderte sie voll ruhiger Verachtung, „daß ich so viel auf diesen Theatertratsch geb! Möcht wissen, ob's einen Direktor gibt, dem das net nachgeredet würd!“

Thomas fühlte, daß er sich vor ihr lächerlich machte, daß dies alles klein und häßlich und seiner nicht würdig war, aber unwiderstehlich rissen sich die Worte aus seinem Munde. Die Ruhe, die Rose heuchelte, reizte ihn am meisten; und zugleich empfand seine nervös verzärtelte Seele eine Art perverser Wollust daran, wie jetzt vulgäre Gedanken in nackten, schamlosen Worten aus ihm hervorbrachen, eins das andre übertrumpfend, eins dem andern auf die Schulter springend, eins immer grotesker agierend als das andre, sich steigend am andern. Dabei trotz aller Wit eine schnell kombinierende, kalte Logik, die spionierend aus einem Winkel hervorklauerte und, wo sie den schmutzigen Fegen eines Beweises sah, mit einem Sprunge darauf losstürzte, um ihn irgendwo in das löcherige Bild hineinzupassen, das seine Phantasie entworfen hatte . . .

„Die armen Theaterdirektoren!“ höhnte er. „Man sagt ihnen so viel schlechtes nach! Und dabei kommt so was ja nie vor!“

„Nur zu!“ sagte Rose, ohne sich umzuwenden. Sie

legte sich in ihrem Stuhle zurück und kreuzte die Arme unter der Brust.

„Du hast ja etwas derartiges von einem Direktor noch nie erlebt!“ schrie er.

„Schrei noch etwas lauter, daß die Dienstboten es auch richtig hören!“

„Das ist mir gleich!“ — Er sprach aber unwillkürlich leiser. — „Hast du mirs nicht selbst erzählt! Und du hast tausendmal mehr verheimlicht, als du erzählt hast.“

„Immer zu!“ — Ihre Stimme zitterte. — „Sag mir nur recht viele Gemeinheiten nach. Ich kanns vertragen, das weißt du ja; ich bins ja gewöhnt.“

Ihr Ton, der trotz seiner Feindseligkeit klagend war, ergriff ihn und brachte ihn für einen Augenblick zur Besinnung.

„Rose . . .!“ bat er. — „Rose . . .!“ wiederholte er noch einmal; seine Stimme schwankte und klang gleichsam geschwollen. — Ihre Antwort war ein kurzer Laut des Ekels.

„Rose . . .!“

„Nein, pfui! — Du wirst mir am End auch noch nachsagen, ich hätt ein Verhältnis mit dem Volker ghabt!“

„Rose! Wann hab ich sowas gesagt!“

„Aber gedacht hast dus! Überhaupt . . .! Was du für eine schmutzige Phantasie hast . . .! — Und ich sag dir, wer net selber so is, sucht's net hinter andern.“

„Ich?!“ fuhr er wieder auf.

„So schmutzig!“

„Das sagst du mir! Du . . . Mir . . .!“

„Ja, was denn? — Wer net selber so is . . .!“

„Schweig!“ schrie er. Und dabei arbeiteten hastige Gedanken in seinem Gehirn: Warum hat sie das mit Volkern gesagt? Sollte das von vornherein einem Verdachte die Spitze abbiegen? — Sie war aufgesprungen und trat dicht vor ihn hin:

„Ich laß mir net den Mund verbieten, daß du weißt! Ich net! Die Wahrheit is dir natürlich unangenehm!“

„Wenn ich nur mehr Wahrheit bei dir gefunden hätte! Aber immer nur Lüge, nichts als Lüge!“

„Wann hab ich gelogen?“

„Immer, jeden Tag! Glaubst du, ich habß nicht jedesmal gemerkt, wenn ich auch nichts gesagt habe? Was weiß ich denn von deinem frühern Leben! Nichts!“

„Und wenn ich gelogen hätt . . .!“ Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Bist denn du der Mann, dem man die Wahrheit sagen dürst? Bist du überhaupt ein Mann? Es hat mich oft gnug gereut, daß ich dir das mit meinem ersten Direktor gesagt hab . . .!“

„Daß du einmal aufrichtig warst . . .!“

„Hast duß mir vielleicht net jeden Tag außß Butterbrot geschmiert?! Und wie klein, wie gemein, wie . . . Wie dumm!“

„Dumm war ich; ja, du hast recht!“ lachte er auf. „Ich habe mich immer wieder von dir an der Nase herumführen lassen! Blind . . .!“

„Ich weiß net, ob man das blind heißt, wenn einer immer mehr sieht, als wie da is?“

„Ich war ja ein Narr von Anfang an! Daß ich glauben konnte, du hättest mich je geliebt . . .!“

„Wenn du das net weißt, tust du mir leid!“

„Wann hast du denn dein Herz für mich entdeckt? Als das Theater vor der Pleite stand . . .!“

„Pfui!“ sagte Rose.

„Sawohl, als dir alles daran lag, einen Geldmann fürs Theater zu finden . . .“

„Ja, ja, sag nur gleich, ich hätte mit meinem Schatz, dem Volker, so ausgemacht: ich heirat dich wegen m Geld, daß er Direktor wird!“

„Wenn du das noch einmal sagst, dann möchte ich bald glauben, daß es so gewesen ist.“

„A, du glaubst es ja so! Du glaubst ja jede Gemeinheit von mir.“

„O, ich Esel!“ stieß er hervor, „ich Esel! Und ich konnte glauben . . . Immer wieder . . .! Jetzt hab ich ja den klaren Beweis in den Händen!“

„Du bist verrückt!“ sagte sie kalt. „Ober bist du betrunken?“

„Ja, natürlich, das ist das bequemste! Ich bin betrunken, natürlich!“

„Ich möchte wünschen. Außerdem hättest du den Verfolgungswahnsinn.“

„Kaum habe ich jetzt für ein paar Tage den Rücken gekehrt — jetzt, wo alles drauf ankommt — da hast du auch gleich mit meinen Feinden paktiert!“

„Red doch so keinen Unsinn!“

„Natürlich, mein Geld ist zu Ende; damit bin ich selber auch abgetan.“

„Du, weißt du, ich glaub, morgen denkst du selbst anders über die Sachen.“

„Wo ich den klaren Beweis in den Händen habe . . .!“

„A geh!“

Er trat auf sie zu und faßte sie heftig am Oberarm:

„Jetzt sag mir selbst aufrichtig . . .“

„Au, du tust mir weh!“

„Sag doch selbst: Hättest du mich auch genommen, wenn ich ein ganz armer Teufel gewesen wäre, wenn du für mich auf deine Karriere hättest verzichten müssen, wenn . . .?“

„So laß mich doch aus! Du tust mir weh, sag ich.“

„Antwort!“ Er ließ ihren Arm fahren.

„Aber so sei doch vernünftig!“ sagte sie und rieb sich den Arm.

„Ja oder nein!“

„Mein Gott, daß wir dann net hätten heiraten können, is doch klar.“

„Das ist es ja eben!“

„Wenn, wenn . . .!“ Sie zog die Schultern in die Höhe, hob die Hände ein wenig zur Seite und ließ sie wieder an ihren Rock fallen. „Was dieß Befrag für einen Zweck haben soll!“

„Ohne Geld hättest du mich nicht genommen . . . Also hast du mich doch wegen des Geldes genommen!“

„Ja, du kennst das Leben!“ lachte sie auf. „Weißt du, dann hätt ich reichere finden können! — Ach Gott, was red ich lang! Es wird einem ja zum Ekel; du glaubst ja selber net, was du so daher redst. — Wöcht wirklich wissen, was aus uns hätt werden sollen, wenn wir beide nig ghabt hätten und nig gwesen wären!“

„O, die Liebe fragt nicht, was drauß wird . . .“

„Eine solche Liebe gibts in Theaterstücken. Im Leben hab ichs noch net troffen . . .“

„Ja, du . . .! Das glaub ich dir gern!“

„Ja,“ sie wendete sich plötzlich zu ihm um, „hab ich dir schon einmal so was vorgemacht? Hab ich weiß Gott wie überspannt getan? Hab ich oder hab ich net?“

„Ja, ja, laß nur! Nein, du hast es nicht getan. Aber ich wußte nicht, daß du so bist. Ich dachte mir, eine Liebe wie meine müßte schließlich Gegenliebe erzwingen.“

„Eine Liebe wie die deine!“ sagte sie ironisch. „Kannst du denn lieben?“

„Zawohl,“ lachte er rauh. „Das ist allerdings die beste Verteidigung; den Spieß umbrehen . . .!“

„Ja, denn du bist kalt,“ erwiderte sie. „Kalt bist du. Und das sag ich!“

„Na ja, also, dann bin ich kalt.“ Er brachte das in resigniertem, leidendem Tone hervor und fühlte, wie ihm eine flüssige Wehmut in der Brust aufstieg; so grenzenlos einsam und unverstanden däuchte er sich. — Schneidend fuhr Rose fort:

„Hast du je nur einen Funken Vertrauen zu mir gehabt? Ist das Liebe, wenn einer immer mißtrauisch ist und gleich das Schlimmste denkt?“

„Also ich hab dich nicht geliebt? — Rose! — Rose!“

„Ja?“

Er fühlte selber, wie lächerlich und vulgär das wieder war, was er nun sagte, aber er konnte nicht anders:

„Rose, bin ich nicht gut zu dir gewesen? Hab ich dir mit meinen Sorgen das Leben verbittert? Hab ich dir je einen Wunsch versagt? Und selbst, als ich nicht mehr aus noch ein wußte . . . Hab ich . . .? Hab ich dir wegen deiner Ausgaben je einen Vorwurf gemacht?“

„Ja, ja, ja!“ stieß sie ungeduldig hervor. „Du warst ja immer so — gut, wenn du net grad deinen Raptusanfall ghabt hast. Aber — daß du weißt! — auf diese Art Gutheit geb ich so viel.“

„Natürlich!“

Sie zuckte die Achseln.

„Und ich? — Hab ich dir schon einen Vorwurf gmacht wegen der wahnsinnigen Wirtschaft am Theater, daß wir mit einß vor der Pleite dagestanden sind?“

„Ja, das fehlte allerdings noch!“

„Und doch hått ich ein Recht dazu.“

„So! Nur immer weiter! Ich hab das Theater ja zu meinem Vergnügen übernommen.“

„Das ist gerad so wie mit deiner Gutheit! Mein Lieber . . .! Håttst du mir früher gesagt, wie es mit uns steht, das wår gscheiter gwesen. Ich hab schon schlimre Zeiten durchgemacht . . . Gut heißt du das? Ich heiß es anders. Willst du wissen, wie ich das heiß? — Feig heiß ich das, bequem heiß ich das, dumm heiß ich das! Dir scheintß vielleicht sehr vornehm und großartig, sich all diese Kleinlichen Geldsorgen, wie du sie nennst, möglichst vom Leib zu halten! Jawohl!“

In ihm siedete es.

„Jawohl, ich hab mir die Sorgen vom Leibe gehalten! Ich hab ja nur an mein Amusement gedacht! Ich hab keinen trüben Gedanken gekannt! — Ich hab nie hier im Atelier gessen und mir den Kopf zermartert um Auswege! Ich hab nie schlaflos im Bette gelegen vor Sorgen, während du ruhig neben mir schließt!“

„Das is es ja grad! Håttest du mir gesagt, wieß

stand, nachher war heut alles anders, das derfst du ruhig glauben. Was bist du denn für ein Mann! Sorgen macht er sich und Sorgen, daß er die Nacht net schläft . . . Aber daß du ein einziges mal gesagt hättest: Das muß ein End haben! Daß du was getan hättest, o das giebt's net. Ein Geschäft haben . . . Ja, meinetwegen! Aber einmal auftreten und dich als Geschäftsmann zeigen . . . O nein! Du bist ja aus so vornehmer Familie! Du kannst das net! Die Leut könnten dich daraufhin am End schief anschau'n. Ein Bidschö'n machen, die Gagen reduzieren . . .! A nein, das is ja so peinlich, so unangenehm . . .! Es is viel großartiger, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Und genau so bei mir . . .! Daß bloß deine Frau alleweil ein lustigs Gesicht macht, daß es keine Verstimmungen gibt! Und dann hat man noch das Gefühl, wie gut man heimlich is, und kann herumgehn und ganz gerührt sein von seiner eignen Gutheit. So ist's, mein Lieber!"

Ihre Worte trafen ihn wie Schläge. Sie hatte ja recht. Sie sprach Gedanken aus, die er hundertmal gedacht hatte. Aber daß Rose ihn so sah, schnürte ihm die Kehle zu. — Mit zitternder Stimme begann er endlich:

„Mag sein, daß manches von dem wahr ist, was du da sagst. Aber du, gerade du hast kein Recht, mir das zum Vorwurf zu machen. Dir zu liebe bin ich zu dem allen gekommen . . .“

„Jawohl, ich hab nur wenig davon!“

„Du denkst immer nur an deinen Vorteil. Bei allem . . .!“

„Das lernt sich, mein Lieber! . Wünsch dir net, daß du in die Schule kommst, die ich durchgemacht hab!“

„Und dann . . . Wo wärst du heute, wenn ich damals das Theater nicht übernommen hätte?“

„Sei net bang! Ich hätt meinen Weg immer gmacht, ein bissel langsamer vielleicht . . .“

„Also ein bischen hab ich dir vielleicht doch genügt?“ fragte er bitter.

„Ja,“ erwiderte Rose, „sehr viel sogar! Sei doch froh, daß ich anders bin als du, daß ich die Gelegenheit zu nützen verstanden hab, die du mir freilich gegeben hast. Außerdem hätt ich jetzt net den Kontrakt nach Berlin — und was täten wir nachher?“

„Rose!“

„Ja?“

„Rose, du willst wirklich zu diesem Wolters?“

„Natürlich! Weißt du: daß er bei mir nig erreicht, dafür kenn ich mich.“

„Rose, und wenn ich dich bitte . . .!“

„Ja, was denkst du dir denn? Bartenfeld will mir dreihundert Mark Gage zahlen. Das reicht net für die Toiletten. Und leben wollen wir auch!“

„Rose, und wenn wir uns die erste Zeit einschränken müssen . . .! — Glaubst du, ich will von deiner Gage leben? Ich kann doch auch verdienen?“

„Mit deinen Bildern?“ fragte sie mit hochgezogenen Brauen und zuckte die Achseln.

„Ich kann doch auch eine Stellung finden. Tegtmaier zum Beispiel . . .“

„Ach Tegtmaier, der Filz! Was der schon zahlen wird, wenn er dich nimmt . . .!“

„Und schließlich . . . Warum soll ich denn nicht fähig sein, mit meiner Kunst Geld zu verdienen?“

„Ich glaub's net,“ sagte Rose kalt und sachlich.

„So? Du traust mir also gar nichts zu? Nicht einmal du?“

„Ich versteh ja nix von Wildern . . . Aber . . . Es hat doch keinen Zweck, daß ich dir was vormach . . . Ich glaub's halt net. Ich glaub net, daß einer künstlerisch was erreichen kann, der so is wie du.“

„Wie — meinst — du — das?“

„Ja, ich weiß net . . . Es is wie bei manchen Schauspielern, die zu viel denken . . . Nuancen haben sie zwanzigtausend in einer Roll, aber es geht net zusammen; man wird ganz kribbelig, wenn man sie anschaut. Vor lauter Finessen vergessen sie auf ihr Temperament.“

Auch dies traf Thomafen. Er sah: Rose kannte ihn gut. Aber konnte eine Frau, die ihren Mann liebte, so scharf und kritisch in alle Winkel seines Innern schauen? — Freilich, er liebte Rosen und hatte ihr doch auch nie ohne Kritik gegenübergestanden. — Aber das war doch ganz anders: bei ihm sprach da die rastlos analysierende, kombinierende, selbstquälerische Künstlerphantasie, ihm taten die Resultate seiner Kritik weh; sie aber durchschaute seine Schwächen mit kalten Augen, in objektiven Worten sprach sie seinen Hoffnungen das Urteil, ein zu richtiges Urteil, zu wenig getrübt und gefärbt von Herzblut, als daß er darnach noch hätte an ihre Liebe glauben können. — Er schwieg und starrte düster vor sich hin. — Sie kam und legte die Hand auf seine Schulter:

„Geh, nimm mirs net in übel! Sollt ich dir was vormachen?“

„Nein,“ sagte er, „nur immer weiter . . .! — Ich weiß ja, daß ich nichts kann und nichts bin.“

„Nein, Kleiner, so derfst auch net reden. Dazu is kein Grund vorhanden. Und was versteh denn ich davon! Vielleicht sind deine Bilber außgezeichnet . . .“

„Ach nein,“ wehrte er müde ab.

„Wer kann das wissen! Der Erfolg sagt auch net alles. — Aber eins weiß ich gewiß: Erfolg wirst du nie haben! — Denn dazu reicht gar net, daß einer gute Bilder malt. Auch in der Kunst muß eins sein Geschäft verstehn. Schau dir den Niedermayr an! Du sagst alleweil, er is ein Kitschbruder. Aber schau, der verstehts! Bierzigtausend Mark verdient der im Jahr mit seinen Porträts, wenns reicht!“

Eine heiße Welle stutete auf einmal von unten herauf durch Thomases Körper. Er sprang auf und schrie:

„Ja, bin ich denn verrückt? — Ich glaubß wirklich selber . . .! Da sitz ich eine Stunde und hör dir zu, wie du alles verächtlich und lächerlich machst, was das beste in mir ist. Ja — mach nur so ein Gesicht! —, ich halte das für mein bestes! — Und dabei hör ich dir zu und glaub dir und mach mir selber Vorwürfe und bin zerknirscht, weil ich bin, was ich sein muß.“

Rose sah ihn mit seitwärts geneigtem Kopfe an, ein überflüssig ironisches Lächeln um den Mund und in den Augen.

„Ach, Kleiner . . .!“

„Nenn mich nicht immer Kleiner!“

„Auf einmal? — Weißt, du derfst mirs net in übel

nehmen, aber ich mein, damit ist's dir selber net gar so ernst . . .“

„So? Nicht ernst . . .?“

„Ja, ernst — schon! Aber — wenn du so ganz sicher davon überzeugt wärst, tätst du am End net so schrein.“

Seine Fäuste ballten sich.

„Du, ich sag dir, spar dir dies wohlfeile Lächeln! Es gibt ein Lächeln, an dem man den Proletarier erkennt!“

„Aha!“ höhnte sie, „jetzt kommt bei ihm die Bornehmheit heraus! So, dann will ich dir nur eins sagen: wenn ich auch bloß eine Wechselwärtterstochter bin . . . Darauf kommt's net an; sondern was einer im Leben erreicht!“

„Mir kommt es darauf an, was einer ist! Was du etwas erreichen nennst . . .!“

„So? Was einer ist? Was bist du denn schon gleich? — Weißt du, was du bist? Du willst ein Künstler sein? — Ein Philister bist du, wies keinen zweiten gibt! Grad so einer wie deine Spießersippchaft von Verwandten!“

Er trat drohend auf sie zu.

„Schweig jetzt!“

„Sawohl, von dir laß ich mir den Mund verbieten! Ausgerechnet von dir! — Ja, gegen deine Frau hast du Schneid! Und auch bloß, wenn du was getrunken hast. Aber, daß du gegen den Volker aufgetreten wärst, wie sich's gehört hätte . . . Nein!“

Thomas packte sie an den Armen und schüttelte sie heftig.

„Ja, schlag mich doch gleich,“ kreischte sie, „du bist ja der Stärkere!“

Er hielt sie mit klammernden Händen, soviel sie sich wand, und flüsterte, ganz nah bei ihrem Gesicht, heiser und warnend auf sie ein, in Wut, und zugleich in atemloser Angst vor sich selber, vor dem, was kommen wollte:

„Kose, ich sag dir, reiz mich nicht! Kose, sei vernünftig, ich weiß nicht, was ich tu . . .!“

„Hahahaha!“ lachte sie auf. „Schlag mich nur! Du hast ja Angst!“

Er stieß sie mit einem Ruck von sich, daß sie beinahe gefallen wäre. Als sie wieder festen Fuß gefaßt hatte, sah sie ihn schweigend an, den Kopf zurückgeworfen, die Augen sprühend vor Verachtung, auf den Lippen das alte, herausfordernde Lächeln. — Er stand abgewendet, mit gesenktem Kopf und hängenden Armen, seine Hände ballten sich und öffneten sich wieder, in schnellem Wechsel. — Flackernd kamen abgerissene Worte aus seinem Munde.

„Ich wollte . . . Nein, daß . . . Also, verzeih mir, wenn ich . . .“

„So, so! Verzeihen soll ich?“

„Kose!“ Wieder wuchs ein Drohen in seiner Stimme.

„Aber — daß du weißt! — ich bin net wie du: bald so, bald so; wies dir grad einfällt. — Heut hast du bei mir verschüttet auf lang. Und jetzt hab ich genug! Tob dich allein aus! Ich geh!“

Er holte sie ein, als sie die Hand schon auf der Klinke hatte; heftig riß er sie zurück und stieß sie ins Zimmer.

„Du bleibst!“

Holm, Kerthoven

„Zu was denn?“

„Du gehst jetzt nicht so fort! Verstehst du mich!“

„Also . . .!“ Sie verschränkte die Arme trotzig unter der Brust und wendete ihm den Rücken. „Kaufen werd ich mich net mit dir! Aber eins sollst du wissen: red, was du willst, du darfst ebensogut an die Mauer hinsprechen! Ich hör nichts! Mit uns zwei is es vorbei! Heut hab ich dich erkannt. Net soviel hab ich mehr übrig für dich!“

„So? Auf einmal?“ schrie er. „Dann will ich dir sagen, daß ich mir das gedacht hab, daß ich das gewußt hab, von dem Augenblick an, wo ich sah, daß es mit dem Theater schlecht gehen könnte.“

„Was hast du gewußt?“

„Daß es zwischen uns zu Ende sein würde, sobald ich kein Geld mehr hätte.“

„Pfui Teufel!“ sagte sie. „In einem hast du freilich recht . . .! Viel bleibt nimmer über von dir, wo das Geld all is.“

„Also, dann kann ich ja gehen! Vielleicht erwartest du gerade einen Liebhaber, der mehr hat.“

„Natürlich, gleich fünf!“

„Also ich geh! Mich siehst du nicht wieder.“

„Geh nur! Mir is es sehr recht.“

„Kose!“ Er trat drohend auf sie zu.

„Geh doch endlich und laß die Komödie! Ich geh! sagt er . . . Aber daß du wirklich gingst . . .!“

„So, du glaubst mir nicht? Komödie, sagst du? Du zu mir!“

„Wie sollt ich das denn sonst heißen! Du hast noch alleweil alles bloß mit dem Mund getan.“

„Mir scheinen solche Entschlüsse allerdings schwerer und ernster als dir, — — Komödiantin!“

„Zawohl, ich spiel Komödie am Theater; bei dir is das ganze Leben nig anders. Ich spiel den andern Komödie vor; du spielst sie dir selber vor, weil kein andrer so dumm is, daß er dir's glauben tät.“

Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste.

„Was deine Art nicht begreifen kann, ist ihr nicht wahr! Was außerhalb deines Horizontes liegt, das gibt es überhaupt nicht.“

„Nein, das gibts auch net. Gib dir keine Müh, schöne Benennungen für deine Jämmerlichkeit zu finden! Ich glaub's doch net!“

Er stellte sich vergebens auf einen hohen Standpunkt. Ein gutes Teil von ihren Angriffen traf ihn doch und steigerte seine Wut zur Sinnlosigkeit.

„Du . . .!“ röchelte er und hob seine Hand und schlug sie ins Gesicht.

„Schlag zu!“ sagte sie leise, aber voll Haß, und stand, ohne sich zu rühren.

Ein tiefer Schrecken darüber, was er getan hatte, erfüllte seinen Körper mit Kälte. Wie feig das war, wie traurig und verächtlich! Er sah sie stehen, bleich und starr, mit Augen, in denen ein gleichsam hypnotisierter Haß stille stand. — Da schoß ihm wieder alles Blut zu Kopfe.

„Zawohl,“ schrie er, „ja, ich bin gemein, ich bin niedrig, ich bin feig, ich bin verrückt. Aber wer hat das aus mir gemacht? Du! Du ganz allein!“

Und er schlug sie wieder, zwei-, dreimal. Sie zuckte bei jedem Schlage zusammen, rührte sich aber nicht

von der Stelle und wehrte sich nicht. — Er starrte sie an. Ihre äußerliche Ruhe steigerte seine Raserei bis zum Gipfel. Ein krampfhaftes Verlangen packte ihn, mit beiden Händen ihren Hals zu umklammern und sie zu erwürgen. Er duckte sich schon zum Sprunge . . . Aber plötzlich ließ die Spannung nach; er richtete sich müde auf, drehte sich um und ging zur Thür. — Rose rührte sich nicht. — Er blickte wartend zu ihr hinüber, einen Augenblick nur. Dann ging er hinaus und sah den kleinen Diener gerade noch in die Küche schlüpfen. Umständlich und doch mit energischen Bewegungen, die ihm selbst seine Entschlossenheit beweisen sollten, zog er seinen Paletot an und setzte den Hut auf; er horchte den Gang hinunter. Kein Laut war zu vernehmen. Er öffnete die Thür; alles blieb still. Da schlug er sie dröhnend hinter sich zu, daß sie von oben bis unten erzitterte und das Messingschild mit dem Namen Kerkhoven leise in seinen lockern Schrauben klirrte. Nach einer Weile — es kostete ihm einen Entschluß — stieg er langsam, langsam die drei Treppen hinunter.

„Nein,“ sagte er dann laut zu sich und riß die Haustür auf. Der warme Frühlingswind hätte ihm fast den Hut entführt. Er hielt ihn mit der Hand und stand halb betäubt, ohne zu wissen, was er jetzt tun sollte. Die Thür hinter ihm schloß sich langsam, mit einem pustenden Geräusch, das kein Ende zu nehmen schien. dann schnappte die Zunge der Klinke mit einem trocknen Schnalzen ein. — Thomafen war es, als sagte die Thür befriedigt und höhnisch:

„Schluß!“

Weite Wege ging Thomas in dieser Nacht, weitere Wege noch gingen seine Gedanken. — Das Leben, das hinter ihm lag, jagte sie hinunter in die Abgründe des Todes; aber wie ein Körper, der ins Meer fällt, in einer gewissen Tiefe sein Gewicht verliert und Halt macht, so kamen Thomasens Gedanken, als sie tief genug gedrungen waren, aus ihrer leidenschaftlichen Fahrt. In schwankendem Gleichgewicht verzogen sie eine Weile in der trübrotten Dämmerung jener Bezirke, bis eine leichte, milde Strömung sie ergriff und sie mitnahm, in sanftem Auftrieb zu einer neuen Küste des Lebens.

Thomas bog, sobald er konnte, aus den belebten Straßen Schwabings in einsamere ein. Aber auch hier führte der kupplerische Frühlingsabend liebende Herzen zusammen: die Luft war voll von Gelächter, Seufzern und Spannung. Fast in jeder Haustür stand ein Dienstmädchen mit seinem Schaze. Hier jachteten zwei lustig, dort war ein Paar in einem langen Kusse gleichsam verschmolzen, da standen welche nach ländlichem Brauche Hand in Hand und ließen ihre Augen starr und ohne zu zwinkern ineinander ruhen, mit einem Ausdruck, den naive Menschen ebensogut hätten für Wut halten können wie für Liebe.

Thomas ging schnell und sah immer gerade vor sich hin. Und dabei dachte er daran, wie wenig Glück aus aller der Liebe entspringen würde, die hier die Luft gleichsam in widerlich lauwarmen Wellen zittern machte. Verlassene Mädchen, Kinder ohne Vater, Proletarierehen, in denen die Sorge ums Brot alle Blumen des Lebens mit grauen Spinnensäden erdroffelt ...! Wer unter allen

diesen jungen Leuten würde den Leiden der Liebe entgegen? — Die vielleicht, die am meisten Leiden verursachten, die Lebenschüchtigen, die leichten Herzens Leben zu zertreten vermochten . . . Wehe denen, die zu sehr liebten!

Endlich bog Thomas in eine Straße ein, die ganz verlassen lag: eine tote Straße mit Häusern in allen Stadien der Vollendung und Plätzen dazwischen, wo der Grund schon für Fundamente ausgehoben war; aber kein Baugerüst war zu sehen, kein Arbeitgerät lag da. Thomas war hier noch nie gewesen; aber er konnte sich denken, daß dies die Baugründe des großen Schwindlers waren, dessen Millionenkonkurs kürzlich hunderte von Arbeitern um Lohn und Brot, viele kleine Handwerker um ihr sauer verdientes Geld gebracht hatte. — Auch von Thomassen hingen viele Existenzen ab. Hatte er nicht die Pflicht, zu tun, was in seinen Kräften stand? Wenn er mit Bartenfeld abschloße, wären sie vor unmittlbarer Not geschützt . . .

Aber auf einmal blieb er erstaunt stehen. — Wie kam er dazu, sich hierüber den Kopf zu zerbrechen? Was hatte er damit noch zu tun? — Das alles würden andre Leute schon besorgen!

Er lächelte mit bitterlicher Selbstironie. — War er noch immer der alte Thomas Kerkhoven, der alles entscheidende gern recht weit hinausshob? — Alle die Gedanken, die er gedacht hatte, seit er aus seinem Hause getreten war, — sie alle waren nichts gewesen als ein Zurückdämmen der Flut seiner Gefühle, die drunten schwoilen und gährten; er hatte sich wieder einmal eine Galgenfrist gegeben, bevor er jetzt die letzte, die Kon-

kursbilanz seines Lebens zog. Aus den schwarzen Fensterhöhlen der verlassenen Bauten schienen ihm kalte Luftströme zu wehen, die ihn gleichsam mit Leichenlaken umwanden . . . Jetzt war er da, wo er sein mußte, jetzt ging er, wohin er gehörte, die tote Straße hinunter, von Westen nach Osten . . .

Wie eine kahle, bleifarbne Sumpffläche sah er sein Leben, schweigend, von keinem Windhauche berührt. Nur hie und da stieg plötzlich eine Blase vom Grunde auf: ein bißchen Luft, durch die Verwesung aus den drunten ruhenden Leichen seiner vergangenen Tage befreit. So stiegen Gedanken auf, die aus alter Gewohnheit noch mit dem Leben rechneten . . . Stiegen auf und zerplagten . . .!

Das Leben kennen heißt: mit dem Leben fertig sein, sagte er zu sich. Die Lebenstüchtigen kennen es ja nicht . . . Wie eine Reihe tiefer Fußstapfen, in denen Moorbwasser zittert, lagen seine Jahre hinter ihm. In sinnlosen Bogenlinien war er seinen Weg gegangen, wie ein Nachtwandler oder ein Trunkner. Wo er herkäme, ahnte er kaum; ein Ziel war nicht zu sehen.

Wir haben kein Ziel, dachte Thomas, ohne Hoffnung ist, wer das Leben erst kennt. Um nichts müssen wir klein werden, und schmutzig werden, und uns selber verachten lernen. Fäulnisprodukte sind wir im Sumpfe des Werdens und Vergehens, sinnlos gezeugt, um sinnlos zu zeugen. Und ich habe nicht einmal diesen Beruf erfüllt. — Er seufzte. — Rose hatte ja keine Kinder haben wollen.

„Aber es ist gut so!“ sagte er dann laut, warf den Kopf in den Nacken und schritt entschlossener aus, auf

den dunkeln Wegen des Englischen Gartens. Er wußte selber nie genau, wo er wäre, aber er wußte, schließlich müßte er so an die Isar kommen.

Und endlich rauschte der Fluß vor seinen Füßen. Er sah im Dunkeln nichts, als daß da ein unruhiges Wasser dahintrief, aber er wußte, daß es gelb und schmutzig war, weil der warme Wind den Schnee im Gebirge schmelzte; und — stromaufwärts lag München. — Mitten unter dem Unrat der leichtsinnigen Stadt würde sein Kadaver dahingewirbelt werden. Es war gleich! Gehörte er nicht dahin: Thomas Kerkhoven, der Sohn des Sonderlings und der Komödiantin, die irgendwo im Spital zu Grunde gegangen war, Thomas Kerkhoven, der verpfuschte Künstler, der vom Leben in den Schmutz getretne Mensch? — Wer keine Persönlichkeit war, schwamm gut da unter dem andern Dünger für künftiges Leben.

Warum wartete er noch? Warum warf er sich nicht hinein?

Ihn fröstelte; seine Kniekehlen schmerzten. Er nahm den Hut vom Kopfe und strich sich über die Stirn. Dann setzte er sich nieder, auf das harte Steingeröll des Ufers. Die Arme um die hochgezogenen Kniee geschlungen, saß er lange und sah auf das wirblich gleitende Wasser hinaus und lauschte seinem Wispern . . .

Daß dieses Leben dennoch so viel verbende Kraft besaß! Daß es sich gegen die Vernichtung — oder war es nur Verwandlung? — sträubte? — Seltsam! Seltsam! . . .

Was stand ihm alles bevor, wenn er leben bliebe! War das dürftige Dasein, das ihn danach im besten Fall erwartete, diese Fülle von peinlichen Alltagsleiden, von brennender Scham und Demütigung überhaupt wert?

„Vielleicht doch!“ flüsterte Thomas vor sich hin.

Waren seine Leiden nicht am Ende die Leiden der Menschheit, die einer schwerer trägt, der andre leichter; aber jeder trägt sie, und keinem werden sie ganz geschenkt?

Der große Fehler in seinem Leben war gewesen, daß er für sich selber einen falschen Wert eingesetzt hatte. . . Hier saß er, Aug in Auge mit dem Tode, und begrub seine Träume. Ein andres Ich war aus ihm herausgetreten und stand, ein Schatten mit scharfen Augen und barmherzigem Munde, hinter dem Kauernden und legte eine kühle Hand auf sein Haupt.

„Erkenne und lebe!“ sagte der Schatten.

Und weiter sprach er; und Thomas horchte. . . Wie die Stimme einer Glocke, die fernher über einen nebligen See kommt, dächte ihn dieser Klang. Ja, er mußte von dem trügerischen Glauben lassen, daß er ein Mensch wäre, auserwählt unter vielen, zu stehen über den vielen im Sonnenschein. — Der Schatten sprach die Wahrheit: Sein Platz war in der Menge.

Sich bescheiden heißt: das Leben ertragen. Und wer es erträgt, den belohnt es. — Braucht das Leben ein Ziel? — Wenn die verstiegenen Wünsche schweigen, beginnen die Blumen am Wegrain zu sprechen. . .

Über der Höhe des andern Ufers begann der Himmel

sich zu röten. — Mit einem tiefen Erstaunen stand Thomas auf. — Kam schon der Morgen . . . ?

Noch einen Blick auf das hastige Wasser, dann ging er den Weg zurück, den er gekommen war, dem Tage und seinen peinlichen Pflichten entgegen . . .

Strack ging er dahin, und um ihn entbrannten allmählich die Wipfel der Bäume zu grünen Flammenzeichen des Frühlings . . .

Drittes Buch

Segtmaier kam eilig, wie immer, ins Bureau gestelzt und warf sich in seinen Stuhl.

„Was neues? Irgend was von Wichtigkeit?“ fragte er Thomafen hastig und reichte ihm über den Doppelschreibtisch hinüber seine lange, lappige Hand mit einer flüchtig gleitenden Bewegung, als wolle er sie an Thomafens Hand bloß abwischen.

„Nichts besonderes!“ sagte Thomas . . . „Ja, da . . . Ein persönlicher Brief an Sie, von Nürnberger und Einstein,“ fuhr er fort, als Tegtmaier diesen Brief schon ergriffen hatte. — Aber dieser warf ihn ungeöffnet wieder hin.

„Ich weiß schon, die wollen ihren Restsaldo, die berühmten achttausend Mark. Nee, die können noch lange warten.“

„Aber schließlich wird man doch . . .“ wendete Thomas ein.

„Ja, natürlich,“ erwiderte Tegtmaier zerstreut, „ich will nachher mal mit Schroeder sprechen . . . Aber das eilt ja nicht . . . Wissen Sie, wo ich heute schon war? — Raten Sie mal! — Nein, das raten Sie nie. — Beim Fürsten von Bulgarien!“

„Ist der hier?“

„Ja, gestern abend angekommen. Logiert im Bayerischen Hof.“

„Und was haben Sie . . .?“

„Nein, das muß ich Ihnen genau erzählen. Es war zu komisch. Erst die Geschichten, bis ich vorgelassen wurde . . .! Ich war natürlich in Frack und Zylinder, höchst offiziell. Na, sein Hofmarschall, oder was es war . . . Ich hab immer Excellenz zu dem Mausfallens-

händler gesagt, daß schmeichelte dem natürlich . . . Also der Kerl sagte immer: Impossible! Er schien mich für ne Art Bittsteller zu halten. Na, da fing ich nicht schlecht an zu renommieren. Aufklärungen von höchster Wichtigkeit . . .! Der Slowake sah schon Ferdinands Thron wackeln. Eine neue Ära für Bulgarien! Das schien dem Bruder weniger angenehm zu sein. Vielleicht hatte er Angst, ich könnte sein Nachfolger werden wollen. — Also, kurz und gut, er wollte mich nicht vorlassen. Da war guter Rat teuer. Aber Sie wissen ja, ich hab immer Glück . . . Bekanntlich! Also: auf einmal geht die Tür auf, und herein kommt der Fürst. Ich hab ihn natürlich gleich erkannt, an der Nase. Übrigens, so schlimm, wie die Wigblätter es machen, ist die Nase gar nicht. Mein, es ist n ganz hübscher Mensch, und tabellos angezogen, wirklich! Ich kann Ihnen sagen, ein reizender Kerl; so . . . So gar nicht stolz; ganz wie andre Leute, ja. Ein durchaus anständiger Mensch . . . Wirklich! — Na, und ich hab ihn sehr fein angefaßt. Erst wollte er natürlich von nichts wissen . . . Natürlich! Schließlich, die Leute lesen immer bloß Zeitungsauschnitte . . . Er schien einfach noch nie meinen Namen gehört zu haben. Na ja, es ist ja auch verständlich. Aber ich hab ihm gesagt . . . Sire, hab ich gesagt —“

„Sire?“ fragte Thomas erstaunt.

„Ja, natürlich. Altesse royale, sehn Sie, so heißt jeder kleine Prinz. Er war direkt angenehm überrascht von der Anrede. — Sire, hab ich gesagt, ich will nicht sagen, daß es berechtigt ist, aber die Wahrheitsliebe gebietet mir, zu konstatieren, daß Ihr Land

allgemein in Europa für etwas zurückgeblieben in der Kultur gilt. Na ja, es liegt ja ein bißchen abseits vom Verkehr, aber gerade der junge Kulturboden ist besonders fruchtbar für alles neue und große. Dürfte ich Sie vielleicht daran erinnern, daß manche alte Großstadt in Deutschland noch Gasbeleuchtung hat, während man in kleinen bayerischen Gebirgsdörfern direkt vom Petroleum auf elektrisches Licht übergegangen ist? Gerade Ihr Land, Sie, wäre geeignet, eine Pflanzstätte der neuen künstlerischen Kultur zu werden. Unsrer ganze Kultur ist ja vom Osten gekommen. . .“ Tegtmaier unterbrach sich und fragte: „Stimmt das eigentlich? Ich glaub, das kann man doch sagen?“

„Sagen kann man viel,“ erwiderte Thomas trocken.

„Na ja, das ist ja auch ganz egal. Jedenfalls kommt er morgen und besichtigt die Fabriken. Er bestellt sicher was. Er sprach von einer Sommerresidenz, die er sich bauen möchte, in. . . Ja, irgend so ein Bierdorf, wovon ich den Namen nicht behalten konnte; lauter Zischlaute! — Heute Abend muß es in den Neuesten stehn. Wir können die Notiz vielleicht gleich abfassen. Also: Seine Königliche Hoheit und so weiter. . . Und dann erwähnt man die Besichtigung. . . Man kann doch ruhig sagen, daß er extra nach München gekommen ist, um sich beim Deutschen Heim eine komplette Sommerresidenz zu bestellen?“

„Lieber nicht,“ riet Thomas. „Das dürste er doch wohl dementieren.“

„Ja,“ sagte Tegtmaier und stützte überlegend die Stirn in die Hand. „Aber das kann man doch ruhig sagen, daß seine Reise neben andern Zwecken in erster

Linie auch diesen verfolgt? Der Auftrag ist uns totsicher. Lassen Sie mich nur machen!"

"Sie können die Notiz ja noch immer veröffentlichen, wenn Sie den Auftrag haben."

"Ja, das ist auch wahr. Sie haben ganz recht. Das ist vielleicht gar nicht so unpraktisch. Sagen Sie, glauben Sie, wir müssen auch einen Thronsaal machen? Mit einem Thron drin? Das wär mal eine ganz neue Aufgabe für das moderne Kunstgewerbe. Denken Sie mal, Wacker...! Dem geb ich den Thronsaal unbedingt. Der macht was Kostbares und legt seine ganze Ironie hinein. Denken Sie mal: ein ironisch gemeinter Thron! Das ist doch ein Wig für die Ewigkeit, für die Weltgeschichte!" Tegtmaier sprang auf und lief im Zimmer herum; dabei rieb er sich die Hände. „Das wird famos, und ein glänzendes Geschäft wird es auch. Man kann ruhig ein bißchen Phantasiepreise machen; meinen Sie nicht? Denn so sicher sind schließlich die bulgarischen Finanzen auch nicht, daß man das einem Geschäftsmann übelnehmen dürfte. Wenn ich daran nichts verdienen soll, mach ich das Geschäft überhaupt nicht. — Sagen Sie, glauben Sie nicht auch: den bulgarischen Professortitel krieg ich doch unbedingt? Ober gibt es das vielleicht dort unten nicht? Na, dann jedenfalls einen Orden, das wär doch kolossal wigig!"

"Den kriegen Sie," beruhigte Thomas ihn, „der hiesige Bahnhofportier soll drei haben."

"Sie sind heute so sarkastisch, Kerthoven?" sagte Tegtmaier mißbilligend, aber durchaus nicht empfindlich.

"Ich!" Thomas seufzte leise.

"Dazu ist wirklich gar kein Grund vorhanden. Sie

wissen ja doch, wie ich als aufgeklärter Mensch über Orden denke! Aber kolossalen Spaß würde es mir doch machen! Nur so als Wig . . .! Denken Sie mal, so einer mit einem breiten Band schräg über die Brust . . .! Das wirkt nämlich auch kolossal dekorativ, zum Frack . . .! — Wir müssen übrigens morgen irgend was machen, wenn er kommt, nen Triumphbogen oder so was. Ich will doch gleich mal . . .“ Er hatte die Türklinke schon in der Hand. — Thomas verstellte ihm den Weg:

„Einen Augenblick, Herr Tegtmaier, ich muß ein paar Worte mit Ihnen sprechen.“

„Kann das nicht morgen sein? Oder sagen wir: übermorgen? Ich hab jetzt wirklich keine Zeit, das sehn Sie doch!“

„Nein. — Morgen, das sagen Sie immer, und Zeit haben Sie nie.“

„Aber, lieber Herr Kerthoven!“ Tegtmaier hatte seinen weinerlichen Ton. „Sie sehn doch selbst . . . Heute geht es wirklich nicht . . .“

„Gut,“ sagte Thomas, und sein Ton wurde unwillkürlich schärfer, als er gemeint war, „Sie wollen heute nicht, ich will übermorgen nicht. Entweder heute oder gar nicht. Dann geh ich eben!“

„Herr Kerthoven!“ fuhr Tegtmaier voll moralischer Entrüstung auf, „Sie drohen mir! Und wenn ich Sie nun beim Worte nehme?“

„Bitte!“ Thomases Stimme klang so fest, daß der andre mit einem resignierten Atemzug die Hände an die Oberschenkel schlug.

„Na, also, wenn Sie durchaus wollen, schießen Sie,
Holm, Kerthoven

bitte, los! Aber fassen Sie sich kurz! Sie sehn ja selbst . . .“

„Die Dauer unsrer Unterredung wird ganz von Ihnen abhängen.“

Tegtmaier warf sich in seinen Stuhl, zog eine Schublade des Tisches auf und begann darin zu kramen.

„Ja?“ fragte er ungeduldig.

Thomas hatte schon den Mund zum Sprechen aufgetan, als es kurz und hart an der Tür klopfte.

„Das ist Wacker!“ sagte Tegtmaier sichtlich erleichtert und rief: „Herein!“

Wacker hatte eine große Rolle Zeichenpapier in der Hand.

„Ah!“ begrüßte ihn Tegtmaier, „das ist wohl schon das Sitzungszimmer für die Globusaktiengesellschaft? Da sind Sie aber fleißig gewesen! Zeigen Sie doch mal!“ Er entriß ihm hastig die Rolle.

„Reißen Sie sich man kein Bein aus!“ riet ihm Wacker trocken. „Guten Tag, Herr Kerkhoven.“

Thomas gab ihm die Hand und näherte sich voll Interesse Tegtmaiern, der die Zeichnungen entrollte.

„Aha, das ist der Grundriß . . .! Den besehen wir nachher genauer . . . Ach, Kerkhoven, sein Sie so gut, legen Sie ihn da auf den Tisch . . .! Und das da . . . Das ist die lange Fensterwand . . . O, die Gardinenstangen sind fein! Wo haben Sie die her?“

„Gestohlen,“ versetzte Wacker sachlich.

„Woher denn?“

„Ja, das werd ich Ihnen grade sagen. Übrigens, wenn Sies auch wüßten, Sie können doch nichts damit machen: Sie haben ja keine Ahnung, was zusammenpaßt.“

„Na, ein bißchen Geschmack hab ich doch auch.“

„Das würde ich doch nicht so schroff hinstellen! — Die Stangen sind aus einem alten Schreinerbuch, das ich neulich auf der Dult gekauft hab.“

„Ach, das müssen Sie mir mal zeigen!“

„Nee, so befreundet sind wir denn doch nicht.“

Tegtmaier lachte mit offenem Munde und doch durch die Nase.

„Na, sehn wir weiter...! Die andre Längswand... O, der Schrank ist sehr schön. Ist der auch aus dem Buch?“

„Das wird nicht gesagt.“

So wurde eine Zeichnung nach der andern entrollt. Bei der letzten sagte Tegtmaier:

„Aha, das ist der große Sitzungstisch. Sehr schön! Aber meinen Sie nicht, daß er konstruktiver aussehen würde, wenn hier von den Beinen aus schräge Streben hinaufgingen? Sehn Sie, so...!“

Wacker entriß ihm hastig den Bleistift.

„Nee, verschmieren Sie meine Zeichnungen nicht! Sie können überhaupt kein Möbel sehen, woran man sich nicht irgendwas wund stößt. Konstruktiv ist ein Tisch nämlich, wenn er vier Beine und eine Platte hat und fest steht.“

„Was für ein Holz haben Sie sich denn für die Möbel gedacht?“

„Poliertes Rüstern. Und die Einlagen aus Zinn.“

„Zinn?“ fragte Tegtmaier erstaunt.

„Das ist nämlich das weiße Metall, woraus man früher die Maßkrüge machte.“

„Hehe!“ lachte Tegtmaier. „Aber da könnte man

doch ebensogut ein helles Holz nehmen. Ahorn vielleicht! Das wär doch einfacher.“

„Bitte sehr, wenn Sie die Zeichnungen gekauft haben, können Sie ja machen, was Sie wollen. Das geht mich nichts an. Aber meinen Namen geb ich nicht her, wenn auch nur die kleinste Kleinigkeit an dem Entwurf geändert wird.“

„Aber natürlich, Herr Wacker,“ versicherte Tegtmaier beflissen, „ich mach es selbstverständlich ganz wie Sie wollen. Es war ja nur ein Vorschlag. Übrigens, Zink in Holz . . . ? Geht das denn überhaupt zu machen?“

„In Ihren berühmten Fabriken vielleicht nicht. — Aber Sie können es ja irgend einem kleinen Schreiner geben. Der kann es!“

„Na, wissen Sie, von solchen Wizen fühl ich mich nu gar nicht getroffen. Das steht doch mal fest, daß ich die geschicktesten Handwerker von München in meinen Fabriken habe.“

„Werden Sie nur selig in dem Glauben! Neulich der Schreibtisch für den Grafen Latour, das war auch so ein Meisterstück. Ich hab nie was verhungteres gesehen.“

„Ja, aber er ist doch nachher ganz genau nach Ihren Wünschen geändert worden.“

„Das wär auch noch schöner . . . ! Nee, Ihre Arbeiter sind nichts. Die Kerle denken alle. Und dann sind sie alle von Ihrer Zappligkeit angesteckt. Es sieht in der Fabrik aus wie in ner Wasserheilanstalt: lauter halbübergeschnappte. Wie der Herr, so's Gescherr! — Sie hätten wahrhaftig auch nicht nötig, so viel zu denken. Es kommt ja doch nichts dabei raus.“

Tegtmaier lachte.

„Na,“ sagte er dann, „wenn ich nicht für Sie alle denken würde . . .! Wo hätten Sie sonst Ihre kunstgewerblichen Talente zur Geltung gebracht?“

„Wär auch ein großes Malheur! Das ewige Nachkastelmachen ödet mich schon lange. — Übrigens, was ich noch sagen wollte, — die Zeichnungen da werden nur gegen Barzahlung abgegeben.“

„Was! — Aber warum denn?“

„So . . . Ich will das jetzt überhaupt einführen.“

„Aber ich glaub nicht, daß ich im Moment so viel in der Kasse habe. Es kann Ihnen doch wirklich gleich sein, ob Sie die achthundert Mark heute oder in ein paar Tagen bekommen.“

„Tausend,“ stellte Wacker ruhig fest.

„Nein,“ erwiderte Tegtmaier lebhaft, „ich hab damals gesagt, der Baudouin in Paris hätte für eine ganz ähnliche Arbeit tausend Franken verlangt; und damit wäre die Sache doch auch gut bezahlt. — Und tausend Franken sind achthundert Mark.“

„Quatsch!“ sagte Wacker. „Was Sie gesagt haben, ist mir ganz wurscht. Ich hab tausend Mark gesagt und seh gar nicht ein . . . Sehn Sie übrigens, wie recht ich habe; nur gegen Barzahlung . . .! Nachher, wenn Sie die Sachen erst haben, reden Sie so lange, bis ich die zweihundert Mark herunterlasse.“

„Wissen Sie was, Herr Wacker, kommen wir uns auf halbem Wege entgegen und sagen wir: Neunhundert!“

„Ich denk ja gar nicht dran! Übrigens langweilen Sie mich.“

Wacker rollte seine Zeichnungen wieder zusammen.

„Also gut! Tausend!“ seufzte Tegtmaier, „aber so auf den Sturz kann ich sie Ihnen nicht geben.“

„Dann nehm ich die Zeichnungen wieder mit.“

„Ich hab momentan nicht so viel in der Kasse. Und morgen muß ich Löhne zahlen.“

„Das ist mir ganz egal.“

„Ein paar Tage können Sie doch warten!“

„Natürlich, aber die Zeichnungen werden nur gegen Barzahlung hergegeben.“

„Ich zahl Ihnen gleich dreihundert Mark an.“

„Ne, es paßt mir nicht mehr, ewig hierher zu laufen und mir mein Geld in einzelnen Hundertmarkscheinen zusammenzubetteln.“

„Aber das ist doch wirklich übertrieben! Bis Dienstag haben Sie Ihr Geld.“

„Dann bekommen Sie die Zeichnungen Dienstag. Aber lassen Sie sie holen! Ich lauf deswegen nicht noch einmal heraus.“

„Herr Wacker, das ist wirklich nicht nett!“

„Ich komm auch gar nicht zu Ihnen, um nett zu sein, sondern um Geschäfte zu machen. Wenn man zu Ihnen ‚nett‘ ist, halten Sie einen immer gleich für dumm. Und das paßt mir nicht. Nicht, weiß mir nicht wurscht wäre, aber ich halt es für richtiger so. Es ist geschäftlich korrekter.“

„Köstlich, die Künstler!“ lachte Tegtmaier ein bißchen krampfhaft. „Die stecken heutzutage jeden Geschäftsmann in die Tasche.“

„Wär auch traurig, wenn ich mich von Ihnen in die Tasche stecken ließe,“ sagte Wacker kalt und schlang den Bindfaden um seine Rolle.

„Na, wie Sie wollen! — Übrigens, Herr Wacker, ich hab was famosés für Sie . . .! Einen Thronsaal für den Fürsten von Bulgarien!“

„Nee, ich mag jést nicht. Ich will wieder ein paar Bilder malen. Bei den Möbeln schaut mir zu wenig heraus.“

„Aber bedenken Sie doch: einen Thron! Ein Thron von Ihnen . . .!“

„Kann mich nicht reizen . . .“

„Das sagen Sie so. Na, ich komm in diesen Tagen mal auf Ihr Atelier. Sie machen es schon!“

„Das weiß ich noch nicht so genau. Außerdem wird es einem schließlich zu dumm, sich immer um sein Geld raufen zu müssen.“

Wacker verabschiedete sich.

„Werkwürdig!“ sagte Tegtmaier, als er gegangen war, zu Thomasen, „ein so feiner Künstler der Wacker ist, wenn es sich um Geld handelt, kommt immer der Papa Krämer heraus. Der Alte hat mit einem Ladengeschäft angefangen . . . Ich hab ja Verwandte in Lübeck . . . Ein richtiger Parvenu soll der Alte sein.“

„Besser Parvenu sein als degeneriert sein,“ murmelte Thomas, sinnend und mehr für sich selbst.

„Halten Sie mich für degeneriert?“ fragte Tegtmaier schnell und antwortete in demselben Atemzuge: „I, keine Spur!“

„Nein,“ sagte Thomas mit einem säuerlichen Lächeln, „die Anwesenden sind natürlich ausgenommen.“

Tegtmaier sah nach der Uhr.

„Heiliger Bimbam, gleich zwölf! Da muß ich . . .!“

„Einen Augenblick! — Sie wissen, wir wollten . . .“

„Aber Sie sehen doch selbst . . . Heute Nachmittag meinetwegen . . .“

„Nein, gleich! Es kann in fünf Minuten erledigt sein.“

„Also dann aber wirklich schnell!“ seufzte Tegtmaier und warf sich in seinen Sessel.

„Es ist . . .“ begann Thomas stockend, riß dann aber seine Glieder zusammen und sagte ein wenig plötzlich: „Kurz und gut, ich brauche eine Gehaltserhöhung.“

„Na ja, das hab ich mir gedacht,“ seufzte Tegtmaier bekümmert, mit markiertem Erschrecken in allen Mienen.

„Kunststück!“ versetzte Thomas trocken.

Tegtmaier fiel in den weinerlichen Angstton, den er für solche Gelegenheiten stets in Bereitschaft hatte.

„Lieber Herr Kerthoven, Sie müssen doch selbst einsehen . . . Sie haben wirklich nicht den richtigen Moment für erhöhte Ansprüche an meine Kasse getroffen . . .“

„Den werd ich wohl nie treffen.“

„Das würde ich doch nicht so schroff hinstellen.“

„Jedenfalls kann ich ihn nicht abwarten. Von hundertfünfzig Mark im Monat kann ich nicht leben.“

„Aber, lieber Kerthoven, haben Sie doch ein bisschen Geduld! In drei Jahren stehen Sie sich bei mir sicher auf mindestens zwölftausend Mark im Jahr.“

„Das ist ja sehr schön, aber das haben Sie mir vor drei Jahren auch schon gesagt.“

„Was, sind Sie schon drei Jahre im Geschäft?“

„Am nächsten ersten werden es genau dreieinhalb Jahre.“

„Ja, ja, wie die Zeit vergeht!“ sagte Legtmaier zerstreut und griff nach ein paar Holzplättchen, die auf seinem Schreibtische lagen: „Sind das die Politurproben für das Speisezimmer des Grafen Latour?“

„Bitte, bleiben wir bei der Sache! — Ich möchte Sie also fragen, ob Sie meinen Gehalt erhöhen wollen oder nicht?“

„Lieber Kerkhoven, Sie wissen doch selbst, wie es um die Kassenverhältnisse bestellt ist.“

„Bitte, das Geschäft geht gegen früher ausgezeichnet und hat schon im vorigen Jahre gegen sechzigtausend Mark Reingewinn abgeworfen.“

„Ja, nach den Büchern . . .! Aber wo ist das Geld? In der Kasse ist nie was.“

„Ja, ich gebe es nicht aus . . .“

„Herr Kerkhoven, ganz im Ernste, ich muß mir jede Kritik meiner persönlichen Ausgaben verbitten! — Gut, jawohl, ich habe im letzten Jahr viel ausgeben müssen . . . Aber das hatte seine ganz besondern Gründe. Jawohl! Sie brauchen gar nicht zu lächeln! Ich bin schließlich auch niemand Rechenschaft schuldig. Das Geschäft gehört doch wohl mir, nicht wahr!“

Thomas wurde ärgerlich.

„Machen Sie doch, bitte, was Sie Lust haben! Ich will bloß soviel, daß ich einigermaßen leben kann. Lange Erörterungen haben gar keinen Zweck. Entweder oder!“

„Sie wollen mir also die Pistole auf die Brust setzen?“

„Ich will meine Gehaltserhöhung.“

„Wissen Sie, Kerkhoven, bei Ihnen scheint Wacker

Schule gemacht zu haben. Aber das macht keinen Effekt. Ihnen steht dieser Ton nicht!"

„Es dreht sich hier gar nicht um den Ton, sondern um Tatsachen. Wenn mir derartige Unterredungen so angenehm wären, hätte ich diese nicht so lange hinausgeschoben. — Es widerstrebt mir auch, mich selbst zu loben, aber es muß einmal konstatiert sein, daß ich im Verhältnis zu meinen Leistungen der am schlechtesten bezahlte Angestellte in Ihrem Geschäfte bin . . .“

„Lieber Kerkhoven, ich gebe Ihnen gern zu, daß Sie tüchtig sind. Aber . . . Glauben Sie, Sie sind unerseßlich?“

„Unerseßlich ist niemand und jeder. — Darauf kommt es gar nicht an. Jedenfalls wäre ich für Sie im Augenblick sehr schwer zu ersetzen und nicht ohne erheblich größere Geldopfer, als Sie jetzt meiner Gehaltserhöhung zuliebe bringen müßten.“

„Hm,“ sagte Tegmaier nachdenklich. „Ich hab ja noch gar nicht gesagt, daß ich Sie nicht erhöhen will. Im Gegenteil . . . Ich hatte schon lange beschlossen, vom ersten Januar an . . . Sie können überzeugt sein, auch ohne irgend ein Wort von Ihrer Seite . . . Ich bin durchaus nicht so . . .“

„Hm,“ machte Thomas und zuckte mit den Achseln.

„Glauben Sie mir vielleicht nicht? Sie können mir ruhig glauben.“

„Also, um so besser!“

Tegmaier rückte auf seinem Stuhl hin und her:

„Ja also, Sie sehen . . .! Es wäre viel richtiger gewesen . . .!“

„Wenn ich den Mund gehalten und gewartet hätte? — Das glaub ich doch nicht.“

„Also dann können wir es jetzt ja lassen und vor dem ersten Januar auf die Sache zurückkommen!“

Thomas lachte auf und setzte sich mit einem Schenkel auf den Schreibtisch.

„Wissen Sie, Sie sind kostbar!“ Dann aber fuhr er doch ärgerlich fort: „Ich muß Sie ganz ernst ersuchen, die Sache sofort zu erledigen.“

„Herrgott ja, heute noch oder morgen! Es ist Essenszeit, und ich hab eine Verabredung. Der Geheimrat Banovius sitzt in der bayrischen Bar und wartet auf mich. Ich kann den Mann nicht warten lassen!“

„Das hilft Ihnen alles nichts. Es handelt sich ja nur um ein Ja oder Nein von Ihnen. Ich warte schon seit Jahren. Mit hundertfünfzig Mark im Monat kann ich nicht leben.“

„Ja, natürlich, das sehe ich vollkommen ein. Das kann kein Mensch!“

„Es gibt Leute, die es können . . . Ich könnte es vielleicht auch, aber ich will nicht. Ich sehe keinen Grund, mich in der Weise einzuschränken.“

„Aber, lieber Gott, Sie haben bisher doch auch nicht von hundertfünfzig Mark gelebt. Sie haben doch sonst noch Geld.“

„Ich . . . Das kann Ihnen ja ganz gleichgültig sein. Und wenn ich Millionär wäre, das wäre noch lange kein Grund, fast umsonst für Sie zu arbeiten.“

„Na, daß Sie kein Millionär sind, weiß ich. — Aber sonst . . . Sie müssen doch noch Vermögen haben . . .? Sie haben doch auch reiche Verwandte?“

„Was kann das Sie interessieren?“

„Mir können Sie es doch ruhig sagen.“

„Herrgott, Sie sind ein komischer Mensch. Also, wenn es Ihnen Vergnügen macht: ich habe nichts außer meinem Gehalt, keinen roten Heller.“

Tegtmaier lächelte ungläubig.

„Aber Sie haben diese drei Jahre doch nicht mit hundertfünfzig Mark im Monat gelebt?“

„Nein, ich hab noch etwas gehabt. Der Verkauf meiner Einrichtung, meiner Bilder . . .“

„Na, für die Bilder haben Sie kein Vermögen bekommen!“ lachte Tegtmaier.

„Aber jetzt ist es eben alles aufgebraucht.“

„Na, Ihre Einrichtung haben Sie damals sehr vorteilhaft an den jungen Schlesinger losgeschlagen.“

„Ich hab auch sehr viel Geld gebraucht. Die Scheidung hat eine Menge gekostet . . . Wenn mir mein Better Appeltoft nicht langsam seine Schulden zurückbezahlt hätte . . .“

„Ja, der muß jetzt einen schönen Posten verdienen. Er ist ja das halbe Jahr auf Gastspielreisen. Wissen Sie übrigens, die Scheidung . . . Das war auch eine große Dummheit von Ihnen.“

Thomas war so verblüfft, daß er im ersten Augenblick keine Antwort hatte.

„Sehn Sie,“ erklärte Tegtmaier sich näher, „Ihre Frau hat eine Karriere gemacht . . .! Bierzigtausend im Jahr hat die leicht.“

Thomas sagte scharf:

„Bleiben wir beim Geschäftlichen!“

„Na, na, nicht gleich so heftig! Ich kann Ihnen das doch ruhig sagen!“

„Sie meinen, weil ich Taktlosigkeiten von Ihnen gewohnt bin? — Es hat aber alles seine Grenzen!“

„Sawohl,“ schrieb Tegmaier in einem Zorn, der Thomafen etwas künstlich dächte, „ich lasse mir von Ihnen ein bißchen zu viel bieten, weil ich Ihnen freundschaftlich gesinnt bin. Ein anderer Prinzipal . . .“

„Ihre Freundschaft hat sich bisher immer nur in Redensarten gezeigt . . . Mir ist der rein geschäftliche Standpunkt viel lieber.“

„Ich sag Ihnen, Kerthoven, machen Sie nicht, daß ich mich Ihnen gegenüber auf den Standpunkt stelle!“

„Ich sag Ihnen ja, ich lege sogar Wert darauf.“

Tegmaier fiel auf einmal in einen neuen Ton:

„Also, und wieviel hatten Sie sich denn eigentlich gedacht.“

„Mindestens hundert Mark im Monat mehr.“

„Hundert Mark!“ Tegmaier verfärbte sich förmlich.

„Was hatten Sie sich denn gedacht?“

„Ja, so auf einmal . . .! Ich hätte Ihnen vom ersten Januar an hundertfünfundsiebzig gegeben . . . Na, sagen wir zweihundert! Das ist doch gewiß anständig . . . Es geht doch auch nicht . . . Ich kann Ihren Gehalt doch nicht auf einmal nahezu verdoppeln.“

„Sie hätten ihn ja allmählich steigern können . . . Das ist aber nicht geschehen.“

„Also, ich erhöh Sie um fünfzig Mark. Zweihundert im Monat! Damit müssen Sie doch zufrieden sein.“

„Nein!“

„Kerthoven, Kerthoven! — Ja, sagen Sie doch selbst: Wenn Sie heute von mir fortgingen, was wollten Sie dann überhaupt anfangen? Glauben Sie, Sie

finden so leicht eine andre Stelle? Wo Ihnen doch jede kaufmännische und technische Vorbildung fehlt? Geld haben Sie auch keins mehr, mit Ihren Verwandten stehen Sie sich nicht . . . Was wollten Sie denn eigentlich machen?"

„So viel wie bei Ihnen verdien ich mir immer. Und wenn ich Wirtshauschilder machen müßte, oder Buchschmuck, oder meinetwegen Brandmalerei . . .“

„Wissen Sie was, Sie könnten sich doch leicht einen Nebenverdienst schaffen . . . Machen Sie doch zum Beispiel Buchschmuck!“

„Ich seh wirklich nicht ein, warum ich auch noch meine Nachtruhe Arbeiten opfern soll, die mir keine Freude machen, nachdem ich mich schon den ganzen Tag mit solchen Dingen beschäftigt habe.“

„O, Buchschmuck kann etwas sehr künstlerisches sein . . . Und außerdem, Sie tun ja, als ob Sie bei mir rein als Krämer beschäftigt wären. Gewiß, es gibt auch viele rein mechanische Arbeiten, aber der Geist der Kunst weht hier doch wirklich oft genug herein.“ Tegtmair machte eine umfassende Handbewegung.

„Erzählen Sie das dem Fürsten von Bulgarien!“ riet Thomas ihm trocken. „Ich kann Ihnen außerdem verraten, daß mir das gerade recht ist. Ich will gar nichts mit dem Geiste der Kunst zu tun haben. Wenn ich meine Kunst prostituieren wollte, könnte ich leicht besser leben.“

„Ach, lieber Kerthoven, das ist so leicht gesagt . . . Wenn man mit der Kunst so wenig Erfolg gehabt hat . . .!“

„Sein Sie ganz ruhig, ich überschätze gewiß nicht, was ich darin geleistet habe. Aber doch bin ich mancher Weltberühmtheit auf ihren Erfolg nicht neidisch.“

„Lieber Kerkhoven, das schmeckt nach den bekannten sauern Trauben. — Und wenn Sie sich die größte Mühe geben wollten, gangbaren Kitsch zu malen, es würde nicht glücken; auch das ist ein Talent, das man haben muß.“

„Ich hab es nicht, das mag wohl sein. Aber ich möchte es ja auch gar nicht haben.“

„Du lieber Gott, Kerkhoven, ich will ganz aufrichtig sein: haben Ihre Bilder jemals irgend einem Menschen warm gemacht? Das war alles so korrekt und gleichgiltig . . .“

„Ich denke über meine Sachen nicht besser als Sie, aber ganz anders. Das sind so müßige Diskussionen . . .“

„Lieber Kerkhoven, ich glaube einfach nicht, daß Sie je ein Bild malen werden, das wirklich Erfolg hat.“

„Ich male ja überhaupt nicht mehr.“

„Ja, wenn Sie selber die Hoffnung auf eine künstlerische Zukunft gänzlich aufgegeben haben, sollten Sie doch froh sein, bei mir eine Stellung zu haben, die Ihren Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Sie stehen neben mir an der Spitze eines Weltgeschäftes. Hier in diesem Zimmer laufen alle Fäden des mächtigen Betriebes zusammen . . .“

„Die großen Redensarten versparen Sie sich vielleicht besser für Ihre nächste Reklamenotiz!“

„Wissen Sie was, lieber Kerkhoven, Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, ein selten klarer Kopf; aber Ihnen fehlt eins — das hat Ihnen auch in Ihrer Kunst

geschadet — wissen Sie, was das ist? Die Begeisterung fehlt Ihnen.“

„Und wenn schon!“

„Sehn Sie, das ist meine Stärke. Ich hab die Begeisterung.“

„Dann sein Sie doch froh!“

Tegtmaier war aufgestanden und reckte sich siegesbewußt.

„Nein, so ohne Hoffnungen wie Sie könnte ich nicht leben! — Wie können Sie das? Ist das überhaupt ein Leben? Sehn Sie einen Zweck darin?“

„Ich brauche keinen Zweck und keine Hoffnungen,“ sagte Thomas ruhig; und ein warmes Gefühl der Sicherheit schwemmte für einen Augenblick alle Verdrießlichkeiten der letzten Stunden hinweg. Er dächte sich diesem zappligen Erfolgjäger so unendlich überlegen . . .

Tegtmaier war mit seinen Gedanken schon wieder vom Thema abgesprungen. Geschäftsmäßig sagte er:

„Also zweihundertfünfundzwanzig! Da müssen Sie aber doch zufrieden sein?“

„Nein, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich mag dies Schachern nicht.“

„Und wenn ich nun sagte: Dann bedaure ich . . .? Was dann?“

„Das hab ich Ihnen ja schon gesagt.“

„Also,“ Tegtmaier stieß die Luft mit Geräusch durch die offenen Lippen, „meinetwegen! Aber, lieber Kerkhoven, Sie haben mir heute die Pistole auf die Brust gesetzt. Das vergesse ich Ihnen nicht so bald. Sympathischer machen Sie sich mir dadurch nicht.“

„Ach, lieber Gott . . .!“ Thomas machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Schroeder!“ schrie Tegtmaier.

Der Bureauratentkopf des Kassierers streckte sich zur Tür herein; der Mann sah aus, als ob er viel von dem Gespräch erlauscht hätte.

„Herr Tegtmaier?“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Kerthoven bekommt vom ersten Januar ab zweihundertfünfzig Mark Gehalt.“

„Vom nächsten Ersten,“ warf Thomas halb belustigt, halb geärgert dazwischen.

„Was, vom ersten September . . .? So hab ich es nicht aufgefaßt.“

„Es ist die ganze Zeit von nichts anderm die Rede gewesen.“

„Nein, ich hab immer an den ersten Januar gedacht. Das ist doch auch allgemein üblich. Nicht wahr, Schroeder?“

Schroeder, der es mit niemand verderben wollte und hier auch einen Anlaß sah, bald selber mit Erhöhungswünschen zu kommen, wand sich ein wenig und brachte nur ein zweifelndes „Ja . . .?“ hervor.

„Wollen wir jetzt noch einmal von vorn anfangen?“ fragte Thomas.

„Das sind Sie aber ja!“ klagte Tegtmaier weinerlich. „Na, dann sagen wir wenigstens vom ersten Oktober. Erster September . . . Das ist doch kein Termin!“

„Meinetwegen!“

„Na, Gottleidant!“ seufzte Tegtmaier. „Also, Schroeder, vom ersten Oktober! Sehn Sie, Herr Kerthoven

hat ja sehr viel Arbeit, und er war bisher im Verhältniß zu andern Gehältern niedrig bezahlt . . .“

Schroeder machte lächelnd eine leichte Verbeugung und schob sich, die rechte Schulter voran, zur Thür hinaus. — Tegtmaier schien höchst vergnügt zu sein, daß er Thomafen wenigstens die eine kleine Konzession abgerungen hatte. Er sagte aufgeräumt:

„Und nun wollen wir die hergestellte Eintracht begießen! Ich lad Sie zu einem wirklich guten Mittagessen in der Jahreszeiten-Bar ein.“

„Ach danke, ich möchte . . .“

„Ach was, sein Sie doch kein Frosch!“

„Und dann haben Sie ja eine Verabredung mit Geheimrat Vanovius . . .“

„Richtig!“ Tegtmaier sah nach der Uhr. „Jetzt ist schon zu spät. Er wird fort sein. So lange wartet er nicht.“

„Also ist er auch gar nicht dagewesen,“ stellte Thomas fest.

„Nein!“ Tegtmaier lachte lautlos durch die Nase. „Gott, Sie kennen ja mein Prinzip: Die Wahrheit ist ein viel zu kostbares Gut, als daß man verschwenderisch damit umgehen dürfte. — Kommen Sie mit, es gibt einen Kaviar, der wirklich gut ist.“

„Mir wärs lieber, Sie stürzten sich bei meinem Gehalt in Unkosten.“

„Warten Sie doch nur ab, Mensch! In drei Jahren haben Sie einen Gehalt wie ein Minister oder ein kommandierender General.“

„Ich möchte nur Ihr erstauntes Gesicht sehn, wenn ich Sie in drei Jahren an dieses Versprechen erinnre,“

sagte Thomas und holte seinen Paletot vom Kleiderrechen.

Wenige Tage nach dieser Unterredung bekam Thomas einen Brief aus der Heimat, dessen Adresse von ungeübter Hand geschrieben war.

Es war ein Geldbrief mit fünf roten Siegeln. „Einliegend zweihundert (200) Rubel“ stand auf dem Kuvert.

Thomas fühlte sein Herz klopfen; er ahnte den Inhalt dieses Briefes, konnte sich aber nicht erklären, wie das Geld hineinkäme, und was das zu bedeuten hätte. Schnelle Fragen huschten durch seinen Kopf, er ging auf und nieder, trat dann in die tiefe Fensternische seines Mansardenzimmers und schaute lange in den trüben Herbstmorgen. Endlich setzte er sich und riß den Brief auf. Die beiden regenbogenfarbigen Scheine steckte er achtlos in die Westentasche . . . Wichtig, der Brief war von Tante Leocadiens Dienstmädchen. — Er las:

Lieber Jungherr Thomas!

Weil mir gnädige Frau immer gesagt hat und so schreib ich gleich an Ihnen. Ich kann gar nicht glauben, daß sie tot sein kann, aber sie ist schön ruhig eingeschlafen. Jetzt liegt sie in großen Zimmer, ich hab ihr Bett aus Schlafzimmer herausgeholt und Blumen hat sie auch, Astern und Leffkoin, und paar Pöjengen waren auch noch. Die Liese Purring, was bei uns als Schneiderin gekommen ist, hat ein großen Kranz aus Strickbeerblätter gemacht mit die Behren dran und

sieht sehr schön aus. Ach wenn man so denkt und begraben wird sie auf Bilderlinghöfchen Kirchhof in Walde wo man nach Reestandt geht. Letzte Tage hat sie Beklemmungen gehabt und Decketalis eingenommen aber krank is nicht gewesen. Gestern is um neun Uhr aufgestanden und Kaffee hat sie auf die Veranda getrunken und hat noch gesagt sie freut sich über das schöne Wetter heute haben wir zwanzig Graht in Schatten gehabt. Und ich hab Schlafzimmer rein gemacht und nichts gehöht. Wie ich mit's Frühstück auf der Veranda gekommen bin glaub ich erst sie is auf den Stuhl eingeschlafen aber wie sie so gelb war hab ich mich erschrocken und da war sie tot. Möchte lieber Gott jeden geben, daß er so sterben mechte, ich habe furchtbar geweint aber für ihr is gut weil sie kann sein nichts gemerkt hat wie sie gestorben is. Und denn hab ich Lieschen Purring nach Herrn Doktor geschickt. Und Herr Staatsrat is heute morgen auch herausgekommen und Freitag is die Beerdigung. Ich war gestern Nachmittag in der Stadt hereingefahren und hab es Herrn Staatsraht gesagt und er hat hier alles zugeschlossen. Ich wer doch nicht stehlen aber das hat er schon friherzeiten zu die gnädge Frau gesagt, das ich vielleicht stehlen soll, ich würde ihm verklagt haben aber leiblichen Bruder von die gnädge will ich nicht verklagen das is doch keine Manihr nicht. Aber bei Jungherr will ich gern bleiben, wenn Jungherr kommt und hier wohnen will. Herr Staatsraht weiß noch nicht

mal, was in Testament drinsteht es liht bei Notarius Pubellus Werbigky und Herr Staatsraht wird schön böse sein, wenn er hören wird das Jungherr alles alleinig kriecht. Kommen Sie nur bald Jungherr das mir Herr Staatsraht nich herauschmeist, er war immer böse auf mir warum weiß ich nich. Gnädge Frau hat gesagt wenn Jungherr nich herziehen mechte und das Haus verkauft denn muß er mir fünftausend Rubel auszahlen und auch wenn ich heiraten mechte. Aber ich mechte das Jungherr besser bei uns zu Hause kommen soll, was soll ich mit das Geld machen. Was brauch ich heiraten alte Person is schon vernünftiger und wenn der Mann seift is auch kein Bergnihten und Geld kann man auch durchbringen. Wie ich gestern in der Statt gewesen bin hab ich auf Stattparkas von mein Buch 200 Rubel geholt ich weiß nich wenn Jungherr kein Reisegeld nich hat. Später kann Jungherr mir ja abgeben ich hab jetzt nich nehtig. Aber is schon besser wenn Jungherr bald kommen mechte denn werden wir hier schon ganz gut leben und ich mach schon alles das Jungherrn nichts fehlt und koch auch gut zu essen in Deitschland soll so schlecht sein, weil Fleisch und alles is so teier. Jetzt kann ich nich mehr schreiben ich erzähl Jungherrn schon wenn sie kommen.

Freindlich griht

Lene Kalning.

Als Thomas den Brief gelesen hatte, war merkwürdigerweise sein erster Gedanke: So, jetzt wird mir Tegmaier wahrscheinlich fünfhundert Mark im Monat anbieten . . .

Ein heller Spätsommertag hielt seinen blassen Himmel, unter dem einzelne schwere Wolkenballen dahintrieben, über die Ostsee gespannt.

Thomas saß auf einem Bunsch Tauwerk vorn auf der Back des Dampfers, desselben Schiffes, das ihn vor mehr als vierzehn Jahren heimgebracht hatte. Das Schiff hatte sich verändert: man hatte es in der Mitte auseinandergeschnitten und ein Stück hineingefügt, um es zu verlängern; die Schlafkabinen waren geräumiger und eleganter geworden, und den großen Speisesaal hatte man aus ihrer Nachbarschaft an Deck verlegt ...

Es blies ein frischer Wind; in feierlichem Rhythmus hob und senkte sich der Bug des Dampfers. Das Wasser bewegte sich lustig in kleinen Wellen, zappelnden, tanzenden Wellen, die dennoch über die ganze Fläche ein ruhiges, regelmäßiges Muster zogen, in dem häufig weiße Schaumköpfe aufleuchteten ... Thomas erhob sich, stemmte den Ellbogen auf die Reling und schaute hinunter, ohne Gedanken zuerst, in der süß trägen Seefahrtsstimmung: dem Gefühle, getragen und mitgenommen zu sein, wie ein Glücklicher, der sich seines Willens aus freien Stücken begeben hat.

Wer sich dem Leben so in die Hand geben könnte ...

Wie Thomas so hinunterschaute, sah es ihm aus, als stünde das Schiff, und der Wellen wimmelnde Herde strömte ihm entgegen, heran und vorbei ... Wenn der Bug des Schiffes einen Wasserberg durchschnitten hatte, ragte er einen Augenblick über dem Wellental in die Luft; dann senkte er sich wuchtig und traf schon mitten in die nächste Welle hinein: die spaltete sich und sprang in schlankem, blankem Bogen an

der Eisenwand herauf . . . Und aus der Tiefe stieg es glasig grün, in moussierenden Wolken, und schwamm vorüber und wurde an der Oberfläche zu wild zerrissenen Schaumschleiern, deren runde Löcher wuchsen und miteinander verschmolzen, während das weiße Gewebe Faden für Faden zerging und von der Luft aufgetrunken wurde . . .

Eine Welle nach der andern, und immer das gleiche Spiel um den im Atemtakte steigenden und fallenden Schiffsbug . . .

Ein leichter Schwindel benahm Thomasens Kopf, eine sanfte, tröstliche Lähmung . . . Die Saiten seiner Seele spannten sich ab und wurden schlaff und stumm . . . Er träumte; aber es gingen keine Gestalten durch seinen Traum: nur ein wechselndes Spiel von blassen, beglückenden Farben . . .

Er riß sich erst mit einem Seufzer los, als die Stewardess ihn zum Essen rief.

Er saß bei Tische mit dem Kapitän allein. Zwei Damen, außer ihm die einzigen Passagiere auf dieser Herbstfahrt, lagen in ihren Kojen und warteten auf die Seekrankheit.

„Die meisten werden aus pure Einbildung krank,“ sagte der weißbärtige Kapitän, „es ist komisch . . . Grad so, wie die meisten, wenns ihnen schlecht wird, nach Luward über Bord s-puken, daß man ja das Deck auch richtig verswinegelt wird . . . Dat tun de Frauenszimmers nich anners. — Nehmen Sie en lütten Aquavit? Er is gut, ich mag ihn lieber wie de ollen süßen russchen Snäpse. — Na, Pröstchen!“

Gegen Abend ließ der Wind nach; große Flächen der See lagen spiegelnd wie Glas . . .

Thomas lehnte rauchend in einem amerikanischen Stuhle auf dem Achterdeck und schaute nach Südwesten zurück, wo die deutsche Küste verschwunden war. So weit er sehen konnte, rechte sich die Kielwasserlinie des Schiffes; erst der Horizont schnitt sie ab. In der Ferne machte sie Bogen und Zacken, die letzte Wegstrecke aber sah aus, als wäre sie mit dem Lineal gezogen: es war wohl ein besserer Steurer oben am Ruder.

„Mein Weg!“ sagte Thomas vor sich hin und sah die Bogen und Zacken früherer Jahre und sah die gerade Straße seiner Heimkehr liegen. Und doch war keine Freude über ihm, und seine törichte Seele empfand die neue Ruhe wie einen Alb, der kalt und beklemmend auf ihr lastete. — Erkenntnis wird mit Schmerzen geboren . . .

Er ließ seinen Blick die Kielwasserlinie entlangfliegen, bis dahin, wo der Horizont einen Strich darüber machte . . . Und weiter . . . Denn wußte er nicht: sein Weg kam von jenseits des Horizontes . . . ? Aus Tiefen, die keiner messen konnte . . . Tiefen . . . ? — Der Weg des menschlichen Lebens läuft um die Erde, er kommt aus sich selbst und führt in sich selber zurück, in wiederkehrendem Kreise . . .

Wozu? Warum? — Sinnloses Schicksal, das die Bahnen seiner Eltern verknüpft hatte, um ihn weiter zu treiben im Kreise des Werdens, auf einem Wegast, der sich tot lief, irgendwo im Nebel über dem Meerel — Nicht um die Unsterblichkeit, die die Kunst geben soll, bangte sich Thomases Seele: daß Rose keine

Kinder gewollt hatte, daß ihre Eigensucht ihm seine Ewigkeit gestohlen hatte, machte seine Brust so unendlich leer. Er gedachte seines Bildes „Kunst und Leben“ und mußte lächeln . . . Und lächelnd sah er das Leben um den Erdball stürmen und seinen Pflug durch die Länder der Menschen führen; lächelnd sah er es die Gedanken, die Menschen in ewige Formen gebannt zu haben glaubten, in seine Ackerfurche stürzen, Brachland zu gewinnen für ewig neuen Wuchs aus dem düngenden Staube des Alten . . .

Thomas seufzte. Er sah die Jahre in München als ein einziges sinnloses Hasten, ohne eine Stunde zum Verschnaufen. War dies nicht nach einer Ewigkeit das erste Mal, wo er Muße hatte, nachzudenken?

Und da wußte er auf einmal, wie blind und toll er durch seine Tage gerannt war, gerannt, um zu rennen, ohne Ziel und Sinn, um nichts! Im Genuß und in der Arbeit dieselbe Atemlosigkeit . . . Denn die Arbeit war nicht besser gewesen als der Genuß: betäubende Gifte beide, die den Augenblick leichter machten, einen aber unaufhaltsam zerstörten . . .

Mit großen Augen staunte Thomas in den Himmel und schüttelte den Kopf. Sonderbar, wie blind einen die Gesellschaft der andern machte, und was für ein trefflicher Starstecher die erste Stunde der Einsamkeit war, der Unabhängigkeit von den andern . . .!

Ihm fiel ein Wort Wackers ein, das der eines schönen Abends lustig ins Gespräch geworfen hatte:

„Leben ist überhaupt ungesund und — zeitraubend.“

Lag hinter diesem barocken Ausspruch nicht ein gut Teil Bitterkeit und überwundenen Lebensleidens?

Wie hieß die dunkle Gewalt, die einen so rasend vorwärts trieb, daß man seine Tage nicht mehr einzeln sah, sondern nur als einen langen, grauen, vibrierenden Streifen?

War es der Fluch dieser merkwürdigen Zeit, der mit ihr schwinden würde? Klang im Dröhnen der harten Eisenglieder, sauste im Dampfe, der sie umeinanderwirbelte, schon eine Ahnung des großen Liedes von einem Ruhetage der Menschheit?

Thomas blickte diesen Fragen nach. Und seine Antwort war ein Nein, das krachend niederfiel; aber aus diesem Krachen wuchs auf einmal ein Klingen, erlösend und süß betäubend . . .

Leben ist Schmerz, ist Krampf, ist Krankheit; Ruhe ist nur im unbewußten Sein . . . Im Schoße des Stoffes träumen, ohne zu wissen, wann das Erwachen kommt . . . Das ist das Beste; ein Träumen ohne Gestalten und Farben, erfüllt nur von einem tiefen, in einem mächtigen Orgelton erbrausenden Purpurrot . . .

Eine stille, feste Sehnsucht, so zu versinken, entspannte Thomases Lebenswillen. — Was erwartete ihn denn in der Heimat? Wohl würde er, eine müde Brandungswelle, aufs Ufer gleiten; aber kannte er denn die Gegenströmung nicht, die alles ins Meer zurückzieht? Die heimlichen Kräfte des Lebens gehen ihren Gang . . . Konnte er wissen, was sie mit ihm tun würden? Wäre es nicht klüger und männlicher, die andre, die sichere Ruhe zu wählen?

Mit sachlichen Augen hielt Thomas Umschau. Er brauchte nur drei Schritte zu tun; dann wäre noch die

Meling zu übersteigen, und er könnte sich behutsam hinunterlassen. — Er stand auf. — Niemand würde es sehen, keiner wissen, wo er geblieben wäre. — Die beiden Damen zwar hatten sich jetzt an Deck gewagt, aber sie waren oben auf der Brücke beim Kapitän und sprachen eifrig auf ihn ein und deuteten in einem fort lebhaft nach vorn. Ihre Gestalten zeichneten sich scharf auf dem hellen Himmel ab. Niemand würde es sehen, keiner wissen, wo er geblieben wäre . . . Man würde noch eine Zeitlang forschen und fragen und an dem Rätsel seines Verschwindens raten, während er schon im Unbewußten schlief, auf lange . . . Und dann würden die Wellen auch über seinem Gedächtnis bei den Menschen zusammenschlagen . . .

War das den einen kurzen Entschluß, war das das Sterben nicht wert? — Aber Thomas machte die drei Schritte bis zur Brüstung nicht . . . Er zog die Uhr: dreiviertel! Bis acht wollte er warten. Er legte sich wieder in den Stuhl, zündete eine frische Zigarrette an und schaute aufs Meer. Eine kleine Weile noch wollte er das Sterben bewußt genießen . . . Er faßte nach seinem Pulse; der ging langsam und gleichmäßig . . .

Die Sonne hatte mit ihrem Rande die Wolkenbank erreicht, die wie eine violette Felsenküste im Westen auf dem Horizonte stand. Rosig leuchtende Wolkenstreifen, nach oben zu langsam verblassend, die von einem Punkte hinter der schweren Bank ausgingen, bildeten einen Fächer, der sich leicht über das ganze Firmament spannte. Das Meer leuchtete; die glatten, spiegelnden Stellen schwammen in feurigem Perlmutterglanz wie

Inseln zwischen dem leichten Gekräusel, auf dem das Licht in tausend reinen Farbenflecken spielte, die unvermittelt neben einander standen.

Eine Stimme in Thomases sagte: so solltest du das Meer einmal malen; du siehst es jetzt, wie noch keiner es gesehen hat, du siehst es mit deinen eignen Augen! Er entdeckte in den Kräuselwellen Formen, die er noch nie bemerkt hatte, weder in der Natur noch auf Bildern. Es war ein Muster, das sich ständig wiederholte, die Flecken ähnelten sich in der Form und hatten doch jeder sein eignes Gesicht, das sich in kleinen, reizenden Abweichungen von denen seiner Geschwister unterschied . . .

Thomas malte in Gedanken und setzte ruhig und fleißig Farbenfleck neben Farbenfleck . . .

Rosig und apfelsinenrot, saftgrün und tiefblau, veilchenfarben und warmweiß wie glühendes Eisen, sammetbraun und schwefelgelb, blihend wie poliertes Silber und gedämpft schimmernd wie mattes Gold, so spielte das lebendige Wasser um die perlmutternen Inseln des Schweigens . . .

Langsam dämpften sich die Farben, die grellen Lichter ertranken; das Meer sah aus wie flüssiges Blei . . .

Thomas erwachte gleichsam. — Er hatte ja sterben wollen . . . Und jetzt konzipierte er Bilder . . . Wie lächerlich das war! — Aber er sah dieses Bild . . . Wenn er das malte . . .! Vielleicht könnte das sein erstes rundes, ganz persönliches Werk werden . . .

Ach nein! Im Konzipieren war er von jeher groß gewesen . . . Warum sollte es diesmal anders kommen als sonst?

Und wenn dies sein bestes Bild wäre, was frommte

es, wenn erß auf einer soliden Leinwand der Nachwelt hinterließe? Er selbst hatte es ja gesehen . . . Das war genug! Mochte es denn ein guter Abschluß sein!

Aber es war nur Thomases Verstand, der so sprach: sein Gefühl hatte eine weite Reise gemacht auf den Flügeln der Abendröte, unter dem glühenden Himmel über das glühende Meer . . . Die Schönheit dieser Welt hatte ihre schimmernden Arme gehoben und den Flor der Todessehnsucht zerteilt.

Thomases Gedanken logen nicht länger wie trogige Kinder, die gegen ihr Gefühl auf ihrem Kopfe bestehen. Sie grüßten das Leben in Demut . . . Und ihrer Demut schenkte sich die ganze Schönheit der Welt . . .

Und plötzlich erfaßte ihn eine zitternde Freude, weil er die Heimat wiedersehen sollte; wie bei jener ersten Heimkehr merkte er staunend, daß er sich die ganze Zeit nach dem magern Strande seiner Kindheit gesehnt hatte . . .

Er fürchtete die Gegenströmung nicht mehr; war er doch nur eine kleine Brandungswelle und wurde von einem starken innern Drange getrieben. Weit hinein würde er jagen, bis dahin, wo der Sand trocken ist, und sich trinken lassen vom Boden seiner Heimat und mit ihm verschmelzen.

Er wußte, daß er nicht unfruchtbar liegen würde; der Drang nach seiner Kunst erfüllte ihn ganz. Ob auf seinem Sandfleck nur blasser Strandhafer erwüchse oder eine strenge Föhre, den Seeleuten fern auf dem Meere ein Wahrzeichen, was verschlug das! Andre mochten sich um das Gewachsene kümmern, er hatte Genüge daran, das Wachsen zu empfinden . . .

Das Licht schwand. Über der Wolkenbank im Westen glühte der Himmel noch, aber sein Rot war so düster, daß es ausah, als stiege die Dunkelheit langsam aus dem Meere den Himmel empor, der oben noch immer in blaß-blauer Helle durch den mählich erbleichenden Wolfenfächer schaute. Der halbe Mond, der schon die ganze Zeit wie ein leichtes Wölkchen klein und hoch am Himmel gestanden hatte, gewann Glanz und Kraft. Als Thomas seinen Blick nach Osten wendete, breitete sich dort ein ganz andres, nächtiges Meer, in dem hie und da Mondlichter auffsprangen, grünsilbern blizend und hastig, als spielten da fremde Märchenfische.

Er stand auf und ging, die Hände in den Jackettaschen, langsam über Deck.

Die beiden Damen standen noch auf der Brücke und überschütteten den Kapitän mit muntern Worten. Dem aber schien das lästig zu sein: er antwortete kaum.

„Ich sage ja immer, Glück muß man haben!“ zwitscherte die eine. „Ich hab sicher geglaubt, ich werde seekrank; und jetzt dies herrliche Wetter! Es wird sich doch halten, Herr Kapitän?“

Der Alte antwortete nicht gleich. Sein Auge wanderte von der Wolkenbank im Westen den fächerförmigen Wetterbaum hinauf.

„Jawoll!“ sagte er dann. Etwas wie Schabenfreude lag in seinem Ton.

Thomas ging weiter, nach vorn, und ließ sich wieder auf dem Tauerwerk nieder. Er blickte zurück. Die Lichter des Schiffes brannten schon: das weiße hoch im vordern Mast und die beiden bunten an den Seiten

der Brücke; sie woben grüne und rote Funken in die Schaum Schleier.

Das Schiff ging seinen Gang, hinaus in die Nacht und in ihren verwirrenden Mondglast . . .

Die Wetterzeichen hatten richtig prophezeit. Schon vor dem Erwachen, durch den Schlaf des Morgens, wo die Träume hastiger werden und ihre Fäden fester an die Gedanken und Sorgen des Tages knüpfen, fühlte Thomas das Bett unter sich gleichsam atmen; und als er die Augen aufschlug, sah er, wie die Handtücher und seine Kleider pendelten. Bald legten sie sich fest an die lackierte Holzwand, bald bildeten sie einen spitzen Winkel mit ihr. — Aus der Nachbarkabine drang das Stöhnen der Dame herüber, die gestern so zuversichtlich gezwitschert hatte . . .

Es kostete Thomafen Mühe, sich zu waschen und anzuziehen. Das Wasser brandete gegen die einwärts gebogenen Ränder des Waschbeckens und schickte unerwartete Spritzer auf sein Nachthemd. Er mußte mit gespreizten Beinen stehen und war zu den merkwürdigsten Stellungen gezwungen.

Es war, als wolle das Schiff ihn necken und als mache es absichtlich allerhand unerwartete Wendungen und Finten, wie Kinder, die „Kriegens“ spielen. Und Thomas kam bald auf die Kniffe dabei und fand Vergnügen an diesem gegenseitigen Überlisten und Zuvorkommen.

„Nur kaltes Blut, alter Junge!“ sagte er lächelnd vor sich hin. „Mich erwischst du nicht so leicht!“

Aber das Schiff hatte mehr Ausdauer als er und

schien sich zu denken: „Warte nur ab, Liebster, ich finde schon einen unbewachten Moment!“

Und so kam es auch. Thomas war ohne besondere Anstrengung die Treppe zum Decksalon hinaufgestiegen und fühlte sich schon ganz sicher . . . Wie er aber an die Tür ins Freie trat, stellte ihm das Schiff auf einmal gleichsam ein Bein, recht wie ein strupelloser Straßenjunge. Er taumelte an die Reling und hatte schon das Gefühl, jetzt ginge es kopfüber ins Wasser hinunter. Mit erschrocknen Händen umkrampfte er gerade noch rechtzeitig eine Klampe und warf seinen Körper zurück . . . Wie ein höhnisches Richern des Meeres traf ihn zugleich eine scharfe Garbe von Salzwasser, die in kurzem Wirbel an Deck klatschte.

Thomas tat einen tiefen Atemzug und schaute sich um. Der Bug des Schiffes stieg und fiel stampfend. Bald verstellte er einen großen Teil des Himmels, bald legte er den ganzen Horizont frei. Auf der grauen Wolkendecke leuchtete im Südosten, wo die Sonne stehen mußte, ein runder, silberweißer Fleck, den sah Thomas so lange an, bis ihm die Augen wehtaten; und als er den Blick nun auf die schäumenden Wellen richtete, sah er überall den runden Flecken; nur wechselte er jetzt unablässig die Farbe und glitt von rot nach grün, von grün nach rot hinüber.

Thomas ließ die Klampe fahren und fühlte sich sicher auf seinen gespreizten Beinen und freute sich des unwillkürlichen Lebensdranges im Menschen, der im Augenblick der Gefahr mit eisernen Sehnen aufspringt, und dem er es zu danken hatte, daß er jetzt nicht irgendwo da hinten im Kielwasser mit den Wellen kämpfte . . .

In Bilderlingshof herrschte bei Thomasens Ankunft die klare Stille des Herbstes. Die Häuser standen fast alle im Winterkleide mit geschlossenen Läden und verschaltten Veranden. Auch das Meer und der Wald schwiegen; da klangen die seltenen Schritte auf den Bretterstegen eigen laut, wie in einer verzauberten Stadt . . .

Auf den Beeten vor Tante Leocadiens Häuschen — jetzt gehörte es Thomasen — lächelten lila, weiße und rosa Asten; hie und da stand auch noch ein verspätetes Blümchen tiefblau in dem buschigen Grün der Rubelien-einfassung. Die kleinen Ebereschen auf dem Firste des Dinsendaches hatten sich mächtig gereckt, ihre Beeren-dolden — das größte Bäumchen trug stolz deren vier — leuchteten in feurigem Orange zwischen dem braunen Laube. Die Espen hatten ihre lederzähnen Blätter in leuchtendes Gelb gekleidet. Strich einmal ein Luftzug durch die Kronen, so sah es aus, als regne es Goldstücke. Als würden sie an schräg gespannten Fäden geführt, ließen sich die Blätter lautlos nieder, flach auf der Luft schwimmend und in gelindem Wirbel um sich selbst . . .

Lange stand Thomas so, die Hände auf den wettergrauen Lattenzaun gestützt, und sah in seinen Garten: tote Blätter, lebendige Blumen, Samen bergende Früchte . . . Und da empfand er alles Leben als das harmonische Atmen der Natur im ewigen, lebendigen Schummer ihres unbewußten Seins . . .

Petersburg, gegeben am Walpurgistage,
1./14. Mai 1902.

Berehrungswürdiger Eremit,
und insbesondere heiliger Vater!

Gruß und Handschlag zuvor, mein heißgeliebter Better in Christo! Also sprach Zarathustra! Nämlich: hast Du schon viele Briefe von mir gesehen? Ich auch nicht. Angepumpt habe ich Dich in Deiner Glanzperiode ja mehrschten-deels telegraphisch. Aber zur Sache: Nicht darum handelt es sich, denn ich habe hier viel Geld ge-griffen, nicht nur mit dem Komödien-, sondern außerdem noch in dem gleichfalls ruhmreichen vingt-et-un-Spiel, was meinem Glück in der Liebe weiter nicht abträglich war. Na, mündlich mehr davon!

Mündlich! fragst Du. Ja, das ist eben der springendste Punkt. Ich will Dich nämlich be-suchen, in der zuversichtlichsten Erwartung, daß es Dir ein Fest sein wird, mich in Deiner Mitte zu sehen. „Außerdem“, wie die Münchner sagen, telegraphiere ab! Übermorgen machen wir hier Schluß. Es war wirklich schön und ein großer Erfolg. Zu meinem Benefiz habe ich siebzehn riesige Lorbeerkränze bekommen und außerdem einen Haufen Silberzeug usw. usw. Darunter vom Großfürsten Iwan eine Busennadel mit seinem Namenszuge in Brillanten. Sehr schön! Und für mich schließt sich an diese Gastspielreise gleich mein Sommerurlaub. Ich habe eine Ausspannung auch wirklich sehr nötig!

Na, und da ich Dich gern wiedersehen möchte,

dachte ich mir, vielleicht auf vierzehn Tage bis drei Wochen zu Dir hinauszukommen, solange die guten Rigaer den Strand noch nicht überschwemmen. Nachher will ich nach Trouville. Es kann auch Ostende werden. Ich weiß nicht.

Lieber Gott, es waren doch schöne Zeiten, wie wir als Jungens Bilderlingshof unsicher gemacht haben! Und ich bin seitdem nicht wieder im Ländchen gewesen.

Wenn Dhsoling noch lebt, so grüße ihn von mir und sag ihm, daß ich noch immer was gegen die trockne Kur habe und ihm dies nächstens durch Vertilgung vieler konfirmierter Schnäpse beweisen werde. Dabei fällt mir ein, daß ich ihm wahrscheinlich noch ein paar Rubelstücke schuldig bin, von damals her. Nur getrost, er soll sie mit Zinsezinsen wiederbekommen, obgleich der Filou sicher reich ist, während ich nur viel Geld verdiene. So ist alles relativ!

Na also: Wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt und kein Telegramm abwinkt, treffe ich Dienstag früh in Riga an und gonde mit dem Zwölfuhrzug (der wird sich in der konservativen Gegend wohl noch erhalten haben) an den Strand hinaus, wo wir uns um Zwölf Uhr vierzig gerührt in die pp. Vorderflößen stürzen werden. In diesem Sinne: Heil, Sieg und Krammetvögel! Gott segne den Dorschfang!

Freundlich lächelnd verbleibe ich Dein

„berühmter Landsmann“

(sagt die Dänazetung. Wer hätte das vor zehn Jahren gedacht)

August Appeltoft.

Die andern Rigauer Familianten schenk ich mir. Wird die Bande sich schleimen! Das ist ja aber mit der Zweck der Übung. Oder meinst Du, Onkel Albert giftet sich noch heftiger, wenn ich mit allen Orden und Medaillen bei ihm Visite mache? Er erfreut sich bloß des Stanislaus vierter Verdünnung. „Na, wird man sehn!“ sagt Dhsolting. „Prost Neujahr!“ sagt August.

„Na, Jungchen,“ fragte August, als sie nach dem „ersten Mittagessen auf der Veranda zusammensaßen, „und wie geht es dir eigentlich?“

„Besser,“ lächelte Thomas.

„Wieso besser? — Besser als mir? — Das gibts ja nich. Hast du aus allem, was ich erzählt habe, entnehmen können, es ginge mir schlecht?“

„Ach nein, aber . . .“

„Aber . . .?“

„Nichts! Leg nicht jedes Wort auf die Goldwaage! Kurzum, es geht mir gut.“

„So?“

„Ja.“

„Na ja, für eine Zeitlang mag das ja ganz schön sein, aber . . .“

„Ich glaube nicht, daß ich mir sobald etwas andres wünschen werde.“

„Warts ab, lieber Thomas! Wart nur noch ein paar Jährchen! Ich bin überzeugt . . . Dieses Glück im Winkel . . . Und schließlich bist du doch noch kein alter Tapergreis . . . Sag, was du willst: Talent zum Philister hast du nu mal nich.“

„Hoffentlich nicht! Aber weißt du, wo ich die größten Philister gefunden habe?“

„In Riga natürlich?“

„Ne, in München: unter unsern sogenannten Bohèmes.“

„Na?“

„Philister sind für mich die Leute, die immer alles im Hinblick auf die andern tun. Ob sie dabei dem bourgeois schmeicheln oder ihn erschrecken, ist ziemlich wurscht.“

„Also lieber Thomas, ich seh schon: mich hältst du auch für einen Philister?“

„N—Nein. Menschlich wenigstens nicht! Das berufliche Schauspielerzöpflein wird wohl auch dir hinten hängen.“

„Hoho, bläst du auch die Flöte?“

„Sieh mal sieh, du ereiferst dich gleich. Das ist der beste Beweis . . .“

„Wofür?“

„Lieber August, mißversteh mich doch nicht! Ich hab dir wirklich nichts unangenehmes sagen wollen . . .“

„Nein, aber im Ernst, ich habe doch wirklich nichts vom typischen Komödianten mit allen seinen Albernheiten . . .“

„Na ja, dann sei doch zufrieden! Wenn du das weißt, was kann dir an einer hingeworfnen Meinung von mir liegen?“

„Ich weiß schon, du hältst mir das vor, weil ich vorhin die ganze Zeit von mir gesprochen habe, von dem Petersburger Erfolg . . .“

„Ach August, nun sei aber auch nicht hysterisch! Das warst du doch sonst nicht.“

„Du kannst mir wirklich glauben, ich hätte kein Wort darüber verloren, wenn es nicht tatsächlich so ein ganz außergewöhnlicher, exorbitant großer Erfolg gewesen wäre.“

„Exorbitant ist gut!“

„Na ja!“ stieß August ungeduldig hervor und verstummte dann für eine Weile.

Thomas musterte ihn mit einem leicht amüsierten Lächeln. Dabei erfüllte ihn das Gefühl einer starken, freudigen Sicherheit. — Vorhin, als er auf dem Bahnhof den Zug erwartete, hatte er nicht recht gewußt, ob er sich auf diesen Besuch freue oder die Unterbrechung seiner Einsamkeit bedaure. Und dabei hatte er einen leisen Verdacht gegen sich selber verspürt, weil er dem Gaste doch mit einer etwas fahrigen Freude entgegensah. Dieser Besuch mußte ja eine Probe auf Thomases Exempel sein. Was brachte August denn andres mit, als einen Hauch von dem Leben draußen, der wirbelnd in den stillen Luftraum seiner Stuben fahren müßte? Zeugte dieses Zittern seiner Nerven in der Erwartung nicht von einer heimlichen Sehnsucht nach Dingen, die noch vor drei Tagen so weit hinter ihm gelegen hatten, als hätte er sie seit zwanzig Jahren nicht gesehen?“

Aber wie er jetzt saß und diesen ein bißchen dick und recht nervös gewordenen Schauspieler beobachtete, da fühlte er: sein Exempel stimmte und ging auf; er konnte ruhig einen Strich darunter machen. — Nein, dieser Hauch von draußen kam aus einer Welt, die eine Dimension weniger hatte als seine; seine Atmosphäre konnte davon nicht im mindesten erschüttert werden. — Er wunderte sich nur, wofür sich diese Leute interessierten

und worüber sie sich aufregten. — Er wußte, daß das ironische Lächeln, mit dem er seinen Gast musterte, nicht frei von Hochmut war; aber er nannte diesen Hochmut berechtigt. Er war ein Aristokrat geworden, Aristokrat von der Einsamkeit Gnaden; und dessen war er froh.

„Was machst du eigentlich fürs Gesicht!“ sagte August auf einmal.

„Wieso?“

„Arrogant bis dort hinaus! So stell ich mir die Bisagen der seligen Engel vor, wenn sie auf die Erde herunterlächeln. Aber du bist noch auf der Erde, lieber Thomas!“

„O, sicher!“

„Du wirst es schon noch merken!“

„Was das betrifft . . . Ich merk es eigentlich erst so recht wieder, seitdem ich hier bin.“

„Nein, so mein ichs nicht . . . Ja, ja, ja, du bist klug und weise . . . Das bin ich auch schon gewesen . . . Bei dir gehts auch wieder über. Denn schließlich . . . Was machst du überhaupt so den ganzen Tag? Es muß doch zum Auswachsen sein?“

„Ach, allerlei! Ich male . . .“

„Ja, was malst du? Das wollte ich dich schon lange fragen. — Kannst du mir nicht was zeigen?“

„Wenns dir Spaß macht . . .“

„Na, tu auch nicht so, lieber Thomas. Schließlich interessiert es dich vielleicht auch ein bißchen . . . So ein absoluter Laie und Banause bin ich doch auch nicht. Ein Stückchen von einem Kunstmaler war man am Ende doch auch mal . . . Kommt mir übrigens beim Maskenmachen kolossal zugute . . .“

Thomas ging auf die Tür zu.

„Dein Urteil interessiert mich natürlich. Übrigens brauchst du dir gar keinen Zwang aufzuerlegen. Schimpf ruhig! — Wie ich die Bilder finde, weiß ich nämlich schon . . .“

„Na, Thomas, ich hab Zeiten gekannt, wo du nicht so ungeheuer überlegen und sicher warst . . .“

„Eben darum!“ sagte Thomas und ging hinein, um gleich darauf mit zwei Bildern von mittlerer Größe wiederzukommen. Das eine stellte er auf einen Stuhl vor August hin.

„Ah!“ sagte der überrascht und fragte nach einer Weile: „Und wie nennst du das?“

„hm? — Sagen wir: Sonnenuntergang auf der Ostsee.“

„Du, Thomas, ich bin paff! Wart mal, ich glaub, ich muß noch etwas zurücktreten. — Ja, so seh ich es richtig! Das ist kolossal nobel. Das Bild ist ganz fabelhaft gekonnt.“

„Ja, das ist ein sehr beliebter Ausdruck in Kunstfeuilletons.“

„Weißt du, du kannst nämlich Wasser malen . . . Ober sogar zeichnen . . . Das ist schwerer. Fein! Allerdings, wenn du das heute in Berlin ausstellen wolltest . . . Da geht heutzutage nichts als der Impressionismus.“

„Ich will ja gar nicht ausstellen.“

„Na, das wäre doch ein Unsinn . . . So ein Bild! Und wie viel Stimmung da drin ist! So, so . . . Sogar feierliches . . .! Sag mal, wo hast du diese ornamentale Behandlung der Wellen her?“

„Ich hab das Meer halt so gesehen.“

August war ganz erregt und rief lebhaft:

„Das ist nämlich wahrhaftig auch wahr! So sieht es aus! Gesehen hab ichs hundertmal, aber ich hab es nie bemerkt. Das Ei des Columbus! — Wenn ich denk, wie unsre Impressionisten das Meer malen! Es steht immer wien Haufen lackiertes Heu aus!“

„Gott!“ sagte Thomas lächelnd, „ich hab ja mehr Zeit als die Herren.“

„Ja, da steckt Arbeit darin!“

„Ja, ich hab mich wirklich nicht überhezt . . .“

„Und das andre?“ August wies auf die Leinwand, die Thomas in der Hand hielt. Der nahm das Meerbild fort und stellte das zweite an seinen Platz.

„Donnerwetter!“ rief August. „Fabelhaft! Ganz altmeisterlich! Leib!“

„Ja, mindestens!“ lächelte Thomas abwehrend.

„Doll, wie das gemalt ist! Wenn ich an deine frühern Sachen denke . . . Das ist deine dicke Köchin, was?“

„Ja, die Lene.“

„Famos! Die Hände! Die strickt nämlich wirklich. Und dieser Vorfrühling im Garten . . .! Nee, weißt du, damit kannst du selbst in Berlin Aufsehen erregen. Wer kann denn das heutzutage noch! Auch wenn die Leute die Geduld dazu hätten . . . Sie könnten es einfach nicht machen. Wenn die mal aufhören wollen, zu schwindeln, fängt gleich die ganze Geschichte zu wackeln an! — Na ja, und das weißt du ja auch selbst . . .“

Thomas lächelte ruhig.

„So ganz weg wie du bin ich ja nicht von den Bildern . . . Aber es könnten ruhig zwanzigtausend Kunstkritiker drüber schimpfen, es würde mich nicht sonderlich irritieren.“

„Darüber schimpft keiner!“

„Das kann man nie wissen.“

„Probiers doch! Stell die Sachen aus; und du wirst sehen . . .!“

„Wozu denn?“

„Ja, wie meinst du das?“

„Was hab ich mit dem Ausstellen für Eile? Zum Leben hab ich genug; und . . .“

„Wozu ist man denn Künstler?“

„Zum Ausstellen?“

„Du glaubst ja selbst an den Erfolg . . .!“

„Und wenn schon!“

„Du, lieber Thomas, jetzt hör ich dich nämlich laufen; du hast Angst vor dem Erfolg!“

„Nein, August, wirklich nicht. Ich weiß schon, was du meinst; und ich hab mir die Frage schon selbst sehr oft ernsthaft vorgelegt. Aber nein . . . Ich habe — heut sag ich: Gottseidank — zu lange auf den Erfolg warten müssen, als daß er mich heute noch beirren könnte.“

August heftete noch einen langen Blick auf das Bild und seufzte. Dann setzte er sich wieder in seinen Korbstuhl, zündete eine Zigarrette an und rauchte schweigend. Thomas stand am Ausgang der Veranda, die Hände an die Säulen gestützt, und sah schweigend in den Garten hinaus.

„Verdammt recht hast du eigentlich,“ stieß August zwischen den Zähnen hervor, „eigentlich hast du verdammt recht!“

„Wieso?“ fragte Thomas, durch diesen Ton überrascht, und wendete sich nach ihm um.

„So . . . ! Ich gelte ja allgemein für ein kolossal vergnügtes Huhn . . . Aber das ist alles bloß äußerlich. Ich kann dir sagen . . . !“

„Na, August, so furchtbar tragisch nimmst du das Leben auch nicht.“

„Ernster, als du glaubst.“

„Stimmungen, August!“

„Ich kann dir sagen, wenn ich dich so ansehe, krieg ich einen Moralischen. Vergnügt war ich einmal. Das hat alles der Erfolg mitgenommen.“

„Na, ich weiß doch nicht . . .“

„Es ist schon so. — Der verdamnte Erfolg! Was hatte ich vorher für ein gemütliches Leben! Und jetzt: keine Ruhe mehr! Ich arbeite wie ein Pferd, um all das Geld zusammenzutragen, das ich brauche. Hab ich in Berlin mal zwei Tage frei, dann gastier ich gleich einen Abend in Breslau oder Posen oder Krähwinkel. Einen vernünftigen Urlaub gönne ich mir seit fünf Jahren zum ersten Mal . . .“

„Ja, lieber August, ich denke, du hast in Berlin sechs- unddreißigtausend Mark?“

„Das klingt nach was, wenn mans nicht hat. Ach, und da kommt so viel . . . Vor allen Dingen das verdamnte Teu!“

„Muß man denn jeuen?“

„Ne! Aber man tuts. — Ich gab was drum, wenn

ich soviel hätte wie du und mich in irgend einem stillen Winkel zur Ruhe setzen könnte.“

„Na, dazu brauchst du dich doch wirklich nur ein paar Jahre einzuschränken.“

„Sawohl! Und glaubst du zum Beispiel, meine zwei geschiednen Frauen leben von der Luft?“

„Zwei? Das weiß ich ja noch gar nicht?“

„Ach so? Dann hab ichs damals wahrscheinlich verdammelt, dir ne Trauungsanzeige zu schicken. Es war ein total verrücktes Frauenzimmer! Ich erzähl dir ein andermal davon . . .“

August verstummte und begann mit seinen Fingernägeln zu knipsen, die er dabei eingehend musterte. Schließlich sagte er:

„Allerdings, natürlich . . .! So ein Leben wäre ja auch nichts für mich! Übrigens, dich seh ich auch noch nicht für die Ewigkeit hier.“

„Gott, Ewigkeit . . .!“

„Weißt du, was mit guten Vorsätzen gepflastert ist?“

„Vorsätze halten mich hier ja gar nicht.“

„Sondern?“

„Ich fühle mich hier eben wohl.“

„Und wenns dem Esel zu wohl wird . . . Weißt du übrigens, was der Teufel am Wege zur Hölle als Wegweiser aufzupflanzen liebt?“

„Na?“

„Frauenzimmer!“

Thomas lachte.

„Dann hats für mich keine Gefahr. Die alte Lene . . .“

„Sag das nicht, lieber Thomas. In der Beziehung

ist der Teufel sonderbar. Wirst du glauben, daß ich, wie ich da sitze, auch schon wieder verlobt bin?"

„So? Mit wem denn?"

„Eine kleine Kollegin. Ein entzückendes Mädchen!"

„Na, siehst du! Also, ich gratuliere. — Was hast du nun von allen deinen Erfahrungen?"

„Ach nein, lieber Thomas," sagte August mit Humor, „ich will durchaus nicht auf die Weiber schimpfen; denn siehst du, die erste Zeit bin ich ja noch mit jeder sehr glücklich gewesen . . ."

Thomas saß in seinem Garten malend an der Staffelei. August, sein Modell, hatte sich ihm gegenüber auf eine Gartenbank gesetzt, hielt ein Reklamäbändchen in der Hand und lernte eifrig an dem großen Monologe Tello; er sprach die Verse halblaut vor sich hin und gestikulirte hie und da mit geballter Faust. Amüsiert beobachtete Thomas den angespannten und beinahe wütenden Ernst seines Studiums und lächelte über den nach dem Inhalt der Verse blitzgleich wechselnden Ausdruck des rasierten Schauspielergesichts. Besonders ergötzlich däuchte ihn immer der Moment, wo August, nachdem er die Verufe der Wandrer, die diese Straße zögen, in beiläufigem Tone aufgezählt hatte, auf einmal mit grimmigen Augen versicherte, daß sein Geschäft der Mord sei. Dies war auch der Moment, den er in seinem Bilde festzuhalten suchte; er saß still beobachtend und griff nur selten zum Pinsel, um mit befriedigtem Lächeln eine kleine Retouche im Gesicht zu machen, irgend ein Fältchen charakteristischer zu gestalten oder ein Licht aufzusetzen.

„Du, August, kannst du die Hand mit dem Buche einen Augenblick so still halten!“ rief er auf einmal, „so ist sie viel besser, als ich sie da habe. So, ja . . .!“ Er begann die Hand mit breiten Pinselstrichen neu anzulegen. „So ist der Ärmel auch nicht so langweilig. Die Falten sind sehr lustig.“

„Na ja,“ meinte August, „malerisch mögen sie sein. Sigen tut das Jackett aber scheußlich. Ich wollt es hier nur auftragen, weil mich doch niemand sieht; und jetzt verleibst du es der Ewigkeit ein! Wenn du durchaus auf charakteristische gehst, solltest du mich wahr-

haftig in einem bessern Anzug malen. Schlecht gemachte Kleider sind nämlich kein Charakteristikum für mich."

"Nee, August, lassen wirs nur dabei! Der da paßt mir grade in der Farbe so gut."

"Ich hätte meinem Schneider beinah den Kragen umgedreht, als er mit dem Monstrum ankam."

"Macht nichts, es soll ja kein Reklameschild für die Schneiderakademie werden. — Aber halt doch die Hand ruhig!"

August seufzte.

"Du kannst einen recht murcheln!" sagte er. "Jetzt malst du schon vierzehn Tage an mir. Nee, als Porträtmaler sind die Holbeine eine grausame Kasse. Das machen die Impressionisten viel schmerzloser."

"Nur einen Augenblick noch, nachher kannst du meinewegen Näder schlagen!" sagte Thomas zerstreut und musterte mit gerunzelten Brauen die Falten des schlecht sitzenden Arms. August machte mit dem andern Arm eine weitausholende Gebärde und begann wieder:

"Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zu kurzer Rast bereitet . . ."

"Sag mal," unterbrach ihn Thomas, "jetzt mußt du den Monolog doch eigentlich können?"

"So ziemlich. Aber bei mir muß jede Rolle so sitzen, daß ich sie auch ohne Souffleur spielen kann. Schiller lernt sich ja leicht. Und dann, weißt du: mein Gedächtnis ist ja berühmt."

"Komisch, daß du den Tell noch nicht gespielt hast."

"Nee, noch nie. Man ist in Berlin sehr gespannt auf meinen Tell."

„Das kann ich mir denken,“ versicherte Thomas.

„Eine sehr schwere Rolle!“ sagte August ernsthaft.
 „Schwer, aber dankbar.“

„Ja, natürlich, mit deinen schönen Beinen . . .!“

„Mach keine faulen Witze! — Nee, weißt du, ich werde nämlich nicht den gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wiesen-Tell spielen. Ich hab eine ganz neue Auffassung für die Rolle.“

„So?“ fragte Thomas, der sehr ins Malen versunken war.

„Ich spiele den Tell als Bauern.“

„Ach . . .!“ machte Thomas.

„Ja, direkt als Bauern!“

„Eine vorzügliche Idee!“ Thomas lächelte ein wenig belustigt.

„Hast du etwas dagegen?“ fragte der empfindliche Mime.

„Nee, im Gegenteil! Das war endlich einmal Zeit . . .!“

„Du kannst mich ruhig frozzeln, lieber Thomas. Denn — deine Malerei in allen Ehren — vom Theater verstehst du nicht die blasse Bohne. — Daß du einmal Theaterdirektor warst . . .!“

„So!“ sagte Thomas nach einem langen vergleichenden Blick, „jetzt hab ichs ungefähr. Du brauchst nicht mehr still zu halten.“

„War auch die höchste Zeit, gleich wäre mein Arm eingeschlafen!“ August trat hinter Thomasens Stuhl.
 „O ja, der Arm sitzt jetzt viel besser. Aber, was hast du denn mit dem Kopf gemacht? Ich seh ja wie der richtige alte Komödiant aus.“

„Dafür kann ich doch nichts,“ lächelte Thomas.

„Nein, aber das ist übertrieben! So seh ich doch nicht aus.“

„Beim Rollenstudium schon!“

„Nein, das bin nicht ich, sondern das ist der Komödiant.“

„Und wenn schon! Das wäre vielleicht kein Fehler des Bildes.“

„Ja, aber es soll doch ein Porträt sein.“

„Lieber August, wenn du es wünschest, brauchst du es nur zu sagen, und das Bild wird nie ausgestellt.“

August preßte die Lippen zusammen und dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er jovial und mit einer verdeutlichten herzlichen Offenheit:

„Nein, lieber Thomas, für so kleinlich mußt du mich nicht halten. Was mich dabei stört, ist ja nur, daß es eben kein richtiges Porträt ist. Gerade von dir würde ich gerne so gemalt werden, wie ich aussehe.“

„Ja, August, Idealporträts mache ich nicht.“

„Nein, das wär auch das letzte, was ich mir wünschte. Weißt du, ein bißchen was versteh ich doch von Malerei. Aber ich kann dir versichern: was du da hineingelegt hast, stimmt nicht. Wenn ein Schauspieler im Privatleben nichts Komödiantisches hat, bin ichs doch! Du malst ein Vorurteil mit in dein Bild hinein.“

„Na, warten wirs ab, es ist ja nicht fertig,“ tröstete Thomas heuchlerisch: denn seine Absicht war, den von August verpönten Zug im Gegenteil noch schärfer zu treffen und hervorzuheben.

„Na ja,“ sagte August beruhigt, „du wirst sehen, du kommst selbst noch darauf! Übrigens wirst du vielleicht

doch noch Gelegenheit haben, mich nächstens auf der Bühne zu sehen.“

„Willst du doch am Stadttheater gastieren?“

„Ich hab heute wieder einen Brief bekommen. Das Komitee scheint allmählich einzusehen, daß ich um seiner schönen Augen willen nicht spielen werde. Sie sind mit ihrem Angebot einigermaßen heraufgegangen. Ich gehe eine Kleinigkeit hinunter; und so glaub ich, daß wir uns noch einigen. Für nichts mache ich ihnen jetzt in der schlechten Saison keine vollen Häuser. Ich spiel übrigens fürs erste nur zweimal. Ich bin schließlich zur Erholung hier. Und wenn sie mich als Landsmann nicht tatsächlich beinah flehentlich gebeten hätten, tät ichs für kein Geld. Ob die guten Rigauer mich bewundern oder nicht, ist mir sehr egal. Ehrgeizig bin ich überhaupt nicht.“

„Na, na!“ meinte Thomas.

„Nein, wirklich nicht. Du faßt mich überhaupt ganz falsch auf. Daher kommt auch dieser fatale Zug in dein Bild.“

„Was willst du denn hier spielen?“

„Zuerst Kean, dann Faust, ersten Teil, nachher vielleicht den Hüttenbesitzer. Du, als Kean solltest du mich sehen!“

„Nee, ausgerechnet Kean, das kannst du nicht verlangen. Das halt ich nicht aus.“

„Ich hab in der Rolle eine ganz eigne Auffassung und möchte gern wissen, was du dazu sagst.“

„Ich versteh ja doch nichts vom Theater.“

„Ich möchte ja nur wissen, wie es auf dich wirkt, ob es dich packt . . .“

„Nee, sicher nicht, der Kean nicht! Und wenn der liebe Gott selbst ihn spielt!“

„Na ja, es ist ja ein blödes, veraltetes Stück. Aber zeig mir doch eine moderne Rolle, wo man so alle Register ziehen könnte. Da ist alles drin. Eine glänzende Rolle, um sich irgendwo vorzustellen.“

Thomas antwortete nicht; er hatte sich auf seinem Stuhle zurückgelehnt und musterte vertieft sein Bild.

„Da kommt eine Dame!“ rief August auf einmal. — Thomas warf einen flüchtigen Blick nach der schmalen Straße hinüber; wirklich kam eine hochgewachsene, schlanke Frau von dem Brettersteg auf der andern Seite auf die Zauntür zu.

„Die wird sich verlaufen haben,“ sagte Thomas. „Zu mir kommen keine Damen.“ Und er begann wieder zu malen.

August sah interessiert hinüber und sagte plötzlich:

„Ja, ist das denn nicht . . .?“ — Damit ging er schnell auf die Tür zu. Thomas fuhr zusammen. Sollte am Ende Rose . . .! Er sah sich hastig um. Nein, die Dame, die August jetzt über den Zaun hinweg lebhaft begrüßte, war hellblond. Und auf einmal fühlte er sein Herz laut klopfen: das war ja seine Kusine Annemarie! Er legte sein Malgerät hin und ging ihr entgegen.

„Du bist auch hier, Thomas?“ fragte sie erstaunt und verlegen. Ihre Stimme däuchte ihn viel höher, als er sie von ihrem letzten Abschied her im Ohre gehabt hatte.

„Ja, wo sollte er sonst sein?“ lachte August.

Thomas hielt Annemariens Hand, deren Wärme er durch den Handschuh spürte, und wußte nichts zu sagen. Sie entzog sie ihm mit einem leisen Druck und fragte:

„Tante Leocadie hält wohl gerade ihr Mittagsschläschen?“

„Tante Leocadie!“ sagte Thomas so erstaunt, daß Annemarie erbleichend auffuhr und ihn mit erschrocknen Augen ansah.

„Ja, weißt du denn nicht . . .?“ fiel jetzt auch August ein.

„Was . . . ist . . . mit . . . ihr?“ stammelte sie. „Sie ist tot?“ fragte sie dann auf einmal mit großen, schmerzlich weiten Augen.

Thomas nickte.

„Seit einem Jahr bald.“

„So!“ sagte Annemarie leise, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Thomas wohnt jetzt hier,“ erklärte August, „er ist ihr Erbe.“

„Und deine Frau?“ fragte sie.

„Ich bin nicht mehr verheiratet,“ erwiderte Thomas leise.

Sie streifte ihn mit einem schnellen, überraschten Blick.

„Ja, dann muß ich . . .“ sagte sie mit gequältem, suchendem Ausdruck, „dann will ich . . . Wann geht der nächste Zug in die Stadt?“

„Na, so eilig wirst du doch nicht haben . . . Wenn man sich so lange nicht gesehn hat . . .! Begeben wir uns mal auf die sogenannte Reveranda!“ schlug August

vor. Auf einen zweifelnden Blick Annemariens bat auch Thomas sie, zu bleiben: und da ging sie mit müden Schritten ihnen voraus, die Stufen hinauf.

Ein verlegnes Schweigen herrschte, als sie an dem Korbtische saßen. Annemarie sah in ihren Schoß und spielte mit dem Sonnenschirm. Und dann fühlten alle drei auf einmal das Bedürfnis, etwas zu sagen. August räusperte sich und Annemarie öffnete die Lippen, als Thomas fragte:

„Aber trinkst du nicht eine Tasse Kaffee? Ich will gleich bestellen.“ Er ging schnell an die Tür und rief ins Haus hinein: „Lene!“

„Ja, Herr Thomas, ich komm gleich,“ hörte man Lenens Stimme; und gleich darauf erschien sie, die nassen Hände an ihrer blauen Küchenschürze trocknend.

„Lene,“ sagte Thomas, „es ist Besuch da. Sie müssen Kaffee kochen. Und vielleicht könnten Sie einen von den Puttningschen Jungen zu Dhsoling auf die Station schicken und Schmandkuchen holen lassen.“

„Scheen!“ sagte Lene. Aber in demselben Augenblick erkannte sie Annemarien. Sie schrie auf: „Herr-jeh! Frau Annemarie is jekommen!“ und eilte auf sie zu und küßte ihr die Hand.

„Guten Tag,“ sagte Annemarie, „was, noch immer die alte Lene von Tante Leocadie!“

„Ja, ja,“ sagte Lene mit einem mißtrauischen Blick, „Lene is alt jeworden. Die dicke Lene, sagt Jungherr August immer. Aber Frau Annemarie, möcht man glauben, is jünger jeworden wie vor fünf Jahre zurück.“

Ein Schatten ging über Annemariens Gesicht; sie lächelte gezwungen, als sie sagte:

„Na, das hört man ja gern . . .“

„Sind Sie wieder hier, Frau Annemarie? Ist Herr Staatsrath nicht mehr beiseite auf Ihnen?“

Annemarie gab keine Antwort, und August, der aufgestanden war, klopfte Lenen auf die Schulter und sagte:

„Trab, Trab, dicke Dame! Und die Schmandkuchen nicht vergessen! — An Schmandkuchen hab ich übrigens auch seit zirka funfzehn Jahren nicht mehr gedacht.“

Das Gespräch, das sich beim Kaffee allmählich entspann, wurde hauptsächlich von August geführt, der auf Annemariens dazwischen eingestreute Fragen nach dem und jenem in burschikosem Tone wortreich über Thomases und sein eignes Schicksal Auskunft gab. Thomas, den so mancherlei an dem, was August sagte, verlegte, saß schweigend und sah Annemarien staunend an: so verändert dächte sie ihn. Zuerst fiel ihm das auf, als sie langsam ihre Handschuhe auszog und er sich unwillkürlich in das Spiel ihrer vollen, weißen Hände vertiefte, die sich allmählich vor ihm entblößten. Diese kräftigen, sehr gepflegten Hände, deren Finger rosig polierte, spitz geschnittne Nägel hatten, glichen denen so wenig, die er im Gedächtnis gehabt hatte; es ging ein eigener, leise sinnlicher Reiz von ihnen aus, ähnlich dem, den die Begegnung mit einer etwas zweifelhaften Dame von Welt auszuüben pflegt. — Annemariens Gesicht war nach landläufigen Begriffen durchaus nicht schön, aber diese blasse Blondheit hatte einen aparten Reiz, der durch die schwarzen Wimpern

und Brauen, die fast unnatürlich daraus hervorschießen, etwas unbeschreibliches, etwas fast herausforderndes, ein wenig perverſes bekam, das unmittelbar und auf den erſten Blick wirkte. Thomas konnte ſich von früher her dieſes Kontraſtes in ihrem Geſichte nicht erinnern, und ſein maleriſches Gefühl beſtärkte ihn in dem Glauben, daß Annemarie hier der Natur ein wenig nachgeholfen haben müßte. Aber trotzdem er ſonſt jede Künstlichkeit in dieſer Hinſicht verabscheute, konnte er ſich der Wirkung nicht entziehen. — Als ſie dann aufſtand und die Arme hob, um ihren Hut abzunehmen, war es ihm wieder gleichſam eine Offenbarung, was für eine ſchöne Geſtalt ſie hatte. Der um die Hüften ſehr knapp ſitzende Rock und die ſchwarzſeidne Bluſe, unter der ſie kein Korſett trug, zeigten das faſt herausfordernd. Merkwürdig, ſagte Thomas zu ſich ſelbſt, daß mir das früher niemals ſo recht aufgefallen iſt! Na, der Blick dafür geht einem wohl erſt ſpäter auf; manchem, der kein Maler iſt, vielleicht nie. In der Jugend ſieht man doch wohl mehr aufs Geſicht und — ſagen wir — die Seele der Angebeteten.

Im Geſpräch war die Befangenheit von Annemarien gewichen. Sie ſprach ihre Anſichten ſicher und beſtimmt aus; ſie wurde allmählich ſogar heiter und ging auf Auguſts Ton ein. Ihre Augen wanderten derweil aber häufig verſtohlen zu Thomafen hinüber, und ein paar-mal errötete ſie unter ſeinem Blick.

„Ja,“ ſchloß Auguſt ſeine biographiſchen Exkurse endlich, „und ſo treibe ich noch im Strudel der Welt umher, während er ſich ſtill auf gerettetem Kahn bereits ins Land der alten Meiſter geflüchtet hat.“

„Dafür sieht er noch recht wohlkonserviert aus,“ lächelte Annemarie.

„Er malt schon wien Alter!“ versicherte August.

„Na, August, ich finde, eigentlich sieht er jünger aus als du.“

„Das kommt nur vom Rasieren. Das macht alt. Son Bollbart verhüllt ja alle Gramfalten.“

„Sind das bei dir Gramfalten?“

„Selbstverständlich! — Aber warum ziehst du deine Handschuhe schon wieder an?“

„Ich muß doch endlich aufbrechen . . . Es wird mir wohl nichts andres übrig bleiben: ich muß Papa auffuchen . . .“

„Ich denke, du bist mit ihm übers Kreuz?“ fragte August.

„Ja, aber was soll ich machen . . .? Wenn Tante Leocadie noch lebte . . .“

Thomas fuhr aus seinen Gedanken empor:

„Du wolltest wohl hier bei Tante Leocadie bleiben?“

„Ach nein, — höchstens ein paar Tage. Ich weiß eigentlich selbst nicht . . . Das Rencontre mit Papa wird nicht sehr erquicklich sein . . .“

„Dann bleib doch heute wenigstens hier, bleib ein paar Tage! So lange du willst . . .!“

„Ich dank dir sehr, Thomas, aber . . . Schließlich . . . Einmal muß es doch sein . . . Und dann schon lieber heute als morgen . . .! Angst hab ich vor Papa gewiß nicht . . . Die liebe Familie hat sich gegen mich so benommen . . .!“

„Ach, bleib hier,“ bat August. „Machen wir uns heute noch mal einen gemüthlichen Abend, bevor du in den Kampf gegen den väterlichen Mediziner ziehst.“

Annemarie machte ein unentschlossenes Gesicht, aus dem deutlich die Lust sprach, zu bleiben; ihre Augen fragten Thomasen, ob es ihm wirklich recht wäre. Der beeilte sich, sie einzuladen, und seine Stimme hatte dabei einen wärmeren Ton, als er beabsichtigt hatte. Zugleich klang sie ihm sonderbar unfrei, gefesselt gleichsam von den unklaren und wechselnden Gefühlen, die ihn bewegten. Erinnerungen von früher vermischten sich mit neuen Eindrücken . . . Ein Zwang lag um seine Brust, er fühlte: Dies war ein Gast von andrer Art als August; hier drohte seiner Einsamkeit und Ruhe eine wirkliche Gefahr. Und so fern seine Jugenliebe hinter ihm gelegen haben mochte, ganz tot und überwunden war sie nicht gewesen, das hatte er schon in dem Augenblick gespürt, wo Annemarie in seinen Garten getreten war. Und wie er sie dann so beobachtet und mit dem jungen Mädchen von einst verglichen hatte, war in seinem Blute eine schmerzhaft eifersüchtige erwacht, unter deren Peitsche es schneller pulste. Eifersucht auf die Jahre der Trennung, aus denen nur ein verworrenes Echo äußerer Umstände ihres Lebens zu ihm gedrungen war, Eifersucht auf die Männer, die sie so verwandelt hatten . . .

„Also ja, dann bleib ich bis morgen,“ antwortete Annemarie mit einem Seufzer der Erleichterung auf Thomasens Einladung.

„Das ist vernünftig!“ sagte August. „Und heute machen wir uns einen recht vergnügten Abend! Was kann das schlechte Leben nützen!“

„Ja, wollen wir heute wieder mal jung sein!“ nickte Annemarie, „man muß ja nicht immer an seine Sorgen denken.“

„Hört, hört!“ stimmte August zu. — Annemarie lächelte leise:

„Ach Gott, was sind wir drei hier in Silberlingshof schon lustig gewesen, damals!“

„Ja, lustig wars schon, obgleich ich zu Tode unglücklich war, weil du dein Herz Thomas geschenkt hattest. Ja, ja, ja, du weißt vielleicht gar nicht, daß ich dich schon seit meiner Obertertianerzeit unglücklich liebe.“

„Gott, August, du hast seit damals so oft glücklich geliebt . . .“ Annemarie wendete sich an Thomafen, der ein unzufriednes Gesicht machte, und streckte ihm ihre Hand hinüber: „Ach Thomas, wenn später auch nichts daraus geworden ist, es waren doch schöne Tage . . . Und lieber Gott, heute sind wir alte, vernünftige Leute und könnens riskieren, davon zu sprechen.“

Thomas schlug, ein irrendes Lächeln um den Mund, in ihre Hand ein und zog sie schweigend an seine Lippen. — August deklamirte:

„Der achzigjährige Marquis küßte seiner greisen Jugendfreundin mit der Galanterie des achzehnten Jahrhunderts die welke, blaugeäderte Hand . . .“

„Laß doch den Unsinn!“ unterbrach ihn Thomas ein wenig verlegen, und Annemarie sagte, um das Gespräch abzulenken:

„Ja aber, wenn ich bleiben soll, Thomas, da könnte die Lene vielleicht auf die Station; ich hab meine Sachen noch dort.“

Thomas stand schnell auf und rief nach Lenen.

„Liebe Lene,“ sagte Annemarie, als die Köchin gekommen war, „können Sie so gut sein, und auf der

Station sagen lassen, daß meine Sachen hergebracht werden! Drei Koffer, ein großer und zwei kleine . . .“

„Sachen?“ fragte Lene mit runden Augen.

„Ja, Lene,“ sagte Thomas, „Frau Annemarie bleibt heute hier; ein paar Tage vielleicht. Sie müssen ihr das blaue Zimmer zurechtmachen.“

„Hier wohnen?“ fragte Lene energisch.

„Ist Ihnen was nicht recht, Lene?“ lachte August.

„Das jeht doch nicht!“

„Warum? Haben Sie keine reinen Laten?“

„Laten hab ich jenug. Hier is alles jenug, un orntlich is auch alles bei mir.“

„Na also?“

„Das paßt sich nich.“

„O Lene, dicke alte Jungfer!“

„Ich weiß schon von alleinig, daß ich alte Jungfer bin, Jungherr August. Aber was sich paßt, weiß ich schon. Un wenn ich heiraten mechte, jekonnt hab ich oft! Aber heiraten is nich immer so scheen, wie man jeglaubt hat. Und das sag ich!“

„Lene, Lene . . .!“ mahnte Thomas.

„Frau Annemarie kann im Hotel bei Bulowski wohnen.“

„Nein, Lene, Frau Annemarie wohnt hier,“ sagte Thomas; und es kam etwas energischer heraus, als er beabsichtigt hatte, denn im Grunde fühlte er sich ein wenig unsicher.

„Ich sag nichts nich, Herr Thomas, aber das sag ich: es paßt sich nich, wenn eine Jungefrau bei einen Herrn wohnen soll, wo keine Frau nich is. Was werden die Leute sagen?“

„Was geht das die Leute an!“

„Das heeren sie schon!“

„Dann hören sie! Und jetzt gehn Sie auf die Station und holen Sie die Sachen!“

„Was Herr Thomas mir sagt, tu ich, und ich sag nichts nich, ich sag nur, weil es sich nich paßt,“ wiederholte Lene noch einmal und ging kopfschüttelnd und vor sich hin brummend ins Haus.

„Sie ist bedeutend herrschsüchtig, die dicke Dame!“ stellte August nach einer Pause der Verlegenheit fest. „Ich könnte sowas auf die Dauer nicht vertragen.“

„Ach,“ meinte Thomas leichtthin, „sie ist von Tante Leocadie her gewohnt, bei allem um Rat gefragt zu werden. Und sonst ist sie einfach ein Weltwunder von einem Dienstboten.“

„Sie scheint etwas gegen mich zu haben,“ sagte Annemarie so naiv, daß die beiden Männer laut lachen mußten. Sie stimmte herzlich ein. Dies war der Augenblick, wo die Befangenheit zwischen Thomafen und Annemarien wich. Das Gespräch wurde lebhaft, die eigentümliche Traumstimmung eines solchen Wiedersehens, das lange Jahre mit ihren Erlebnissen wegzuwischen scheint, hüllte sie in ihre Schleier. Alles wirkliche und künftige versank . . . Was so lange tot gewesen war, daß man es kaum noch gewußt hatte, — süße Gespenster der Jugend erfüllten sich mit dem Blute der gegenwärtigen Stunde und wandelten im Lichtkreis der Lampe um den runden Tisch, sanft lebendig geworden für einen kurzen Abend . . .

Am nächsten Morgen beim Kaffee — der Langschlaffer August war noch nicht erschienen — bat Annemarie Thomafen, mit ihr einen Spaziergang ans Meer zu machen. Sie freute sich, es nach Jahren wiederzusehen, und dann wolle sie mancherlei mit ihm besprechen, was nicht für Augusts Ohren berechnet sei; vielleicht könne er ihr einen Rat geben . . . Jedenfalls aber würde es ihr eine Befriedigung sein, sich endlich wieder einmal einem wahren Freunde mitteilen zu können: sie sei durch Jahre zum Schweigen verurteilt gewesen . . .

Sie traten durch das Seitenpförtchen des Zaunes direkt in den Dünenwald. Schweigend stiegen sie zwischen den stämmigen Föhren den karglich bewachsenen Sandwall hinan, der die Siedelung vor Sturm und Flut und Sandverwehung schützt. Annemarie trug ein schlichtes grauleinenes Kleid, das mit gestickten russischen Vorten besetzt war. In dem kurzen Rock und mit dem glatten Strohhut dächte sie Thomafen mädchenhafter, als gestern abend. — Er hatte noch immer das Gefühl, als wäre er gerade erwacht, und alles, was er seit seiner letzten Trennung von Annemarien erlebt hatte, wäre ein Zug von wirren Traumbildern gewesen, den er in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen gesehen hätte . . .

Auf dem Kamm der Düne machten sie Halt und ließen ihre Blicke schweifen. Die See lag fast glatt unter dem wolkenlosen Himmel, nur ganz am Ufer trieben sehr flache Wellen an den Strand, ohne sich zu brechen; kaum, daß sie plätscherten. Ein unsichtbarer Dunst mußte über dem Wasser liegen, denn die Linie

des Horizonts war verschleiert, und alles schwamm in einem schwermütigen Einerlei.

„Heute ist das Meer nicht schön!“ rief Annemarie enttäuscht.

„Ich weiß nicht . . .“ entgegnete Thomas. „Es hat doch seine Stimmung . . . Und ist so grenzenlos . . .“

„Ich finde das Meer doch am schönsten, wenn es recht wild ist.“

„Ich liebe die glatte See,“ sagte Thomas. „Übrigens . . . Überhaupt, das Meer . . .! Was das ist, merkt man immer erst wieder, wenn man lange nicht gesehen hat, wie ich damals in München.“

„Ja, und ich in Moskau.“ Annemarie spannte ihren Sonnenschirm auf.

„Also, gehen wir ein bißchen?“

Durch knirschenden Sand schritten sie zum Ufer hinunter, wo die Feuchtigkeit eine harte Promenade geschaffen hatte, und gingen im Schlenderschritt dem Meere entlang, mit den Augen die trägen Wellen verfolgend, die kaum die Kraft hatten, ihren Saum auf den Strand zu schieben . . .

Ihr Gespräch blieb einsilbig und hingte sich an gleichgiltige Dinge; und beide verspürten dabei ein sonderbares Unbehagen, das von fern dem schlechten Gewissen eines Schuljungen glich, der seine Aufgaben nicht macht und sich auf die Zwischenpausen vertröstet, wo hoffentlich noch Zeit genug dazu sein werde.

Sie hatten sich schon dem Ende des Badestrandes genähert, ihnen zur rechten lagen am Fuße der Düne nur noch vereinzelt Badehütten, da sagte Annemarie:

„Wollen wir uns nicht hinsetzen? Im Gehen spricht es sich so schlecht?“

Sie stiegen zu einer Hütte hinauf, die eine Veranda hatte, und setzten sich einander gegenüber. — Thomasen überkam es auf einmal, wie allein sie hier waren . . . Vor ihnen nur Sand, Meer und Himmel . . . Nicht einmal ein Fischerboot war zu sehen, kein Wagengleis, nichts, was von Menschen gesprochen hätte . . . So konnte es hier schon vor tausend Jahren ausgesehen haben . . .

„Du warst ja so lange in Deutschland,“ begann Annemarie plötzlich, „da wollte ich dich fragen, ob du meinst, wenn ich hinausgehe . . .? Ob ich wohl irgend einen Erwerb finden könnte?“

Er hob überrascht den Kopf.

„Erwerb? Ja, wie meinst du das? Woran hast du denn beispielsweise gedacht?“

„Ja, ich weiß eben nicht . . . Eigentlich . . . Ge-lernt hab ich ja nicht viel vernünftiges . . . Ich hab in Moskau Schreibmaschinenunterricht genommen, aber . . . Sehr viel Übung habe ich ja nicht, und . . . Es gibt wohl sehr viel Konkurrenz?“

„Ach, Annemarie, und dann wird das so schlecht bezahlt . . .“

„Ja, das hab ich mir eigentlich gedacht! Ich hab auch eher an eine Stellung als Gesellschafterin bei einer Dame gedacht . . . Oder sowas . . .“

„Ja aber, Annemarie, ist denn das etwas für dich? So eine Abhängigkeit von Gott weiß wem. Und dann: warum gerade in Deutschland? Ich glaube, daß du da in Rußland besser dotierte und angenehmere Stellungen finden könntest . . .“

Annemarie zeichnete mit der Spitze ihres Sonnen-

schirmes in der leichten Sandschicht, die der Wind über die Bretter gelegt hatte. Dann sagte sie stöhnend:

„Nein, ich möchte . . . Ich möchte ja gerade fort aus Rußland . . . In ganz andre Verhältnisse . . . In ein ganz neues Leben . . . Wo niemand mich kennt . . .“

Sie verstummte, mit erröteten Wangen. Thomas seufzte nur zitternd, und ihm wurde trocken im Halse.

„Jawohl!“ sagte sie mit einem Ruck, und es klang ein starker Trotz in ihrer Stimme. „Warum ich das will, das . . . Es hat keinen Zweck, von dem allen zu sprechen. Wer es nicht selbst durchgemacht hat, weiß nicht, wie so eins nach dem andern kommt . . . Und du denkst natürlich nicht anders über mich, als die andern Rigenser auch!“

„Nein, Annemarie . . .!“ Thomases Stimme klang bittend und weich. „Siehst du, es spricht sich so schlecht über solche Dinge . . . Es klingt immer gleich so . . . Aber glaube mir, ich . . . Ich kann alles verstehen und . . . Wer kann . . .? Du hast ihn eben geliebt.“

„Nein!“ antwortete sie hart. Er sah sie mit großen Augen an. „Versteh mich recht: Jawohl, ich bin Magnus Schlaars Geliebte gewesen,“ sagte sie mit einer Sachlichkeit, die ihn brutal däuchte. Und das empfand sie: plötzlich ging ein sehr mädchenhafter Zug über ihr Gesicht, und sie fügte hastig hinzu: „Gerade du sollst mich nicht falsch beurteilen. Ich weiß aber nicht . . . Wie soll ich dir das sagen? Du bist ein Mann, und . . .“

Sie brach ab. Er hatte sein Kinn in die Hand gestützt und sah aufmerksam einer Ameise zu, die sich angstvoll mähte, aus einer Rige zwischen zwei Brettern

herauszukommen, aber von abrutschenden Sandlöchern immer wieder hinuntergerissen wurde . . .

Plötzlich begann Annemarie zu sprechen. Und als sie die ersten Sätze hinter sich hatte, kam Eifer und Fluß in ihre Rede.

„Ich weiß nicht, woher ich es habe . . . Aber ich bin nun einmal, wie ich bin . . . Zu Hause . . . Erzogen bin ich ja wie alle unsre jungen Mädchen aus guter Familie . . . Wir wissen nichts und erfahren nichts; und das bißchen, was man weiß, ist auch nur dummes Zeug . . . Was sich so Freundinnen untereinander erzählen, mit Richern und Quietschen, als ob es was sehr komisches wäre . . . Ich weiß noch, wie ich mich damals mit meiner intimsten Freundin Berta Jakobi über solche Dinge unterhalten habe. Die hatte es von ihrer Köchin. Und Berta ist jetzt Pastorin und hat sechs Kinder — oder jetzt vielleicht schon zwölf, ich weiß nicht — und ist doch in solchen Dingen heute noch nicht klüger, als wir damals waren. Sie begreift sicher nicht, wie jemand von der sogenannten Liebe zu irgend etwas hingerissen werden kann. Sie sieht darin nur eine lästige Hausfrauenpflicht mehr. — Das schönste war doch die Brautzeit, hat sie mir einmal gesagt: mit der Hochzeit ist alles poetische vorbei. — Und das ist ja wohl die Regel bei unsersgleichen. — Und wer anders ist . . . Aber ich bin nun einmal anders! — Woher ich es habe, weiß ich nicht . . . Aber ich halte mich deshalb nicht für schlechter . . . Natürlich . . . Wie die Sachen einmal sind, haben die leicht sich entrüsten . . . Aber . . . Wenn ich in die richtigen Hände gekommen wäre . . .! Wer nur deshalb nicht auf Abwege geht, weil er an

beiden Beinen gelähmt ist, braucht sich nicht zu rühmen! — Ach, Thomas, ich weiß ja, daß mein Leben verpfuscht ist, aber . . . Siehst du, Thomas, warum soll ich das heute nicht sagen: Wenn wir beide damals auf und davon gegangen wären, dann wäre wohl alles ganz anders gekommen . . .“

„Du wolltest ja nicht,“ erwiderte Thomas leise.

„Ach, Thomas, wenn du . . .! — Die Hauptschuld tragen natürlich meine Eltern . . . Aber ich glaube, wenn du . . . Wenn du . . . Aber dein Widerstand war so matt, so . . .“

„Ich war ein dummer Junge . . .!“ sagte Thomas. „Und schließlich: auch meine Erziehung . . .!“

„Nein, Thomas, mißversteh mich nicht . . . Ich mach dir keinen Vorwurf. Du bist eben auch, wie du bist . . . Und wenn du anders gewesen wärst, wer weiß, ob ich dich damals lieb gewonnen hätte . . . Als das junge Mädchen aus guter Familie . . . Aber siehst du, was dir damals fehlte, das alles . . . Das hatte Magnus Schlaar. Und das erklärt viel.“

Thomas war bei dem Namen zusammengezuckt. Annemarie sah ihn gedankenvoll an und fuhr dann fort:

„Mein Mann . . . Woldemar war ein verbrauchter Lebemann, und ich . . . Ich hab bei ihm nicht mehr kennen gelernt als den Eitel . . . Ach, ich will nicht davon sprechen! Es war ein schreckliches Zusammenleben. Ich war zu stolz, ihm Vorwürfe zu machen . . . Ich sagte nichts . . . Aber was ich innerlich durchgemacht habe . . . Und meine Gedanken . . . Und er . . . Woldemar war im Grunde furchtbar weich . . . Er hatte, namentlich, wenn er getrunken hatte, so eine widerliche

Zärtlichkeit und konnte von Wutausbrüchen auf einmal in tränenselige Rührung verfallen und stundenlang weinen und betteln. Und mit dem Trinken wurde es immer schlimmer . . . Um mich zu verstehen, müßte man das alles mit angesehen haben . . . Von diesem Schwächling, den ich verachtete, mußte ich mich brutalisieren lassen . . . Ich fühlte mich so entwürdigt und beschmußt und schämte mich, einem Menschen in die Augen zu sehen . . . Und da kam Max . . . Magnus Schlaar ins Haus.“

Thomas biß sich auf die Unterlippe. Diese losende Zusammenziehung des Namens Magnus tat ihm weh. Annemarie sah mit sinnenden Augen aufs Meer hinaus, wohl eine Minute lang; dann sprach sie langsam weiter:

„Wie soll ich dir erklären, wie alles gekommen ist? Ob ich ihn geliebt habe . . .? Weiß man das denn selbst? Zuerst war er mir unsympathisch, dann unheimlich . . . Ich hab Angst gehabt vor seinen Augen! Du hast ihn ja gekannt . . . Er war . . . Er war eben alles das, was Woldemar nicht war . . . Ich sah tausend Fehler an ihm, aber . . . Ich weiß nicht, ob man das Liebe nennt . . . Ich bin eben anders als Verta Jakobi und alle die andern . . . Und doch hab ich mich gewehrt, monatelang, bis endlich . . . Woldemar war wieder einmal für einige Tage nach Riga gefahren . . . Wir waren allein . . . Und da, er hat mich nicht gefragt . . . Er hat mich einfach genommen . . . Und wie habe ich mich da noch gewehrt . . .!“

Sie verstummte und klopfte leise und taktgemäß mit ihrer Stiefelsohle auf den Boden. Thomas hielt den

Kopf gesenkt, und sein Atem ging hörbar durch die halbgeöffneten Lippen.

„Daß ich dir das alles erzählen kann . . .!“ sagte sie dann auf einmal mit einem sonderbar schiefen Lächeln. „Somas sagt man sonst kaum einer Freundin. Und du bist ein Mann . . .“

„Warum denn nicht?“ stieß er heiser hervor und ärgerte sich in demselben Augenblick über diese törichte Antwort.

„Ja,“ sagte sie, „und dir kann man auch viel mehr sagen als andern! Man fühlt das beim Sprechen . . . Man merkt gleich, ob der andre richtig zuhört und die Sachen so auffaßt, wie sie gesagt sind.“ — Wieder machte sie eine Pause und begann dann eigentümlich plötzlich: „Also, so hat es zwischen ihm und mir angefangen. Und da . . . Da wußte ich auf einmal, was . . . Was ich bis dahin nicht gewußt hatte . . . Ich weiß nicht, ob man das Liebe nennt . . . Wenn ich allein war und an ihn dachte, dann sah ich ja vieles an ihm, was . . . Aber wenn er dann bei mir war . . . Er hatte das Weib in mir erweckt und wußte es wach zu halten. — Ich fühlte wohl, daß das einmal ein Ende nehmen mußte, daß es sich nicht so forst steigern konnte ins endlose . . . Aber ich sah nichts, was darnach kommen konnte . . . Also war es doch wohl nicht Liebe . . . Denn . . . Ach, ich weiß nicht! — Und dann kam das Ende. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel . . . Woldemar — wir hatten nie bemerkt, daß er irgend etwas ahnte — bekam auf einmal beim Essen einen Wutanfall. Ohne jeden sichtbaren Anlaß sagte er uns unsre Beziehungen auf den Kopf zu, er schrie mir

Schimpfworte ins Gesicht . . . Ich fühlte, wie ich bleich wurde, aber ich lächelte nur . . . Ich wußte, daß ihn das noch wütender machen mußte, ich habe es nachher oft bereut, aber . . . Ich konnte nicht anders . . . Woldemar fuhr auf mich los und wollte mich schlagen . . . Da sprang Max dazwischen und stieß ihn zurück, daß er hinfiel; er raffte sich auf und sprang Max mit beiden Händen an die Kehle . . . Ich saß und sah, wie sie rangen, und konnte mich nicht rühren . . . Und dann fuhr ich auf, mit einem Schrei, den ich heute noch manchmal höre: Max schlug ihm auf einmal die Flasche auf den Kopf, daß er zusammenbrach . . . Wir standen beide erstarrt und sahen ihn an, wie er da wimmernd lag, den Kopf in einer Pfütze aus rotem Wein und Blut . . . Und dann kamen die Dienstboten hereingestürzt und die Knechte . . . Max wurde gebunden . . . Und mich sahen alle so sonderbar an . . . Ich sag dir . . .!“

Sie brach ab. Ein langes, zitterndes Schweigen herrschte zwischen ihnen, in dem die Natur auf einmal an Lauten reich wurde, die sie vorher nicht vernommen hatten. Spitz erhob sich das Plätschern der Wellen, Krähen krächzten im Walde, Möven schrieten über dem Wasser, und irgendwo im Holzwerk der Hütte klopfte die Totenuhr . . .

Annemarie brach das Schweigen:

„Was nachher alles kam, weißt du ja aus den Zeitungen, aus . . . Und was ich innerlich durchgemacht habe . . .! Ich kann darüber nicht sprechen . . . Ich wußte nur, daß es aus war zwischen Magnus und mir . . . Ich weiß nicht . . . Wenn es Liebe gewesen

wäre, so hätte doch . . . Aber es blieb nichts als Reue und Ekel . . . Ich klagte mich an, ich haßte mich selbst und haßte ihn . . . Nicht einmal ein richtiges Mitleid für ihn brachte ich in mir auf . . . Ich nahm es wie ein Schicksal, daß er verurteilt wurde . . . Sieh mich nicht so an, Thomas, halt mich nicht für gefühllos und schlecht! Zwischen Magnus und mir hatte irgend etwas gefehlt . . . Alles andre hatte ich ihm gegeben und stand jetzt wie ausgeleert . . . Mehr hatte ich nicht für ihn . . . Ich muß ganz aufrichtig sein gegen dich, Thomas, sonst verstehst du mich nicht . . . Als dann nach zwei Jahren die Nachricht von seinem Tode kam, aus Sibirien, da hab ich . . . Ja, ich habe um ihn geweint, aber . . . Es ist mir wie eine Befreiung gewesen . . . Zuerst . . . Denn siehst du, er . . . Schließlich wäre er doch zurückgekommen . . . Und er, er hätte niemals von mir gelassen. Und ich . . . Mir hätte vor seiner Liebe gegraut . . . Das Bild Woldemars, wie er da am Boden lag, hätte immer zwischen uns gestanden. Ganz abgesehen von . . . Vom andern . . . Ach, Thomas, ich bin das Bild von jenem Tage an niemals los geworden. Ich habe seit dem Tage nicht mehr ohne Licht schlafen können . . . Immer, immer sah ich ihn im dunkeln; und als Magnus gestorben war, ist auch er gekommen.“

„Du mußt das überwinden,“ sagte Thomas und wunderte sich, wie trocken und sachlich seine Stimme klang. „Wäge ab, was diese beiden Männer dir gekostet haben . . . Und was hast du ihnen getan? Hättest du ihnen helfen können? Sie haben beide in keiner glücklichen Haut gesteckt . . .“

Mit durstigen Augen hatte Annemarie seinen Worten gelauscht.

„Du bist der erste, Thomas, von dem ich keine Vorwürfe höre . . . Siehst du, was du da sagst, hab ich mir oft gesagt, aber . . . Jawohl, ich habe Woldemar betrogen . . . Aber hatte er mich nicht um mehr betrogen? Und Magnus . . . Siehst du, und wenn ich am hellen Tage in solchen Gedanken meine Rechnung mit ihnen machte. Ich habe mich nicht verloren geben können . . . Ich bin mit meiner Reue fertig geworden . . . Aber in der Nacht . . . Seine Träume hat man nicht in der Gewalt . . . Und wenn man dann auffährt . . . Im Dunkeln . . . Und dann . . . Wenn das alles wäre . . . Wenn seitdem . . . Hätte ich ein nützliches, fleißiges Leben geführt . . . Aber das andre war ja das schlimmste . . . Du weißt eben nicht alles, was ich in diesen letzten Jahren durchgemacht habe . . . Vielleicht würdest du dann anders sprechen . . .“

„Ich hab mancherlei Gerüchte gehört,“ sagte Thomas unbesonnen.

„Was hast du gehört?“ fragte sie hastig.

„Ach Klatsch, dummes Zeug! Was kommt es darauf an!“

„Mir kommt es aber darauf an. Ich kann mir denken, was die guten Rigsenser mir alles nachgesagt haben mögen. Nein, du sollst auch nicht schlechter von mir denken, als ich bin. Jawohl, ich war die Geliebte des jungen Fürsten Scherbatoff, ich war eine ausgehaltne Frau! Aber wie das gekommen ist, das hat dir keiner gesagt. Wie meine Eltern es damals gemacht haben . . .! Da hast du fünftausend Rubel, geh nach Rußland und such dir eine Stelle! Was für eine Stelle hätte ich

mir denn suchen sollen? Hatten sie mich dazu erzogen, auf eignen Füßen zu stehen? Ich war in meinem Leben noch kaum allein auf die Straße gekommen. Meine Freundin in Moskau, von der ich geglaubt hatte, sie würde mir zu einer Stelle verhelfen . . . Ach, ich habe bald gemerkt, wie es mit der stand! Aber was sollte ich machen? Es war der einzige Mensch in Moskau, den ich kannte. Und ich hoffte ja immer, bald eine Stelle zu finden . . . Aber siehst du, als Gesellschafterin oder so . . . Mein Prozeß war durch alle Zeitungen gegangen, und . . . Ich lernte Maschinenschreiben, aber . . . Gott, ich bin das Suchen bald müde geworden . . . Und ich glaubte auch, fünftausend Rubel wären Gott weiß wie viel Geld . . . Und als sie zu Ende waren, da . . . Der junge Scherbatoff . . . Unter allen Herren, die ich durch meine Freundin kennen lernte . . . Er war der einzige . . . Wie oft hat er mir gesagt: Gnädige Frau, Frau Strazki ist doch kein Umgang für Sie. Aber, was sollte ich machen! Er saß immer so still unter allen den lustigen Leuten und sah mich an . . . Er sprach nie von Liebe . . . Ach, Thomas, siehst du, er ist der rücksichtsvollste, zartfühlendste, feinste Mensch, den ich kenne.“

„Und so hast du ihn lieben lernen . . .“ flüsterte Thomas gepreßt. Annemarie lachte unwillkürlich auf, seufzte aber gleich wieder und sagte mit einem Kopfschütteln:

„Lieben! Den kleinen Sergué! Ach nein, zum lieben . . . Er war bei aller seiner Güte und Feinheit doch ein klein bißchen eine komische Figur . . . Gern haben . . . Ja, gern hab ich ihn heute noch . . . Trotz

allem . . . Und dem armen Kerl hat es sicher sehr weh getan, daß ich so ohne Abschied auf und davon gegangen bin.“

Thomas saß mit gesenktem Kopfe, preßte seine Handballen gegen einander und atmete laut und schmerzlich. Sie warf einen schnellen Blick zu ihm hinüber.

„Ach so, jetzt verachtest du mich wohl gründlich? Ja, so seid ihr Männer!“

„Mein, Annemarie. — Aber . . . Daß ich . . . Wer kann sich in einen andern hineinversetzen . . .? Du wirst viel durchgemacht haben, bevor es so weit gekommen ist . . .“

„Ich hab mir sehr viel zum Vorwurf zu machen . . . Aber das nicht, Thomas. Das ist so gekommen . . . Als mein Geld zu Ende war . . . Meine Freundin hatte es ihm gesagt . . . Da bot er mir an, mir auszuweichen . . . Was sollte ich machen . . .! Ich wußte nichts andres . . . Und er verstand es mir so zart und rücksichtsvoll anzubieten. — Es war zuerst nur eine Kleinigkeit . . . Und ich suchte nun wieder mit aller Macht nach einer Stelle . . . Aber ich fand nichts . . . Und siehst du, er . . . Er war mir immer bei der Hand und half mir . . . Es war wohl ein Leichtsinns von mir . . . Aber er machte es mir so leicht . . . Und schließlich, ja, das bekenn ich offen, an schöne Kleider und so hatte ich mich schon gewöhnt, so lange ich selbst noch Geld hatte . . . Und da mußte ich bald dies, bald das bezahlen, und . . . Ja, schließlich war meine Schuld bei ihm sehr groß geworden . . . Und wenn ich auch eine Stelle gefunden hätte, an Abzahlen hätte ich nie denken können . . . Ach Thomas, es war ein

schwerer Tag, als ich mir das erst einmal klar machte ... Und von da an fing meine Schuld mich zu drücken an ... Er war noch immer so ... Er hütete sich jetzt noch mehr als früher, von Liebe zu sprechen! Aber wenn er so saß und mich mit seinen traurigen Augen ansah ... Ich kam mir wie eine Betrügerin vor ... Und da ... Eines Tages, als wir allein zusammen waren ... Meine Freundin hatte das so arrangiert ... Sie war eine Gelegenheitsmacherin aus Leidenschaft und hatte schon immer ... Und als er wieder so traurig war und ... Schließlich ... Ich weiß nicht, wie das alles gekommen ist ... Aber als er nun endlich doch sprach ... Er weinte ... Ich hatte den Mut nicht, ich wäre mir wie eine Hochstaplerin vorgekommen ... Ich habe Ja gesagt ... Und als es einmal geschehen war, da war mir alles einerlei ... Ich hatte es aufgegeben ... Glücklich war ich nicht dabei ... Es war ... Ich wollte nicht mehr nachdenken ... Ich hab ... Immer Vergnügungen, schöne Kleider ...! Gott, ich gesteh es offen, das ist immer eine Schwäche von mir gewesen ... Und jetzt gab es nichts andres mehr ... Das alles wurde so wichtig und ging in einer Hast ... Ich habe nie so wenig getan ... Aber ich hatte nie Zeit ... Der halbe Tag verging mit Toilettemachen ... Zum Nachdenken kam ich nie ..."

Thomas fiel hier ein, und es klang ein Ton von Gehässigkeit in seiner Stimme:

„Ich muß dir sagen, daß ich diesen Fürsten Scherbatoff nach deiner Beschreibung nicht so sympathisch finde wie du.“

„Ach Thomas, du kennst ihn nicht, und ich mag ja . . .“

„Da ist mir schließlich ein Schlaar, der brutal auf sein Ziel losgeht, lieber, als so ein ‚rücksvoll zarter‘ Spekulant.“

„Spekulant?“

„Ja!“ rief Thomas hitzig. „Wie nennst du das sonst? Die Art, wie er dich langsam gewonnen hat . . . Hat er nicht die ganze Zeit darauf gewartet, daß er endlich für alle seine Uneigennütigkeiten belohnt werde?“

„Ach Thomas, er war eben ein Mann.“

„Du hast keine gute Meinung von den Männern. Und du hast wohl auch wenig Grund dazu, aber . . .!“

„Gott, er liebte mich eben!“ sagte Annemarie, und dies Wort traf Thomasen. Auf einmal ging ihm auf, daß in dieser Heftigkeit seines Urtheils über den jungen Scherbatoff die Eifersucht deutlich mitklang. Er antwortete nicht und begann mit dem Nagel eine Linie entlang einer Faser des Brettes zu ritzen, auf dem er saß. Annemarie stand plötzlich auf und strich mit den Händen ihren Rock glatt.

„Ja, also . . . Was hat es für einen Zweck, davon zu sprechen? — Jetzt hab ich dir alles gesagt und hab keine Geheimnisse mehr vor dir,“ sagte sie mit einem halben Lächeln, und ihre Stimme klang trocken, gleichsam hölzern. „Gehen wir!“

„Und . . .?“ fragte er heiser, „und warum hast du ihn verlassen?“ — Sie streifte ihn mit einem erstaunten Blick.

„Weil ich . . . Weil ich mußte . . . Ich konnte nicht mehr. — Ist das so schwer zu verstehen? — Ich

wollte nicht . . . Sollte das das Ende sein? — So etwas kann lange fressen und bohren in einem . . . Aber plötzlich ist dann der Entschluß da . . . Ich bin noch nicht zu alt, einen andern Weg zu finden. Ich will . . . Ach, ich weiß ja selbst noch nicht, was ich will . . . Aber jedenfalls . . . Ein ganz andres Leben muß anfangen . . . Auf ganz andrer Grundlage . . . Wenn es noch so bescheiden ist . . .! Aber ich will wieder jedem ruhig ins Gesicht sehen können.“

Er schwieg noch immer; ein beklommener Seufzer erlöste sich aus seiner Brust. Sie lächelte schief und sagte wegwerfend:

„Ich seh schon, du erwartest nichts gutes von meinen Plänen. Aber wozu . . .? — Das wird sich schon zeigen!“

„Aber warum glaubst du . . .?“ stammelte er.

„Ach lieber Gott, lassen wir das! Wir haben lange genug geschwagt. Sehn wir!“

Er folgte ihr die quietenden Stufen hinunter! Sie gingen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren, entlang dem Meere, dessen Wellen in langsamem Takte ans Ufer trieben. Vor ihnen her glitten ihre seltsam verkürzten Schatten, seiner gerade und steif, ihrer sich leise wiegend. Thomas sah Annemarien von der Seite an; sie hielt den Blick aufs Meer gerichtet, mit einer gemachten Zerstretheit im Ausdruck, den Kopf hochmütig erhoben, als bereue sie, daß sie ihm so viel gesagt hatte. Er schlug die Augen nieder und verfolgte wieder das Gleiten ihrer Schatten. Ach, seine Gedanken und Gefühle glichen dem Bilde wenig, das sie sich davon machen mochte. Er fand, daß ihr Verhältnis zueinander

sich umgekehrt hätte. Wo sie bei ihm vielleicht pharisäische Verachtung voraussetzte, hatte er ein ganz andres Gefühl; und als er suchte, wie er es nennen solle, fand er keinen andern Namen dafür als das grobe Wort: Neid. Wie sie so ihr Leben erzählt hatte, war ihr Bild vor ihm gewachsen; er dächte sich daneben klein und schwach.

Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, sagte er zu sich, wo wäre ich heute? Hätte ich ein Leben unter solchen Bedingungen nicht schon zehnmal von mir geworfen? Und in ihr ist noch jeder Mut und jede Hoffnung lebendig. Was sie von ihrem verpfuschten Leben sagte, ist nur eine Redensart. Sie glaubt selbst nicht daran. Sie hat den Glauben, der nicht zu schanden werden läßt, den starken Glauben ans Leben. Sie gibt sich nicht auf und wird sich nicht aufgeben. Sie braucht sich keinen Zweck ins Leben hineinzulügen. Oberflächlich werden solche Naturen von den neunmal Weisen genannt! Als ob sie die Quellen alles Wachsens nicht tiefer strömen fühlten, als andre; als ob das chaotische Lied vom Sinn des Lebens in ihren Tagen nicht reiner rauschte als in den einseitigen Übersetzungsversuchen der Denker; als ob sie nicht fester mit den Ursprüngen verwachsen wären und in ihrem Leben das Ebenbild der großen Mutter elementarer zu gestalten wüßten als die Künstler in ihren Werken! —

Warum denk ich so? fragte sich Thomas dann. — Sie hat mir das ja gar nicht gesagt, sie hat mir von keinen großen Hoffnungen gesprochen. Es klingt nur zwischen ihren Worten mit, daß sie noch ein Glück erwartet. Und doch wirkt dieser Unterton so stark, daß

er alles andre verschlingt. Wie tapfer und stolz sie da neben mir geht! Wie arm und müde ich gegen sie bin mit meinem passivem Willen zum Leben!

Dann aber schlug er sich im Geiste vor die Brust und fragte sich noch einmal: Warum denke ich so? — Was heißt das: Sie hat mehr durchgemacht als ich? Wir sind eben verschieden. Wer kann da urtheilen, und was besagen die äußern Ereignisse? Kann nicht auf einen Menschen ein flüchtiges Wort, eine kleine Gebärde tiefer wirken, als auf einen andern das schrecklichste Unglück, von dem in der ganzen Welt ein Geschrei wird? — Wäre eine andre gekommen und hätte mir das gleiche Schicksal erzählt, — was wäre dann gewesen? Ich hätte keine Sympathie für sie gehabt, ich hätte kühl und unfreundlich abgeurtheilt, vielleicht hätte ich auch alles verstanden und verziehen, aber ich hätte ruhig die Achseln gezuckt und gefragt: Was weiter?

Thomasens Gedanken hängten sich an das Wort vom Verstehen und Verzeihen. Er verstand Annemariens und ihre Schicksale; aber verzieh er ihnen auch? Die drei Männer, die ihr Leben gestaltet hatten, gingen durch seine Gedanken; er sah sie vor sich, mit dumpfem, knirschendem Groll. Seine Phantasie malte sich peinigende Bilder zu dem, was Annemarie erzählt hatte. — Ja, das war Eifersucht und nichts andres! Und daneben glomm heimlich eine quälende Glut: die Eifersucht nährte ein hastendes Begehren, sein Blut fieberte nach ihr, schwüler als damals, wo sie sich ihm als reines Mädchen dargeboten hatte und er mit aller Gewalt hatte an sich halten müssen, um ihr Vertrauen nicht zu missbrauchen.

So sah Thomas mit staunenden Augen eine wilde Brandung gehen, wo gestern noch die glatte See gelegen hatte, in der er sein ruhiges Gesicht hatte spiegeln können, dies Gesicht, in dem etwas von dem hochmütigen Egoismus aller Einsiedler gewesen war.

„Also . . .“ sagte Annemarie plötzlich, „dann will ich heute nachmittag in die Stadt fahren und mit Papa sprechen!“

„Du willst fort?“ rief Thomas überrascht.

„Ja, natürlich. Das Aufschieben hilft ja nichts . . . Einmal muß es doch sein, und da . . .“

„Du willst . . .?“

„Ja, er muß mir noch einmal helfen.“

„Und dann . . . Dann willst du nach Deutschland?“

„Ja! — Ich werd schon etwas finden!“

„Aber glaubst du, dein Vater . . .?“

Sie seufzte tief auf.

„Sehr, sehr schwer wird es sein. Ich kenn ihn ja . . .“

Sie gingen eine Weile schweigend, dann begann Thomas so plötzlich zu sprechen, daß sie erstaunt aufblickte.

„Annemarie . . . Wäre es dir . . .? Soll ich nicht mit dir zu deinem Vater?“

„Du . . .?“ fragte sie nachdenklich.

„Ja, ich meine . . . Vielleicht ist es dir doch eine Hilfe . . . Für mich selbst wäre ich wohl ein schlechter Anwalt. Aber wo es um dich geht . . .!“

Sie seufzte wieder.

„Aber es kann dir doch auch nicht angenehm sein . . . Hast du denn überhaupt noch soviel Interesse für mich?“

„Annemarie!“ bat er vorwurfsvoll.

Sie blieb stehen und reichte ihm die Hand. 63

„Ich dank dir, Thomas! Ja, wenn du mitwillst! Es wäre mir ein großer Dienst!“

„Aber,“ sagte Thomas, und es flog ein schüchternes Lächeln über sein Gesicht, „heut noch nicht! Bleib ein paar Tage und ruh dich aus! Das läuft uns ja nicht fort.“

„N—Nein,“ erwiderte Annemarie zögernd; und dann fuhr sie fort, mit einem wehmütigen Glanz in den Augen, aber doch erleichtert: „Also noch eine kurze Galgenfrist . . .! Stecken wir den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß! Nehmen wir ein paar Tage Urlaub vom Schicksal!“

Es regnete in Strömen. Thomas ging fröstelnd in der Veranda auf und nieder: der Mai zeigte heute ein ganz verwandeltes Gesicht und war auf einmal kalt und verdrießlich geworden. In den tiefen Gleisen der Straße stand bräunliches Wasser, aus dem die Regentropfen kleine Säulen auffpringen ließen, plötzlich und unregelmäßig wie die Hämmerchen in einem Klavier. Die Bäume troffen, Blätter und Nadeln rührten sich nur unter dem Anprall des Regens; das Meer aber rauschte; und horchte man genauer darauf, so vernahm das Ohr einen einförmigen Takt, hörte Welle auf Welle die Stimme heben und wieder verstummen, bevor die nächste das Wort nahm. Es glich dem Atmen der Ewigkeit, so ruhig und gleichgiltig klang es, so blind und so taub. Selbst wenn ein stärkerer Schauer auf dem Pappdach der Veranda seine Wirbel schlug, vermochte er diesen Sang nicht zu verschlingen.

Thomasen trieb es unablässig umher. Die Stimmung dieses Tages lag auf seiner Brust und ließ ihn keine Ruhe finden.

Aus der Glastür zum Wohnzimmer kam August in Galoschen und legte seinen Gummimantel, den Zylinder und den Regenschirm auf einen Stuhl.

„Schon gestiefelt und gespornt?“ fragte Thomas.

„Ja, es wird Zeit. Ich geh gern etwas früher auf die Station und trink noch einen Schnaps bei Dhsoling. Sicher ist sicher! Wenn ich den Zug versäume, siß ich schön da mit meinem Talent, und das ausverkaufte Haus kann seinem Kean nachflöten.“

„Es ist eben erst fünf.“

„Ja, nu, dreiviertel sechs geht der Zug. Und eine Viertelstunde brauch ich zur Station . . .“

„Ach, keine zehn Minuten!“

„Na ja, ich geh ja auch noch nicht. — Und wie ist's mit euch? Noch immer nicht anders besonnen? Es wäre grade noch Zeit; kommt doch mit!“

„Ach, August, du weißt doch . . .“

„Wegen Annemarien . . .? Die hat nämlich sicher brennende Lust.“

„Aber . . .“

„Ich verschaff euch einen Platz hinten in der Direktionsloge. Da sieht euch kein Kuckuck. Wo steckt sie denn?“

„In ihrem Zimmer. Ein bißchen Toilette machen, glaub ich.“

„Das tut sie gern,“ sagte August und ging schnell ins Wohnzimmer.

„Ich will doch noch mal . . .“

„Laß es!“ rief Thomas und folgte ihm. Aber August klopfte schon an Annemariens Thür.

„Ja?“ rief sie heraus. „Wer ist da?“

„Ich! — Kannst du nicht mal nen Romang zum Vorschein kommen?“

„Gleich! Ich muß mir nur schnell die Bluse zuhaken.“

„Rückenschluß?“ rief August. „Dann helf ich dir!“ Annemarie lachte auf.

„Danke sehr! Es geht auch so.“

„Ich bin nämlich eine ausgezeichnete Kammerjungfer. Prima Referenzen zu Diensten. Gute Behandlung Bedingung, Gehalt Nebensache.“

„Mir zu billig!“ lachte Annemarie. „Ich komm gleich!“

„Aber wirklich gleich, ich muß nämlich fort,“ sagte August und entfernte sich von der Thür, um Thomasen halbblaut zu fragen:

„Sag mal, wie wirds denn nun mit ihr?“

„Was?“

„Ich meine, was sie eigentlich vorhat? Jetzt ist sie vier Tage da . . .“

„Ja, lieber August, warum fragst du mich? Ihr habt ja erst heute so einen großen Spaziergang gemacht . . .“

„Eifersüchtig?“ fragte August und machte ein ungeheuer schlaues Gesicht dazu.

„Schaf!“ entgegnete Thomas trocken.

„Es ist nämlich kein Grund vorhanden, kann ich dir verraten. Sie hat die ganze Zeit bloß von dir gesprochen. Weiß Gott, wonach sie mich alles gefragt hat, nach Rose Karrar und so weiter . . . Und dann hat sie mich noch gefragt, ob ich nicht meinte, daß sie zum Theater gehen könnte. Ich will sie in den nächsten Tagen mal prüfen. Wenn sie ein bißchen Talent hat . . . So eine Schülerin wäre ja nicht von Pappe.“

„Blödsinn!“ sagte Thomas geärgert.

„Aha, du möchtest lieber ein Malweib aus ihr machen, teurer Meister? Ja, wir Künstler sind ein verworfnes Pack!“

„Neb doch keinen Quatsch, August!“

„Nicht? — Na also, denn nicht! Aber jetzt ernst und weise: Nimm dich vor der in Acht und bleib nicht hängen! Ich kenn die Sorte, was nicht besagen will, daß ich die andern nicht kenne. Aber die Sorte ist ziemlich gefährlich. Periculum in Noiree, wie unser

guter Volker zu sagen pflegte. Weißt du, ich hab mal eine kleine Kollegin beim Theater gehabt . . . Talent nicht die Spur, aber . . ." August brach ab, denn man hörte, wie Annemarie die Tür aufschloß.

„Ah, so schön!" rief August mit einem bewundernden Blick auf ihre weiße Bluse, durch deren Stoff Hals und Arme leicht hervorschimmerten.

„Wie soll man bei dem Wetter die Zeit totschiagen? Man zieht sich eben um," sagte sie lächelnd und ordnete mit den Händen noch flüchtig an ihrem Haar.

„Schöne Frau, ich wollte nämlich fragen, ob ihr nicht doch in den Kean wollt? Ich verschaff euch Rückpläge in der Direktionsloge. Da bist du unsichtbar für die guten Rigauer."

„Ich möchte schon gern," rief sie lebhaft, warf dann aber einen schnellen Blick zu Thomasen hinüber: „Aber ich weiß nicht . . ."

„Es hängt nur von dir ab," sagte Thomas hastig.

„Ja, dann könnten wir ja . . . Ich würde dich natürlich furchtbar gern spielen sehen . . ."

„Abgemacht! — Aber dann ist's höchste Zeit. Gut auf! Mantel an!"

„Was? Schon?"

„Naturellement. Um dreiviertel geht der Zug."

„Und jetzt ist's . . .?"

„Zehn Minuten vor halb. Höchste Eisenbahn!"

„Ach nein, dann . . . So schnell kann ich mich unmöglich umziehen."

„Schon wieder? Wozu denn? Du bist ja so so wahnsinnig schön."

„So kann ich doch nicht ins Theater."

„Aber . . . Und außerdem steht dich auf dem Platz ja niemand.“

„Das geht aber doch nicht.“

„A!“ machte August wegwerfend, „in diesem heiligen Lande, wo ein seidner Unterrock für ein unanständiges Möbel gilt . . .!“

„Ach, nicht deswegen . . . Aber . . . Nein, da könnten wir vielleicht lieber, wenn du den Faust spielst . . .“

„In dubio wäre mir der Faust auch lieber,“ mischte sich Thomas hinein.

„Na also!“ sagte August. „Denn nicht! Man kann niemand zu seinem Glück zwingen. Die Menschen wissen ja gar nicht, was ihnen gut ist. — Aber ich muß jetzt machen . . . Hatz da nicht schon gepiffen?“

„Keine Spur! Das war ein Hahn, der krächte. Du hast noch reichlich Zeit.“

„Morgen aber bestimmt! Ich besorg euch Plätze!“ sagte August und schlüpfte hastig in seinen Regenmantel. — Annemarie warf Thomasen wieder einen fragenden Blick zu. Der nickte:

„Ja, morgen.“

„Also, dann adieu! Und ich komme heute mit dem Eilfuhrzug wieder heraus. Ich mag nicht mit der Provinzkollegenblase herumsaufen und mich feiern lassen. Holt mich doch von der Station ab, wenn ihr solange aufbleibt. Ich erzähl euch dann, wie's war. Jetzt muß ich aber laufen!“

„Biel Glück!“ rief Annemarie ihm nach.

„Das darf man ja nicht,“ entgegnete August lachend, während er die Zauntür öffnete.

„Also Hals- und Beinbruch!“ schrie Thomas.

„Ja, wenn ich nicht vorher erkaufe!“ August balancierte vorsichtig über die Wassertümpel der Straße zum Bretterstege hinüber, schwenkte, als er ihn erreicht hatte, den Zylinder noch einmal vorsichtig unter dem Regenschirm und machte sich dann schnell davon.

Als die beiden allein geblieben waren, kam eine leichte unbewusste Verlegenheit über sie; ein drückendes Schweigen herrschte. Annemarie wollte es brechen und sagte:

„Ich dank dir schön, Thomas.“

„Wofür?“ fragte er verwundert.

„Daß du morgen mit mir ins Theater willst. Du selbst hast doch sicher keine Lust.“

„Ach so!“

Und wieder sahen sie stumm in den Regen hinaus. — Annemarie schauerte auf einmal zusammen:

„Ist das eine Kälte! Und das nennt sich Mai!“

„Du bist so dünn angezogen,“ entgegnete Thomas. „Gehn wir lieber hinein!“

Aber im Wohnzimmer war es beinahe noch kälter. Thomas rief Lenen und ließ den Ofen heizen. — Annemarie stand derweil am Fenster und schaute in das verdrossene Wetter hinaus, während Thomas zusah, wie das Dienstmädchen im Ofenloch einen lockern Haufen aus Spähnen errichtete und in Brand setzte. — Als die Flammen dann hungrig an den Wirkenscheiten emporzüngelten und die weiße Rinde sich knisternd rollte, stand Lene auf und fragte ganz beiläufig:

„Kommt Jungherr August heite wieder herauf?“

„Ja, mit dem letzten Zug. Sie müssen ein bißchen Abendbrot zurecht stellen.“

„Scheen!“ sagte Lene und verließ mit einem feindseligen Blick auf Annemariens Rücken das Zimmer.

Thomas pffiff tonlos vor sich hin und versenkte die Hände in seine Jackett-Taschen. Dann ging er auf einmal schräg durch das ganze Zimmer und riß ein paar Blätter von dem Abreißkalender, der dort an der Wand hing und noch den Tag von Annemariens Ankunft anzeigte. Sie drehte sich um, um zu sehen, was er täte, und blieb mit dem Rücken gegen das Fenster stehen, für Thomases Augen eine dunkle Silhouette; nur über ihr Haar fiel selbst das Licht dieses Tages blaßgoldig und wob einen Schimmer um ihren Kopf. Auch ihre Augen sahen mit einem gleichsam von innen kommenden leisen Glanz aus dem schattenverwischten Gesicht. — Thomas vertiefte sich in dieses malerische Problem, ohne jedoch dabei zu sein, mit einem unruhigen Leeregefühl in der Brust, das seine Ausläufer bis in den Hals schickte.

„Wie gemütlich der Ofen prasselt!“ sagte sie und ging hinüber und ließ ihre Handflächen von der Glut bestrahlen. Thomas rollte einen Lehnstuhl an den Ofen:

„Setz dich und wärm dich! Ja, so ein altmodischer, heimatlicher Rachelofen . . .! Wie ich den wieder begrüßt habe nach den langen Jahren in Deutschland, wo sie statt Holz schmutzige, dunstende Kohlen brennen . . .!“

Annemarie setzte sich und hielt jetzt ihre Sohlen gegen die durchbrochne innere Ofentür. Thomas holte sich einen kleinen Stuhl und setzte sich so neben sie, daß er sie im verlorenen Profil sah, während sie den Kopf nach ihm umwenden mußte, wenn sie ihn sehen wollte.

„Das ist doch noch ein lebendiges Feuer!“ sagte er und verfolgte mit den Augen das Spiel der roten Reflexe auf Annemariens Gesicht, ihren Haaren und dem durchsichtigen Seidenweiß der Bluse. Sie hatte die Hände im Nacken verschränkt und saß ruhig wie eine Statue. Thomas hielt unwillkürlich den Atem an. Eine eigne, heimliche und doch gespannte Stimmung wob durch das Zimmer, zu dessen Fenstern bläulich die Dämmerung hereinzulugen begann.

„Schummerstunde, Thomas!“ sagte Annemarie leise und mit einem weichen, fast schüchternen Lächeln.

Die Tür öffnete sich so plötzlich, daß die beiden zusammenfuhren. Ein greller Lichtschein fiel ins Zimmer und breitete sich rasch aus, als Lene nun mit der brennenden Lampe erschien.

„Schon die Lampe?“ sagte Annemarie bedauernd.

„Is heller so!“ Lene stellte die Lampe mit einem energischen Knall auf den Tisch und verließ das Zimmer wieder, selbst vom Rücken aus wie ein wandelnder Protest anzuschauen.

„Ja, nun ist die Schummerstunde aus!“ lachte Annemarie halb belustigt, halb verlegen auf, mit einem schnell wieder abirrenden Blick in Thomasens Augen. Der wollte sagen, man könne die Lampe ja wieder ausblasen, aber ein unbestimmtes Gefühl band seine Zunge. „Es ist vielleicht auch besser,“ seufzte Annemarie leise und richtete sich auf und legte ihre Hände in den Schoß, „man soll nicht träumen. Es führt zu nichts!“

Thomas zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch langsam gegen die Ofentür; in einer Wolke schwankte der einen Augenblick gleichsam unschlüssig da-

vor hin und her, um dann in schmalen Strähnen durch die Löcher eingesogen zu werden.

„Gieb mir auch eine!“ bat Annemarie, deren Augen noch immer in die Glut starrten.

„Du rauchst?“

„Eigentlich leidenschaftlich,“ erwiderte sie. „Ich tu es möglichst selten und möchte es mir immer abgewöhnen. Aber manchmal kann ichs nicht lassen. Es beruhigt die Nerven so wundervoll.“ — Sie sog den Rauch hungrig ein.

Thomas saß vorgebeugt, die Ellenbogen auf den Knien, und vertiefte sich in ihre Hand mit der Zigarette, aus deren Mundstück weißlicher Rauch floß, während sich vom brennenden Ende eine zierliche, blaue Dampfsäule emporkräuselte.

Annemarie rauchte schweigend, in hastigen Zügen; dann beugte sie sich vor, um den Stummel durch ein Loch der Tür in den Ofen zu werfen. — Es gelang ihr nicht, das Mundstück fiel auf den blechernen Vorlag. Thomas bückte sich gleichzeitig mit ihr, ihre Hände berührten sich, und zugleich fühlte er ihre Haare seine Schläfe streifen. Als sie sich aufrichteten, war sie rot geworden, und er vermied ihren Blick. Da klopfte es draußen hart an die Glastür:

„Na?“ sagte Thomas verwundert und rief: „Herein!“

Sie hörten, wie draußen einer seine Galoschen auszog; ein Regenschirm wurde mit klopfendem Geräusch an die Holzwand gestellt. — Thomas stand auf, ging an die Tür und öffnete sie.

„Onkel Albert!“ stotterte er. Annemarie sprang auf.

„Papa . . .!“ sagte sie leise.

„O bitte . . .!“ wehrte der Staatsrat Kerkhoven eifrig ab und sah sich im Zimmer um, während er seine Handschuhe langsam auszog.

„Ihr scheint es euch ja recht gemütlich eingerichtet zu haben?“ fragte er dann höhnisch und doch mit dem stereotypen Verbindlichkeitslächeln eines alten Diplomaten, während er die weißen Bartkoteletten durch die Hände gleiten ließ.

„Woher weist du denn . . .?“

„Bester Thomas, man bekommt Gott sei Dank seine Nachrichten und ist überhaupt über so manches besser orientiert, als gewissen Leuten angenehm sein dürfte.“ Der Staatsrat sah Annemarien mit einem unangenehmen Blick von der Seite an und hüstelte leise, nicht ohne die Fingerspitzen manierlich vor den Mund zu halten.

„Worüber bist du orientiert?“

„Über die Abenteuer der Baronin Bökh in den letzten Jahren.“

„Ach so; ja natürlich! Offiziell existiere ich nicht mehr für euch; aber um das Klatschbedürfnis der lieben Familie zu befriedigen, bin ich immer noch gut genug.“

„Schweig!“ rief der Staatsrat und richtete sich hoch auf. „Wer ist dran schuld, daß solcher Schmutz in den reinen Frieden meines Hauses dringen darf! Wer ist dran schuld, daß ich vor der Zeit ein alter Mann geworden bin? Du ganz allein! Und du wagst es . . .?“

„Ich weiß, daß du darunter gelitten hast! Und es gäbe ja auch keine Gerechtigkeit mehr . . .! Womit einer sündigt, damit wird er gestraft.“

„Natürlich! Das dachte ich mir doch! Ich bin ja

an allem schuld! Selbstverständlich! Wenn meine Haare heute weiß sind, haben die Sorgen um dich sie gebleicht! Aber du machst mir Vorwürfe!“

„Sorgen um mich! Was aus mir wurde, war dir immer gleich; nur vor dem Skandal hast du dich gefürchtet.“

Der Staatsrath hatte sichtlich nicht erwartet, daß sie zum Angriff übergehen würde. Er sah sie mit bösen Augen an, aber sein Blick war unsicher, und seine Hände erhoben sich unwillkürlich und ordneten tastend an der weißen Kravatte. Dann auf einmal sagte er, zitternd vor Zorn:

„Ich werde mich nicht mit dir zanken. Kommen wir zur Sache!“

„Schön! Also, was willst du hier?“

„Das fragst du? Hast du dich nicht schriftlich verpflichtet, unsre Provinzen nicht mehr zu betreten?“

„Ja.“

„Wie kommst du also hierher?“

„Ich werde meine Gründe gehabt haben.“

„Ich werde dich zwingen, unsern Kontrakt einzuhalten.“

„Ja, verklag mich doch!“

„Das hab ich nicht nötig. — Ich habe, Gott sei Dank, meine Beziehungen; und mein Einfluß reicht weit genug, um das durchzusetzen, was ich durchsetzen will. — Merk du dir das auch, Thomas!“

Thomas, der zum Fenster hinausgesehen hatte, wendete den Kopf.

„Ich?“ fragte er erstaunt.

„Ja, ihr beide!“

„Da bin ich doch gespannt,“ sagte Thomas ein bißchen spöttisch und wendete sich wieder zum Fenster. Trübseelig rieselte draußen der Regen und fiel gleich einem zerfesten Schleier vom Rande des Binsendaches in die Rinne, die seine Vorgänger seit vielen Jahren in den Sandboden geschlagen hatten. Thomas trommelte kaum hörbar an die Scheiben und horchte dabei aufmerksam auf das Gespräch hinter seinem Rücken.

„Ich werde diesen Skandal nicht dulden, verlaßt euch drauf,“ rief der Hofrat hitzig. „Jetzt weiß, Gott sei Dank, noch kein Mensch davon. Aber in vierzehn Tagen ist ganz Riga hier am Strande . . . Und ihr glaubt wirklich, daß ich . . . ? Zaun an Zaun mit meinem Höfchen? — Das glaubt nur ja nicht!“

„Ja, was glaubst du denn eigentlich?“

„Lächerlich! Ich möchte wirklich wissen, wem ihr einreden wollt . . . ?“

„Du, mit deiner reinen Phantasie, kannst dir natürlich nicht vorstellen, daß zwei Menschen unter einem Dache leben können, ohne . . .“

„Bitte, mißversteh mich nicht . . . Es ist mir ganz egal, was hier vorgeht. Du weißt, daß ich dich nicht mehr als meine Tochter betrachte. Tu, was du willst!“

„Als was du mich betrachtetest, ist sehr gleichgiltig. Leider nur lassen sich Tatsachen nicht aus der Welt schaffen.“

„Eine Frau, die wegen Gattenmord in Untersuchung war, ist meine Tochter nicht mehr.“

Thomas drehte sich um und rief:

„Erstens war Annemarie nicht wegen Gattenmord

in Untersuchung, und zweitens ist sie ja freigesprochen worden.“

„Ich bin heute achtundsechzig und habe noch nie mit dem Gericht zu tun gehabt, weder als Kläger, noch als Angeklagter, noch als Zeuge!“

„Eine kolossale Leistung!“ lachte Thomas grimmig auf. „Das ist gerade bei einem Arzte doch wirklich nicht mehr als Zufall.“

„Zufall? — Nein, ich habe mein Leben lang das Bestreben gehabt, es nur mit anständigen Menschen zu tun zu haben.“

„Und warum war ich in Untersuchung?“ fragte Annemarie. „Wie oft bin ich zu euch gekommen und habe gesprochen und gebeten . . .! Auf den Knien hab ich euch gebeten . . .! Ich wollte mich scheiden lassen; wie oft! Und ihr . . .?“

„Eine Scheidung ist eine sehr ernste Sache. Damit spielt man nicht!“

„Ich hätte mich also bis an mein Ende von diesem Trinker prügeln lassen sollen, weil er nun einmal mein Mann war?“

„So schlimm wirds auch nicht gewesen sein. Woltemar war doch immerhin ein Edelmann . . . Du tust ja, als wäre er ein Stallknecht gewesen.“

„Einem Stallknecht hätt ich das vielleicht eher verziehen.“

„Allerdings . . . Für das Dienstpersonal deines Mannes hast du ja immer ein Venchant gehabt.“

„Onkel Albert!“ fuhr Thomas auf, „mäßige dich, bitte!“

„Laß ihn nur!“ sagte Annemarie, „ich habe schon mehr heruntergeschluckt.“

„Oder gehört ein Verwalter nicht zum Dienstpersonal?“ fragte der Staatsrat höhniſch.

„Tausch dich nicht!“ ſagte Annemarie kalt. „Auch daran warſt du ſchuld.“

„Ja, natürlich. Das iſt ja ſehr leicht . . . Auch, was du jetzt in dieſen letzten fünf Jahren getrieben haſt . . . Alles meine Schuld, nicht wahr?“

„Ja.“

„Das hab ich mir gedacht! Selbſtverſtändlich! Eigentlich bin ich es, der den Namen Kerkhoven in den Schmutz gezogen hat.“

„Ja. — Ich wollte in die Welt hinaus und mir mein Brot verdienen . . .“

„Du warſt für den Anfang reichlich mit Mitteln verſehen . . . Und das müſſen viele Frauen . . .“

„Hatteſt du mich dazu erzogen?“

„Nein, das iſt in unſern Kreiſen nicht üblich. Und daß du in dieſe Situation kamſt, iſt doch nicht meine Schuld.“

„Dann ſag mir doch, wer mich dazu gezwungen hat, Woldemar zu heiraten?“

„Gezwungen?“

„Oder wie nennt ihr das ſonſt? Ja, ich hab ſchließlich eingewilligt, nachdem ihr mich wochenlang mit Gründen und weiſen Reden bombardiert hattet. Ich hab euch geglaubt. Ich war damals ja noch ſo dumm. Dank deiner Erziehung!“

„So? Also meine ſchlechte Erziehung war ſchuld? Komisch, daß ſie nur dir ſo ſchlecht bekommen iſt; meine drei Söhne . . .“

„Die . . .!“ ſagte Annemarie verächtlich.

„Ja, du hast Grund, dich über Männer aufzuhalten, die alle in Amt und Würden sind und ihren Beruf erfüllen!“

„Was war denn deine ganze Erziehung? Äußerliche Dressur nach den borniertesten Prinzipien! Nur keine Selbständigkeit aufkommen lassen! Einen möglichst dumm erhalten, um ihn nachher leichter verkaufen zu können!“

„Jetzt hörst du auf!“ schrie der Staatsrat. „Alles hat seine Grenzen! Verkaufen? Weise mir doch die Vorteile nach, die ich von deiner Verbindung mit Wolodemar gehabt habe!“

Annemarie wendete sich auf einmal hastig um und sah ihrem Vater voll ins Gesicht:

„O,“ sagte sie zitternd, „ich wünsch dir, daß es dir nie bewußt wird, was du an mir getan hast! Du könntest ja keine ruhige Nacht mehr haben!“

„Mach dir um mich nur keine Sorgen! Ich hab ein sehr gutes Gewissen.“

„Vielleicht erkennst du es in deiner Todesstunde. Da sollen die Menschen ja hellsehtig werden.“

„Laß doch die Theaterredensarten! — Mir machst du Vorwürfe? — Mach sie lieber dem da!“ — Der Staatsrat deutete mit dem Zeigefinger auf Thomasen. — Der hörte, daß er gemeint war und drehte sich um:

„Ich?“

„Ja, du! Meine Tochter hatte in ihrem Elternhause immer nur das beste Beispiel vor Augen gehabt . . .“

„Ja, und . . .?“

„Wer hat ihr die schlechten Gedanken in den Kopf

gesetzt? Du, mein lieber Thomas, bist ja überhaupt nicht erzogen worden . . . Und was du aus ungesunden Romanen zusammengelesen hattest . . .“

„Sag mal, was soll dieses unsinnige Gerede?“ fragte Thomas. „Was willst du damit eigentlich sagen?“

„Wenn du ihr keine romantischen Liebesgeschichten in den Kopf gesetzt hättest . . .!“

„Was soll das heißen?“ rief Annemarie und starrte ihren Vater mit aufgerissenen Augen an. Ihre Lippen blieben halb geöffnet, und ihre Brust arbeitete heftig.

„Jetzt sprich, bitte!“ sagte Thomas sehr erregt zum Staatsrat.

„Ich werde mich wahrhaftig nicht genieren!“ erwiderte der scharf. „Du weißt es ja selbst ganz genau. — Hätte sich ein junges Mädchen mit der Erziehung sonst so weit vergessen, eine Liebslei mit einem grünen Jungen anzufangen, wie du einer warst?“

„Das hast du gewußt!“ rief Thomas.

„Und hast nie ein Wort davon gesagt!“ flüsterte Annemarie.

„Was hätten Neben geholfen! Ich habe gehandelt.“

„Und mich an Woldemar Böth verheiratet!“

„Das schreib dir selber zu! Woldemar hatte schwere Charakterfehler, gewiß! Die ganze Sache ist vielleicht etwas übereilt zustande gekommen. Aber was sollte ich sonst tun? Dieser Ausweg bot sich gerade . . . Und die Folgen sind dein Werk. Schreib es dir selbst zu und Thomas! Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Ein Schweigen folgte darauf, während dessen nur Annemariens hastiger Atem hörbar war. Thomas setzte

ein paar mal vergeblich zum Sprechen an, mit zornig geballten Fäusten . . . Dann aber sagte er mit einer wegwerfenden Gebärde und hölzernem Auflachen:

„Mein, werden wir nicht pathetisch! — Ja, ja, ja, ich glaub dir schon. Du hast es natürlich gut gemeint. Ihr meint es ja immer gut. Dankt euerm Herrgott, daß er euch mit einem Brett vorm Kopf zur Welt kommen ließ, ihr guten Bürger!“

„Bitte sehr, ich sehe in unserm guten Bürgerstand . . .“

„Die einzige Hoffnung für die Zukunft der Menschheit siehst du darin, ich weiß schon! — Ja, natürlich, für dich mußte diese junge Liebe Sünde sein! Was wißt ihr auch von Keinheit!“

„Du bist wohl verrückt?“ unterbrach ihn der Staatsrat grob. „Wo findet man heutzutage noch Keinheit . . .?“

„. . . als bei euch, nicht wahr? Ja, aller Schmutz hat sich in eure Gedanken geflüchtet! Ihr seid so rein, daß . . . Ich weiß ja, wie ihr in euern guten Bürgerhäusern die Köpfe zusammensteckt und mit wollüstigem Grausen über alles tuschelt und klatscht, was nicht euern Stempel trägt; und mag es so rein sein, wie die erste Liebe von zwei gesunden, unverdorbenen jungen Menschen!“

Der Staatsrat lächelte überlegen.

„Mein lieber Thomas, ich sehe, mit dir kann man darüber nicht diskutieren. Du scheinst mir heute noch auf einem recht grünen Standpunkt zu stehen. — Man verheiratet doch nicht zwei Leute mit zwanzig Jahren . . .“

„Warum nicht?“ fragte Annemarie, die die ganze Zeit schweigend vor sich hingestarrt hatte, mit einer sonderbar abweisenden Stimme.

„Weil man's nicht tut! — Und wenn wir's getan hätten . . .? Ihr beide . . .! Ihr habt ja eure Lebend- tüchtigkeit so glänzend bewiesen, daß ihr zusammen erst das wunderbarste erreicht hättet!“

Thomas richtete sich auf und sagte, kalt abschneidend:

„Willst du uns vielleicht jetzt sagen, was du hier eigentlich wünschest?“

„Sawohl, kommen wir zur Sache! Es ist auch ge- scheiter.“

„Also, bitte!“

„Weshwegen ich hier bin, könnt ihr euch wohl denken . . .“

„Ja, so weit kennen wir dich. Aber präzisiere deine Wünsche, bitte!“

„Dieser Skandal hier kann nicht so fortgehen!“ sagte der Staatsrat scharf.

„Was für ein Skandal?“

„Ich nenne das Skandal! — Genug! Hört mich jetzt gefälligst erst ruhig an! Nämlich . . . Ich glaube . . . Ich will . . . Meine Vorschläge sind für euch durchaus annehmbar . . . Ich bin bereit, Opfer zu bringen . . .“

„Aha, für den Namen . . .?“

„. . . Opfer, die eigentlich größer sind, als ich meinen andern Kindern gegenüber verantworten kann . . .“

„Also Geld, wenn ich recht verstehe,“ sagte Thomas.

Der Staatsrat zog zwei in grünen Kaliko geheftete Büchlein aus seiner Brusttasche und legte sie auf den Tisch.

„Dies sind zunächst mal eure Pässe,“ sagte er kühl.

„Pässe?“ rief Annemarie und sah ihren Vater gespannt an, was dieser mit einem befriedigten Lächeln bemerkte, während Thomas ihr zuwinkte, sie möchte schweigen.

„Sawohl,“ erläuterte der Staatsrat, „Reisepässe nach Amerika.“

Thomas lachte auf:

„Du entwickelst ja eine wahrhaft Bret-Hartische Phantasie!“

„Ja, aber, Thomas . . . Papa . . .“ wollte Annemarie anfangen, Thomas jedoch schnitt ihr das Wort ab:

„Nein, warte, Annemarie! Laß deinen Vater sich doch erst näher erklären!“

Der Staatsrat zeigte ein befriedigtes Lächeln und fuhr fort:

„Ich verlange nur, daß ihr nach Amerika auswandert, und biete euch dagegen folgendes: erstens erhält Annemarie von mir dreitausend Rubel in einem Check auf New York. Zweitens kaufe ich dir, Thomas, die von meiner Schwester Leocadie ererbten Industriepapiere ab. Sie sind momentan schwer veräußerlich; du würdest von anderer Seite höchstens dreiundzwanzigtausend Rubel dafür erhalten. Ich gebe dir dreißig Tille dafür, gleichfalls in einem Check auf New York. Ferner besitzest du noch dieses Haus mit der halben Koffstelle Grund. Es ist so gut wie unverkäuflich bei den heutigen Zeiten. Ich kann es gut zur Vergrößerung meines Höfchens brauchen. — Die alte Kiffe hier würde ich natürlich abreißen. — Ich biete dir den — wie jeder Sachverständige dir bestätigen wird — ganz

außerordentlich hohen Preis von sechstausend Rubel dafür. Gemäß der Klausel im Testament meiner Schwester bekäme fünf Tausende davon dein Dienstmädchen ausgezahlt. Den Rest von eintausend Rubeln würde ich dir bar ausbezahlen, damit ihr auf der Reise für alle Eventualitäten vorgesehen seid . . .“

„Ich danke dir recht schön,“ lächelte Thomas sarkastisch.

„Ferner bezahle ich euch die Überfahrt von Hamburg nach New York, zweiter Kajüte, wie es euren Verhältnissen angemessen ist. — Ich denke, so etwas wird euch zum zweitenmal nicht geboten. Ihr könnt es ruhig annehmen. — Ihr braucht euch zu nichts weiter zu verpflichten. Denn wenn ihr drüben was erreicht — und die Mittel dazu habt ihr reichlich — dann bleibt ihr so wie so drüben; und macht ihrs wie früher und verquackelt ihr euer Geld wieder, dann ist ja dafür gesorgt, daß euch die Möglichkeit zur Rückkehr abgeschnitten ist.“

Thomas hatte seinen Onkel ruhig aussprechen lassen, und sein Gesicht war dabei immer heitrer geworden. Als der Staatsrat jetzt seine Augen fragend von ihm zu Annemarien schweifen ließ, sagte er:

„Lieber Onkel Albert, ich gestehe gern, daß deine Pläne ungemein sinnreich und menschenfreundlich ausgedacht sind . . . Aber du wirst dein Höfchen bis auf weiteres nicht vergrößern können, so gern ich dir gefällig wäre.“

Annemarie fiel hastig ein:

„Ja aber, Thomas, ich . . .!“

„Nein, Annemarie!“ sagte Thomas eindringlich.

„Sag jetzt nichts! Ich bitte dich darum!“

„Aber . . .“

„Nein, Annemarie! — Außerdem braucht die Sache ja nicht heute entschieden zu werden . . .“

Wieder streifte der Staatsrat seine Tochter mit einem befriedigten Blick und antwortete Thomasen:

„Durchaus nicht. Das Schiff nach Lübeck, mit dem ihr reisen sollt, geht Sonnabend früh. Bis Freitag Vormittag könnt ihr euch die Sache überlegen. Annemarie scheint ja nicht abgeneigt zu sein . . . Und du, lieber Thomas . . .“

Annemarie trat einen Schritt vor:

„Papa, du siehst die Sache . . .“

Thomas ging auf sie zu:

„Annemarie, es muß ja doch nicht übers Knie gebrochen werden! Du hörst ja: du hast Bedenkzeit bis Freitag früh!“

Sie sah ihn erstaunt an, verstummte aber vor seinem Blick. Der Staatsrat sagte:

„Du, Thomas, scheinst mir nicht zu wollen? — Ich hoffe dringend, daß du dir das noch überlegst! Vergiß auch nicht, was ich dir heute schon einmal gesagt habe: Mein Einfluß hier ist doch nicht zu unterschätzen. Ich könnte dir sehr unbequem werden . . .“

„Laß doch diese düstern Drohungen! Ich möchte wirklich wissen, wovor ich mich zu fürchten brauchte.“

„Na, sehen wir davon ab!“ Der Staatsrat maß Annemarien mit einem lächelnden Blick und sah dann wieder Thomasen an. „Ich bin überzeugt, daß du dir noch überlegst. Ich erwarte euch also Freitag früh um elf Uhr bei meinem alten Freunde, Notarius publicus Praetorius in der Kalkstraße. Es wird alles vorbereitet

sein. Ihr braucht nur zu unterschreiben. Also: Freitag um elf! Auf Wiedersehen!"

Damit ging er. In der Tür sah er sich noch einmal mit einem schlaun Lächeln nach Annemarien um, die regungslos da stand und ihm den Rücken zeigte. — Sie hörten ihn draußen mit Scharren und Klopfen seine Galoschen anziehen und den Regenschirm aufspannen. Endlich fiel die Zauntür mit einem hölzernen Schlage zu. Im Zimmer lag auf einmal eine große, fühlbare Stille, in der das einformige Trommeln des Regens auf dem Pappdache der Veranda eine drohende Stimme gewann, die zu wachsen und zu schwellen schien.

Annemarie stieß einen Seufzer aus, und es war, als käme die ganze Luft des Zimmers davon ins Zittern. Sie fühlten beide, daß etwas Neues zwischen sie getreten war und heimliche Fäden von ihm zu ihr spann. Sie schoben das erste Wort hinaus und lauschten dem Singen des Regens.

Wie eine Erlösung war es, als die Tür aufging und Lene hereinkam.

„Was wollen Sie, Lene?“ fragte Thomas gleichsam erwachend und zerstreut.

„Ofen zumachen.“ Sie schob mit dem Schürhaken die Kohlen ganz nach hinten auf einen Haufen, damit sie die Glut länger bewahrten. Dann schloß sie die beiden Türen und drehte den federnden Griff um.

„Am Spelt komm ich nich an, Herr Thomas. Können Sie vielleicht zumachen?“

Er ging hin, streckte den Arm in den Raum zwischen Ofen und Wand und schloß die Klappe zum Schorn-

stein. Lene aber blieb noch stehen und wischte mit den Händen auf ihrer Schürze herum.

„War Herr Staatsrat hier?“ fragte sie schließlich möglichst unbefangen und faßte dabei den Papierkorb neben dem Schreibtisch ins Auge.

„Woher wissen Sie das?“ fragte Thomas hastig. — Lene wurde rot.

„Ach, ich hab gedacht . . .“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Wenn er so schreit . . .!“ stieß Lene trotzig hervor und wollte sich, seitwärts gehend, zur Tür hin drücken.

„Halt!“ rief Thomas. Sie haben also gehorcht, Lene?“

Annemarie wendete sich um und sagte mit ruhiger Stimme:

„Dann haben Sie meinem Vater geschrieben, daß ich hier bin.“

„Was brauch ich schreiben? Was jeht das mir an?“ entgegnete Lene beinahe grob. „Lassen Se mir in meine Küche, Herr Thomas!“

In ihrer Antwort lag ein trotziges Geständnis.

„Lene, Lene!“ sagte Thomas kopfschüttelnd und wollte noch nicht recht daran glauben.

„Herr Thomas is viel zu gut,“ stieß Lene ziemlich rätselhaft hervor.

„Gegen mich wohl?“ fragte Annemarie, empfindlich wie eine echte Frau.

„Ich sag nichts auf Ihnen, Frau Annemarie. Aber Herr Thomas hat hier so gutes Leben gehabt . . . Und was wollen Sie hier?“

„Lene!“ warnte Thomas.

„Ja, un getreimt hab ich auch!“

„Geträumt?“

„Vorjestern is meine selje Frau an mein Bett je kommen — ganz grau hat se ausjesehn — und denn hat se jesagt: Lene, hat se gesagt, es kommt Unglick, und Sie missen helfen, Lene, hat se gesagt.“

„Schweigen Sie doch von dem Unsinn!“ fuhr Thomas ärgerlich auf.

„Is kein Unsinn nich!“ erwiderte Lene gekränkt.

Thomas wollte etwas sagen, aber Annemarie wehrte ihm matt mit der Hand.

„Ach laß doch! Sie meint es ja gut mit dir. Und ich . . . Wer meint es denn mit mir überhaupt gut . . . ? Ich . . . Ach, lassen wir es!“

Lene sah mit großen Augen, in die langsam das Wasser trat, zu Annemarien hinüber:

„Ich hab ja nich . . . ich hab ja nich jewollt . . .“ stammelte sie auf einmal und begann zu schluchzen. Sie stieß noch hervor: „Nichts nich . . .!“ und lief hinaus, einen Schürzenzipfel an die Augen gedrückt.

Thomas leitete irgend etwas, was er sagen wollte — was eigentlich, wußte er selber nicht genau — mit einer unbeholfnen Gebärde beider Hände ein, aber Annemarie nahm vor ihm das Wort:

„Ach laß nur! Im Grunde hat sie ja recht, ob schon . . . Von ihrem Standpunkt haben sie ja alle recht . . .“ Sie schwieg einen Augenblick sinnend, dann fuhr sie in anderm Tone fort: „Es ist ja auch einerlei, ich hab mir auch nie so besondere Mühe gegeben, den Leuten eine andre Meinung von mir beizubringen . . . Nur dir gegenüber; aber . . . Du kannst mir wirklich

glauben: so wie ich mit dir gesprochen habe . . . Es ist sonst gar nicht meine Art . . .“

„Tut es dir leid?“ fragte er ein wenig erstaunt.

„N—nein . . . Ja! Ich weiß nicht . . . Man hat manchmal das Bedürfnis, sich mitzuteilen . . . Es ist ja auch einerlei.“

Thomas sah sie mit einem forschenden Blick an und wußte nichts darauf zu sagen. Sie setzte sich in eine Ecke des Divans, hinter den runden Tisch, stützte ihr Kinn in die Hand und starrte in die leise kochende Flamme der Lampe . . .

„Sag mal, Thomas,“ fragte sie dann plötzlich, „warum . . .? Warum wolltest du, daß ich Papa nicht gleich heute Bescheid sagen sollte?“

Er wand seinen Hals unbehaglich im Kragen und antwortete erst nach einigen Augenblicken, mit gleichsam tastender Stimme:

„Es hat ja Zeit . . . So wichtige Entscheidungen darf man auch nicht übers Knie brechen . . .“

„Ja, aber . . . Und . . . Und hast du denn nicht das Gefühl, daß du . . . Daß ich dadurch gewissermaßen . . . Daß Papa dadurch in seiner Meinung bestärkt werden mußte?“

„Was für eine Meinung?“ fragte er, obgleich er sie sofort verstand.

„Ja . . . Daß hier zwischen uns Beziehungen beständen, die . . . Die in Wirklichkeit nicht bestehen . . .“

„Annemarie, verzeih mir,“ bat er, „daran . . . Ich hab wirklich nicht daran gedacht!“

„Das weiß ich ja, Thomas. Und schließlich . . . Es ist ja auch einerlei.“ — Thomas war in den

Schatten getreten und wendete dort noch den Kopf von ihr weg.

„Ja, aber gerade Amerika . . .“ stammelte er, um das Gespräch abzulenken.

„Amerika oder sonst wo . . . Ich nehme Papas Angebot für meine Person an.“

„Ja, aber Amerika . . .“ sagte er noch einmal und trat zu ihr hin und legte seine Hand, ohne dessen bewußt zu werden, auf ihren Arm. Sie ergriff diese Hand mit leichtem Druck und ließ sie dann fallen.

„Ja, kannst du denn englisch?“ rief er plötzlich aus seiner Verlegenheit heraus.

„Leider nur wenig, aber . . . Für die erste Zeit ist ja gesorgt, und ich lerne schon. Ach, ich werde schon etwas finden. Und wenn ich Dienstmädchen werden müßte . . .!“

„Was sind das für romantische Ideen, Annemarie!“ sagte er und ertappte seine Hand, wie sie sich schon wieder auf ihren Arm legen wollte. Er kreuzte die Arme hastig über der Brust. Ein unklarer, weicher Drang war in ihm, noch allerlei zu sagen, aber er schwieg. Auch sie blickte stumm in die Flamme. — Da wendete er sich schnell auf dem Absatz um und ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder. Endlich machte er am Tische Halt und ergriff die Pässe, die der Staatsrat da hatte liegen lassen. Er schlug den einen auf und schaute hinein. In möglichst leichtem Tone sagte er dann:

„Ach ja, ich bin ja erblicher Ehrenbürger! Daran hatte ich wirklich lange nicht gedacht. — Großartig ist er schon in seiner Art, dein Vater. Er bringt gleich

die Pässe mit! Er zweifelt gar nicht daran, daß er erreicht, was er will. — Eigentlich sind solche Menschen doch glücklich . . .“

„Ich weiß nicht . . .“ sagte Annemarie nachdenklich.

„Er sieht überhaupt keine Hindernisse. Als ob er Scheuklappen an hätte . . . Na ja, das gehört wohl dazu, damit einer den Mut hat, für andre Leute Schicksal zu spielen . . .“ So war Thomas denn auf dem Punkt angelangt, um den sie beide die ganze Zeit herumgegangen waren. Annemarie nickte leise und stieß einen Seufzer hervor. Er trat wieder zu ihr und stützte die Hände auf die Armlehne des Divans.

„Annemarie!“ flüsterte er in gleichem, singendem Tonfall, „so hat er für uns Schicksal gespielt. — Wie anders hätte alles kommen können . . .“

Sie wand sich leise auf ihrem Plaze und erwiderte matt:

„Ach ja . . . Was hat's für einen Zweck, darüber nachzudenken!“

Da riß es sich auf einmal aus ihm los:

„Annemarie!“ Er faßte ihre Hand mit seinen beiden Händen und sank zu ihren Füßen hin. Sein Gesicht bettete er auf ihre Kniee und schlang seine Arme um ihren Leib. „Annemarie!“

Sie saß wie versteinert; ihre Augen starrten, ohne zu sehen, geradeaus und füllten sich langsam mit Tränen. Sacht legte sie ihre Hand auf seinen Kopf, und ihre Finger begannen hastig in seinem Haar zu spielen. Er ergriff diese Hand und begann sie mit Küssen zu bedecken.

„Annemarie!“ flüsterte er dabei immer wieder mit trocknen Lippen und sah zu ihr hinauf.

Auf einmal ging ein schiefes Zucken über ihr Gesicht. Sie drängte Thomasen von sich fort, heftig beinahe. Dann stand sie auf, trat mitten ins Zimmer, tupfte sich mit dem Taschentuche die Tränen fort, schüttelte ihren Rock zurecht und glättete sich die Haare.

„Annemarie!“ stammelte er leise, in bittendem und erstauntem Tone.

„Nein!“ sagte sie mit einem kühl ironischen Blick auf ihn; aber in ihrer Stimme klang ein Schmerz mit: „Nein, du täuschest dich doch in mir.“

„Annemarie, wie kannst du nur so . . .!“

„Ich sag dir ja, du täuschest dich in mir.“

Ein Klappern von Gläsern und Tellern kündete Lenens Eintritt an. Thomas warf Annemarien einen gekränkten Blick zu und ging an den Ofen, wo er so tat, als wärme er sich die Hände. Annemarie stellte sich an die Balkontür und blickte ins Dunkel hinaus.

Lene setzte das TEEbrett mit dem Geschirr auf einen Stuhl. Ihr Gesicht war rot und geschwollen vom Weinen. Schüchtern trat sie auf Annemarien zu und sagte:

„Frau Annemarie, sein Se nich beese auf mir. Ich hab dumm jemacht. Ich hått schon vernünftiger auch sein kennen, alte Person! Wenn man grade klug sein will und will recht gut machen, denn zeigt einem lieber Gott, wie dumm man is. Sein Se nich traurig, Frau Annemarie, ich kann nich aushalten, wenn ich schuld bin!“ Sie ergriff Annemariens Arm und küßte den Ärmel. Der aber war es, als spräche Lene von einer längst vergessenen Sache; und sie erwiderte müde:

„Lassen Sie nur gut sein, Lene! Es ist ja nichts dabei.“

„Sehn Se, Frau Annemarie, was gehn uns die Leute an! Ich bin ja so dumm! Wenn lieber Gott will, wird schon alles gut jehn. Ich will auch beten, Frau Annemarie. Wenn lieber Gott nich jewollt hätte, daß Sie bei uns kommen sollen, dann hätte er Ihnen nich herkommen lassen. — Un ich hab jeglaubt . . . Un so dumm! Und Herr Staatsrat is doch gegen mir auch immer so beese gewesen . . . Aber ich . . .! Sein Se nich beese auf mir, Frau Annemarie, und Sie auch nich, Herr Thomas . . . Un wenn die andern kommen, is die Lene auch noch da . . . Wir halten zusammen, und was kann Herr Staatsrat machen! Was kann da sein! Was jehen uns die Leute an! — Un Sparjeln hab ich auch jekocht!“ verkündete Lene triumphierend als Schlußeffekt, als böte sie damit der ganzen Welt Troß.

Annemarie mußte unwillkürlich auflachen, und Lene fing auch zu lachen an.

„Wenn Frau Annemarie lacht, is schon gut,“ sagte sie. „Und jetzt jeh ich heraußer und mach die Laden zu. Kennen Sie zuschrauben, Herr Thomas?“

Thomas ging von Fenster zu Fenster und schraubte die Laden zu, die Lene von außen andrückte. Die ausgeschnittenen Herzen standen kohlschwarz auf den gelben Brettern. Und wie so ein Fenster nach dem andern verbarricadiert wurde, war es den beiden, als richte sich eine Mauer hinter der andern auf, zwischen ihnen und der Welt da draußen, als schließe sich ihr Schicksal mit ihnen ein in eine tiefe, schwüle, süße, unent-rinnbare Einsamkeit . . .

Aber sie gingen und sprachen mit geheuchelter Blindheit aneinander und an ihrem Schicksal vorüber. Jahre waren weggewischt aus ihrem Leben; wie mit zwanzig waren sie wieder und gefielen sich in der koketten Selbstquälerei, in dem hoffenden Schmollen sehr junger Liebesleute. Und ihr Schicksal stand mit einem rätselhaft ruhigen Lächeln und stillen, zwingenden Augen aufrecht in einer Ecke des Zimmers und rührte sich nicht. Hatte es diese beiden Menschen doch hinter zehnfache Mauern verschlossen, um die noch die Nacht unablässig ihre heimlichen Netze wob . . .

Der Abend wurde nicht sehr gemüthlich. Thomas zeigte, daß er verstimmt war, und trug eine ironische Einsilbigkeit zur Schau; Annemarie wiederum war von einer fahrigen Beredtheit, die ihre Gegenstände von überall her holte und nur das sorgfältig mied, woran sie beide dachten. Und wenn dann Thomas, befremdet gleichsam und aus einer tiefen Versunkenheit heraus, nur knappe Worte der Erwiderung fand, die dem Gespräche keinen Stoß nach vorwärts gaben und seinem Geplätscher einen Damm vorsetzten, statt ihm das Bett weiter zu graben, dann verschlug es auch Annemarien für Minuten die Rede, und beide fühlten die Luft im Zimmer gleichsam schwanken vor innerer Spannung . . . Am meisten wurde von August gesprochen. Dabei suchten sie sich innerlich einzureden, daß sie seine Heimkehr aus der Stadt herbeisehnten, damit sie diesem schwülen Alleinsein ein Ende mache. Sie gestanden sich nicht, daß ihre Gefühle heimlich auf das Gegenteil ausgingen und drängend von etwas sprachen, was geschehen mußte, bevor dieser Dritte wieder bei ihnen wäre. — Aber es geschah nichts, und sie empfanden gleichzeitig die feige Erleichterung des Aufschubs und das gepreßte Bedauern um die versäumte Stunde, als Thomas nach der Uhr sah und sagte, es wäre halb elf, der Regen schiene nachgelassen zu haben; ob sie nicht Lust hätte, August vom Bahnhof abzuholen?

„Ja,“ erwiderte sie schnell, „ich zieh meinen Regenschirm an. Man ist heute ja noch gar nicht an die Luft gekommen.“

Draußen regnete es noch, aber nicht mehr in langen Schnüren wie vorher; es waren ganz, ganz feine eiskalte Tropfen, die eher zu schweben als zu fallen schienen, und gegen die der aufgespannte Schirm kaum einen Schutz gewährte. Die Nacht war stockdunkel; kein Mensch begegnete ihnen; kein Licht, das durch den Ausschnitt eines Fensterladens geschimmert hätte. . . . Das gab Thomasen ein Gefühl, als wäre alles Leben der Erde erfroren, und sie gingen als die letzten Menschen durch eine tote Welt.

Der Schein der kleinen Blendlaterne tastete ihnen zaghaft voran, über die Latten der Zäune und die Sträucher dahinter. An jeder Querstraße aber wurde er auf einmal machtlos und ertrank in einer scheinbar unendlichen Dunkelheit. Nur die Pfützen der ungepflasterten Straße warfen dann einen bleich blanken, traurigen Widerschein. Annemarie trat an einem solchen Übergang platschend in eine Pfütze und schrie auf.

„Nein, so geht es nicht, du kannst ja nichts sehen,“ sagte Thomas. „Du mußt deinen Schirm zuklappen und unter meinen kommen. Nimm meinen Arm.“

Sie tat es und lehnte sich mit einem leichten Schauder an seine Seite. Und da verwandelte sich die Stimmung plötzlich. Ein Hauch von lebendiger, körperlicher Wärme drang herüber und hinüber, sie drängten sich zusammen wie zwei, die auf einander angewiesen sind. Unter dem Druck ihres Armes wuchs in Thomasen ein atembeklemmendes Glück; und Annemarie wurde lustig. Der Humor dieses feuchten Spazierganges erwachte in ihr: jener jugendliche Humor, der in nassen Füßen und schwierigem Balanzieren auf glitschigen Steigen etwas

sieht, worüber man lachen muß. Sie plauderte munter, und wenn er auch einsilbig blieb: es war alles ganz anders geworden. Sein Schweigen hatte nichts hemmendes mehr, sondern bat sie: Sprich weiter, ich höre so gerne zu.

Auf dem langen Bahnsteige herrschte ein mattes Halbdunkel. Die vereinzelt Petroleumlaternen warfen ein machtloses Licht und beleuchteten eigentlich immer nur ein Stückchen der Holzwand, an der sie hingen. Thomas und Annemarie blieben einen Augenblick vor dem Fenster des Telegraphenzimmers stehen und schauten hinein. Es lag verlassen im dämmerigen Lichte der Lampe, die einen grünen Schirm trug: nur der Tisch mit dem Apparate empfing ihr Licht; rötliches Messing glänzte proper und gemütlich.

Sie gingen weiter und blickten in den oben Wartesaal erster Klasse hinein. Der Stationsassistent mit seiner roten Mütze und der Telegraphist standen am Buffett und unterhielten sich mit Herrn Ohlving, der ihnen nach seiner Gewohnheit halb den Rücken kehrte und die vielfarbigen Schnapsflaschen in dem großen Schranke musterte; nur hie und da warf er über die Schulter einen Blick auf seine Gäste und machte achselzuckend eine Bemerkung.

Thomas sah nach der Uhr und deutete mit dem Kopfe durchs Fenster.

„Gehen wir ein bißchen hinein? Wir haben noch gut eine Viertelstunde?“

„Nein, bleiben wir draußen!“ entgegnete Annemarie. „Da drin sieht es ja noch ungemütlicher aus.“

Sie gingen langsam bis ans Ende des Perrons, wo es ganz dunkel war. Dann drehten sie um. Als sie sich wieder dem Fenster des Telegraphenzimmers näherten, vernahmten sie das hastige Klopfen des Apparates. Thomas schaute hinein. Der Telegraphist war noch immer nicht da; aber ob sich auch nichts im Zimmer rührte außer dem kleinen Farbrädchen des Apparates, die Stimmung des Raumes war ganz verändert. Etwas drängendes, unruhiges erschütterte die grün durchdämmerte Luft: es war das Tempo, in dem, mit kurzen Pausen dazwischen, immer wieder dieselben Takte ertönten. Thomas, der sich als Knabe viel auf dem Bahnhof herumgetrieben hatte und gut Freund mit den Telegraphisten gewesen war, kannte das Morsealphabet noch einigermaßen und hörte aus diesen ewig wiederholten Takten vier Buchstaben heraus.

„Der Apparat ruft B—L—D—N,“ sagte er zu Annemarien, „das bedeutet Bilderlingshof. Und der Room, der Telegraphist, ist am Büffett. Ich wills ihm mal sagen!“

Er holte den Mann und stellte sich dann wieder neben Annemarien ans Fenster. Der Beamte zündete sich drinnen noch in aller Ruhe eine Zigarette an; dann griff er nach dem Taster und antwortete. — Eine kleine Pause . . . Dann begann das Mädchen wieder zu klopfen, in einem andern Tempo: nicht mehr ungeduldig, sondern geschäftsmäßig und sachlich.

Thomas und Annemarie gingen weiter. Nach zwei Minuten etwa kam der Telegraphist und übergab Thomasen ein noch nicht zusammengefaltetes Telegrammformular:

„Für Ihnen, Herr Kerkhoven!“

Ein freudiger Schreck durchzuckte Thomafen. Er trat unter eine Laterne und entzifferte mühsam die langen, dünnen Bleistiftzüge.

„Was ist's?“ fragte Annemarie mit unsicherer Stimme. Er las:

„Stürmischer, glänzender Erfolg. Sieben Lorbeerkränze, Verpflichtungen gegen alte Freunde machen Kommen unmöglich. Plätze für morgen besorgt. Kommt unbedingt. Gruß. August.“

„Natürlich!“ sagte Annemarie, und dann schwiegen beide einen Augenblick. Thomas begann in seinen Taschen nach der Streichholzschachtel zu suchen.

„Ja, dann können wir ja nach Hause gehen! — Aber ich muß die Zündhölzer zu Hause liegen gelassen haben. Da müssen wir schon zu Dhsoling hinein.“

Der Wirt begrüßte Thomafen durch ein leichtes Lüften seiner seidnen Ballonmütze.

„Abend, Herr Kerkhoven. Sie wollen wohl Herr Appeltoft abholen?“

„Er kommt nicht. Grade hab ich ein Telegramm bekommen.“

„Nu ja,“ nickte Dhsoling, „er wird herumschmoren müssen in Riga mit seine alten Schmorbrieder. Was trinken Sie, Herr Kerkhoven?“

Thomas sah Annemarien fragend an:

„Was meinst du? Vielleicht ein Glas Portwein? Bei der Kälte . . .“

Sie nickte.

Der Wirt, der die ganze Zeit aufmerksam nach der fremden Dame hinübergeschielt hatte, rief auf einmal:

„Ach, jetzt kenn ich Ihnen, Frau Baronin. Und ich

kuck und kuck und kann mir nich erinnern!“ Er drehte sich nach dem Flaschenschrank um und ließ seine Augen suchend wandern. „Weißen oder roten?“ fragte er, die eine Hand schon an einem Bort des Schrankes.

„Weißen! — Nicht wahr?“ sagte Thomas.

Ohsoling holte unter dem Buffett zwei Gläser hervor, stellte sie auf ein kleines TEEBrett und schänkte ein.

„Sie sehen recht blicgend aus, Frau Baronin. — Ja, ja, frieherszeiten! Sie waren eine von die besten Kundinnen bei die Schmandkuchen und die Apfelmuchen. — Wie geht es, Frau Baronin? — Ja, ja, und der Appeltoft is beis Theater. Ich bin neugierig, was die Nigenser sagen werden. Nu, wird man sehn!“

„Er telegraphiert, er hätte großen Erfolg gehabt.“

„Was Sie nich sagen, Herr Kerkhoven! Da muß er wahrscheinlich viel Geld verdienen? Ja nu, dumm is er nie nich gewesen. Aber richtjer Schwuchtjeh war er schon. Ich hab schon immer denken missen: nichts ortliches wird er nich werden. Ja nu, wenn er nur hibsch Geld verdient; is auch schon was!“

Die beiden hatten ihren Wein getrunken. Thomas bezahlte und ließ seine Laterne anstecken.

Dann gingen sie, Arm in Arm unter dem Regenschirm, dem tastenden Schein der Laterne folgend, schweigsam beide. Sie brauchten sich nichts mehr zu sagen, sie wußten: zu Hause in der dunkelsten Ecke des warmen Wohnzimmers stand ihr Schicksal und wartete auf sie. In gleichem, beflügeltem Takte schlugen ihre Herzen, ging ihr Atem durch leicht geöffnete Lippen. Sie hatten sich ergeben in ihr Glück und alle Bedenken

der Erfahrung, jede Sorge um den kommenden Tag schlafen geschickt.

Als sie auf die Veranda traten, in den Schein, der durch die Glastür herausfiel, legte Thomas seinen Arm um ihren Leib, zog sie an sich und drückte seinen Mund auf ihren. Und sie nahm den Kuß, den Kopf in den Nacken gelegt, mit gesenkten Lidern. Da war kein Fragen und kein Wehren; es war alles selbstverständlich.

Annemarie machte sich leise und zärtlich frei:

„Gleich, Thomas,“ sagte sie lächelnd und mit einer sehr klaren Stimme, in der keine Befangenheit war, „ich bin ja naß bis auf die Haut. Ich zieh mich um, ganz schnell, und bin gleich wieder da.“

Er blieb allein und ging im Zimmer auf und nieder. Die Wärme umfing ihn wohligh, und unter leichten Schauern wich die Kälte der Regennacht aus seinen Gliedern. In seinen Schritten war ein beinahe feierlicher Rhythmus, der Rhythmus der großen Glückswellen, die durch seine Brust gingen und mit sich nahmen, was da an irdischem Kleinmut, an ergrübeltem Egoismus, an bürgerlicher und künstlerischer Überhebung gewohnt hatte. Und hatte er von sich geglaubt, daß er wenig beengende Vorurteile gekannt hätte, jetzt sah er, wie ringsum Mauern stürzten, wie der Horizont sich noch weiten konnte, wie groß die Welt wurde, und er zu einem König dieser grenzenlosen Stunde, deren Glanz nichts mehr würde auslöschen können, deren Glück alle Nöte und Sorgen eines ganzen künftigen Lebens nicht würden aufwägen können . . .

Dort drinnen, nur durch die Holztür von ihm getrennt, hörte er Annemarien mit leichten Schritten

gehen, Schubläden aufziehen und schließen; Kleidungsstücke rauschten, ein Stuhl wurde gerückt . . . Und dann begann sie vor sich hin zu singen, mit einer hellen, kleinen Stimme, in der eine Freude war, die nicht jubelte, aber leuchtete. Und ihr Gesang war sich nicht selbst Zweck, sondern war nur die ein wenig zerstreute, halb unbewußte Begleitung zu irgend etwas, was sie tat, um sich für ihn zu schmücken.

Sie blieb lange fort. Thomas sehnte sich nach ihr, genoß aber dabei das Gefühl ihrer Nähe; so war es eine beglückende Sehnsucht ohne Unruhe.

Als er sie am wenigsten erwartete, stand sie auf einmal in der offenen Thür und sah ihn mit glänzenden Augen an, nun doch in einem süßen Erröten. Sie trug ein weich fallendes Morgenkleid aus weißer Wolle, mit türkisch bunten Kaschmirstreifen besetzt. Die weiten, spitz hängenden Ärmel verhüllten ihre Arme nur bis zum Ellbogen, der Hals hob sich frei und erschien fast zu schlank für den Kopf mit der schweren Fülle der Haare, die sie tief im Nacken zu einem Knoten zusammengerafft hatte.

„Da bin ich!“ sagte sie und lächelte dazu. Und dann, da er in scheuer Andacht stand und sich nicht rührte: „Du mußt mich nicht so ansehen.“

Sie ging auf ihn zu, legte die gefalteten Hände auf seine Schulter und reichte ihm ihre Lippen. Da riß er sie an sich, daß ihr Leib sich unter seiner Gewalt bog, und küßte sie. Ein Rauschen war in ihren Ohren, als schwelle ein Meer über ihre Köpfe empor.

„Endlich, endlich!“ flüsterte Thomas.

„Thomas!“ sagte sie mit schwankender Stimme und

drückte seine Hand fest und innig. Dann ging sie zum Divan und führte ihn an der Hand hinter sich her. Sie saßen nebeneinander, zusammengeschniegt. Er küßte sie auf den Ansatz des Haares hinter dem Ohre.

„Was du für schönes Haar hast!“

„Soll ichs aufmachen?“ fragte sie einfach und zog die Nadeln heraus und schüttelte die leicht gedrehten Strähnen in den Händen, um sie zu lockern. Dann warf sie den Kopf mit einem Ruck herum, daß sich das Haar wie ein Mantel um sie legte. Er lehnte den Kopf auf ihre Schulter und schaute auf ihre Hände, die lässig in ihrem Schoße lagen, ohne Ringe, in fremder, beklemmender Nacktheit.

Sie trug kein Schmuckstück. Alles hatte sie abgelegt, was an den andern hätte erinnern können, von dem sie gekommen war.

Dieser Gedanke schlug plötzlich in Thomasens Seele. Die andern . . .! Seine Hände, die unter ihren weiten Ärmeln die kühl elastischen Arme hinaufgeglitten waren, krampten sich in jähem Zorn zusammen, daß sie aufschrie:

„Thomas, du tust mir weh!“

Er ließ mit dem Druck ein wenig nach und starrte ins Leere. Eine fliegende Hitze jagte über seine Haut, das Blut strömte ihm gleichsam in die Augen, daß es dunkel wurde im Zimmer. Die weißen, feierlich wallenden Flammen seiner Liebe wurden düsterrot . . .

Annemariens Arme, von denen die Ärmel zurückgeglitten waren, preßten sich um seinen Hals. Sie hatte ihren Kopf tief in den Nacken gebogen und sah ihn unter gesenkten Lidern hervor an; ihre Zähne

glänzten, ein weißer Streifen, hungrig zwischen den Lippen . . .

In der dunkelsten Ecke des Zimmers stand unbeweglich ihr Schicksal. Die wilden Flammen spiegelten sich in seinen Augen als zwei helle, ruhig leuchtende Sterne. Und die stammelnden Schreie der Leidenschaft hörte es zusammenklingen mit der großen Melodie der aus sich selbst tönenden kreisenden Welten. — Das Schicksal sieht und hört mehr als die Menschen und weiß immer das Ganze . . .

Thomas erwachte aus einem bleischweren Schlafe und setzte sich im Bette auf. Seine Augen starrten verwundert umher, als wäre er noch im Traume, und erst allmählich sonderte seine Erinnerung heraus, was Wirklichkeit gewesen war.

In der Espe vor dem Fenster zeterten ein paar Spazier eifrig und voll naiver Wichtigtuerei. Der Sonnenschein kam anders ins Fenster gestossen, als sonst bei Thomases Erwachen: das goldne Bild des Fensters mit dem schwarzen Kreuze darin stand nicht, zur Raute verschoben, an der Wand, sondern lag, in die Länge gezerrt, auf den weiß geschuerten Dielen.

Thomas stützte sich auf den Ellbogen und sah nach der Uhr auf dem Nachttisch. Seine Brauen hoben sich ungläubig, dann hielt er sie ans Ohr. Natürlich hatte er sie aufzuziehen vergessen. Er lächelte, und auf einmal wurde es ganz hell und ganz still in ihm. Er schlang die Arme um seine heraufgezognen Beine, stützte das Kinn auf die Kniee und schaute auf das Waffelmuster seiner Piledecke, dessen Linien er verfolgte, ohne sich dessen bewußt zu werden. Denn eigentlich sah er ganz andre Dinge, kleine und feine Dinge: den Tonfall eines Wortes, die Linie einer Gebärde, alle die kleinen, köstlichen Überraschungen, die ihm wie hundert Goldproben erschienen: Proben auf den Persönlichkeitsgehalt der Geliebten. Da war nichts gewesen, was ihn gestört hätte. Jeder dieser feinen Striche fügte sich glücklich in das Bild eines runden, ganzen Menschen . . .

Junge, dachte Thomas, du bist halt verliebt! Sonst hättest du vielleicht auch philisterhaft herumzutritteln an ihr. — Na ja, und wenn schon . . .! Sind wir nicht

alle kalt- und engherzige Philister den andern gegenüber, wo wir nicht lieben? — Sein wir froh, daß wir verliebt sind! Und er bekam eine so heftige Sehnsucht nach ihr, daß er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang.

Der Kaffeetisch war heute auf der Veranda gedeckt. Annemarie saß träumend in einem der großen Korbstühle, in ihrer Haltung eine glückliche Hingebung. Sie trug dasselbe leichte Morgenkleid, und ihr Haar lag in demselben schweren Knoten wie heute nacht, als sie zu ihm gekommen war, bräutlich errötend. Jetzt glich sie einer ganz jungen Frau, die in träumender Würde neue Geheimnisse trägt, einer der seltenen jungen Frauen, denen sich die Liebe als heiliges Mysterium enthüllt hat, und nicht als ein brutaler, tierischer Akt.

Sie hatte Thomafen nicht kommen hören, er stand in der Tür und sah sie an, trotz seiner Sehnsucht zaudernd, wie ein Kind, das die Freude der Erwartung länger genießen möchte. Da fühlte sie plötzlich, daß er da war, und blickte auf.

„Endlich, Langschläfer!“ drohte sie und ging ihm leicht und selbstverständlich entgegen und reichte ihm ihre Lippen.

„Annemarie!“ sagte er mit einer Stimme, in der freudige Nährung schwoll, und zog sie an sich. Sie sagte:

„Frechheit, mich so lange warten zu lassen! Die Kanne hat den Kaffee warm gestellt. Ich hol ihn.“

„Nein!“ bat er. „Es hat ja keine Eile.“

Sie war schon an der Tür und rief zurück:

„Nein, nur von Lust und Liebe leben, das führen wir doch nicht ein. Und wenn du willst . . . Ich bin ein gewöhnlicher Erdenmensch und habe auch noch nichts genossen.“ Damit lief sie davon und kam mit der Kaffeekanne wieder.

„Heute soll es dir mal gut gehn,“ sagte sie, „ich schmiere dir höchst eigenhändig dein Rundstück.“

Er faßte ihre Hände, daß sie das Brötchen und das Messer fallen lassen mußte, und zog sie wieder an sich.

„Nun?“ fragte er leise an ihrem Ohr, „willst du noch nach Amerika?“

„Esel!“ lachte sie und gab ihm einen Kuß.

Da trat Lene aus der Tür und prallte förmlich zurück.

„Sie haben den Schmand vergessen, Frau Annemarie,“ sagte sie verdrossen und stellte die Kanne auf den Tisch.

„Ja, Lene,“ sagte Annemarie lächelnd, „nun gibt es kein Heimlichtun mehr, Sie haben das Entsetzliche gesehen.“

„Ich seh nichts nich, was mir nichts anjeht,“ war die brummige Antwort.

Annemarie wendete sich munter an Thomasen:

„Lene hat so was . . . Sie vertritt bei uns die Schwiegermutter.“

Lene sagte hastig:

„Schwiegermutter is Deiwel sein Unterfutter. Ich weiß schon, was Frau Annemarie meint.“

„O nein, das meine ich aber gar nicht. Na, Lene, machen Sie kein so böses Gesicht.“

„Ich bin nicht beese. — Ich sag nur, ich bin nicht schuld.“

„Das wissen wir schon, Lene,“ beruhigte sie Thomas.

„Ich hab jesagt, es paßt sich nich. Und jekt glaub ich, wird Frau Annemarie selbst lieber bei Dulowski ziehn. Denn das wissen Sie auch: ein Brautpaar in ein Haus, das paßt sich nich. Das weiß jeder! Nu kennen Sie machen, was sie wollen!“ Damit ging sie.

„Ja, es ist ein höchst unpaßender Zustand,“ sagte Annemarie und schänkte Kaffee ein, „aber das ist nun mal nicht anders. — Wieviel Zucker?“

„Zwei, bitte. — Ja, aber machen wir dem unpaßenden Zustand doch sobald wie möglich ein Ende!“

„Na?“ fragte sie, „ist die Angst vor Lene so groß?“

„Nein, Annemarie,“ er streckte ihr die Hand hin, „aber wir haben doch wirklich lange genug gewartet . . .“

„Das ist ja nun vorbei!“

„Nein, Annemarie, ich meine . . . Es ist so ein schöner Tag . . . Machen wir einen Spaziergang am Meer, nach Dubbeln . . .! Zurück können wir ja mit der Bahn fahren . . .“

„Dubbeln?“

„Ja, bestellen wir gleich heute das Aufgebot, denn . . .“

„Aufgebot?“

„Na ja, worauf warten wir denn?“

Annemarie machte ein ernstes Gesicht.

„Heiraten willst du mich? — Thomas, wozu brauchen wir das? Siehst du, du . . .“

„Aber das ist doch so selbstverständlich . . . Wenn wir uns lieb haben . . .“

„. . . müssen wir uns gleich heiraten? — Wozu denn, Thomas? Wegen der Leute?“

„Ach, die Leute . . .!“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Und für uns . . .? Wozu brauchen wir das? Müssen wir uns denn binden?“

Thomas erwiderte in leicht gekränktem Tone:

„Du risikierst es mit mir wohl nicht gern?“

„Liebster, sei jetzt doch nicht kindisch!“

„Du glaubst also nicht an die Dauer deiner Gefühle?“

„Ach,“ wehrte sie mit einem Schatten von Ungeduld ab.

„Es soll also gleich wieder aus sein?“ fragte er.

„Gleich . . .?“ Sie lächelte sonderbar, versonnen und glücklich zugleich. „Nein, Thomas, so bald wirst du mich nicht los. Amerika läuft mir ja nicht davon. Ein paar Wochen — Monate — bleib ich schon. So lange es dauert, wollen wir glücklich sein.“

„Kann es denn nicht für immer sein?“

„Lieber Gott! Was ist denn für immer?“

„Dann liebst du mich nicht genug! Dann kann es ja auch heute aus sein!“ sagte er gekränkt.

Sie sah zu ihm hinüber, mit zärtlichen Augen und freundlich ironisch verzognem Mund.

„Ihr Männer . . .! — ,Dann liebst du mich nicht genug! Ach, Thomas, komisch seid ihr Männer doch! Eine gewisse Koketterie — was eine kluge Frau nur als Backfisch hat —, das behaltet ihr euer Leben lang. Große Kinder bleibt ihr immer.“

Thomas lachte — denn er fand etwas wahres in

ihrer Bemerkung —, wurde aber gleich wieder ernst und sagte:

„Aber warum willst du mich nicht heiraten?“

„Warum . . . ? — Ja, wozu solls denn gut sein?“

„Gut sein . . . !“ stieß er halb belustigt, halb verdrossen hervor.

„Ja, gut sein! — Für wen heiratet man denn? Für sich oder für die Leute?“

„Für sich und gegen die Leute. Heiraten heißt: einen Zaun um sein Glück bauen. Auf eine einsame Insel ziehen heißt heiraten. Heiraten heißt, sich auf den Aristokraten in sich besinnen, das Interesse für Krethi und Plethi verlieren, sich beschränken, um weiter zu wirken, sich nicht mehr verlieren ans Leben, sondern Leben schaffen. — Ja, Annemarie, hast du denn gar nicht daran gedacht, daß wir Kinder haben könnten?“

„Kinder?“ sagte sie sinnend und weich und reichte ihm ihre Hand, die warm und hingebend war. „Ach, Thomas — mein kleiner Junge damals . . . Es war so ein elendes Kind, man mußte dankbar sein, daß es nicht lange lebte . . . Und später . . . Ich habe mir nie Kinder gewünscht, nie welche wünschen können und dürfen. Das weißt du ja. Und ich will aufrichtig sein: ich hab dabei nicht nur an die Kinder gedacht . . . Ich wollte jung bleiben, und . . .“

„Und jetzt?“

„Jetzt, Thomas, ist es ganz anders . . . Aber . . . Siehst du, wie sollt ich nicht wollen, was du willst, und . . . Aber sprechen wir doch nicht von mir! Sprechen wir von dir! Siehst du: ich . . . ! Mein

Leben ist einmal verpfuscht . . . Aber du . . . Du bist Künstler . . .“

„Ich wäre wirklich nicht sehr stolz, wenn bei mir der Künstler vor dem Menschen käme.“

„Das sagst du heute, Thomas. Aber es bleibt auch nicht immer so. — Heute bist du frei und dein eigener Herr . . . Ich will nicht deine Fessel werden. Wenn du für eine Frau sorgen mußt, und später vielleicht gar noch für Kinder . . . Dann mußt du wieder ums Brot arbeiten.“

„Annemarie, wie kannst du nur davon sprechen? Was ist denn dabei? Ich bin doch gesund, und alt bin ich auch noch nicht . . . Was andre können, werd ich wohl auch noch können!“

„Ach, Thomas, das denkst du dir so schön . . . Aber wenn du erst drinsteckst . . . Wer weiß, wie bald du mir grollen wirst, weil ich dich hineingetrieben habe! Und dann . . . Das ist ja nicht alles . . . Siehst du, meine Vergangenheit . . . Ich kann sie nicht aus der Welt schaffen.“

Thomas legte seine Hand auf ihre.

„Ja, glaubst du denn wirklich, daß ich . . .? Ich müßte ja . . .!“

„Du müßtest kein Mann sein,“ entgegnete sie mit leiser Bitterkeit.

„Nein, Annemarie,“ sagte er fest, „fürchte das nicht! Siehst du, ich will dir nichts vormachen . . . Ja, deine Vergangenheit frißt in mir . . . Heute . . . Aber wenn du ganz mein bist, für immer . . . Gerade dann . . . Sieh: jeder Tag, an dem du mich liebst, zerreißt vor meinen Augen einen Faden, der dich an deine Vergangen-

heit bindet. Ungeschehen kann man nichts machen, aber man kann sich schließlich von allem frei machen, wenn man nur . . .“

Sie seufzte und schüttelte melancholisch den Kopf.

„Das denkt man sich so schön in der Theorie, aber . . . Und dann,“ sagte sie plötzlich in verändertem Tone, „das läuft uns ja schließlich auch nicht fort . . . Das können wir später ja noch immer . . .“

Thomas setzte sich neben sie auf das kleine Korbsofa und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Annemarie,“ bat er, „sei gut und tu es. Siehst du, es quält mich . . . Ich hab so ein Gefühl, als ob es für dich einen Verzicht bedeutete auf Hoffnungen . . . Du hast eben noch ganz andre Dinge vom Leben erwartet, als so ein bescheidnes Dasein an meiner Seite.“

Sie lächelte wehmütig.

„Ach lieber Gott, Thomas, wer träumt sich nicht allerlei zusammen? Wer hat nicht einmal auf einen Märchenprinzen gewartet?“

„Ja, ein Märchenprinz bin ich nicht,“ seufzte Thomas.

Sie küßte ihn schnell.

„Wie kannst du nur so dumm reden, Thomas! Ich weiß genau, wer ich bin, und wer du bist. Und . . . Ich weiß leider auch, daß einem nichts geschenkt wird im Leben . . . Nein, Thomas, ich bin viel, viel bescheidner geworden, als du glaubst! Ich . . .! Ach, du lieber Gott! Aber du, siehst du . . . Wenn ich doch auch ein Talent hätte, irgend eine Aufgabe . . .! Eigentlich leben kann doch nur ein Künstler . . .“

„Meinst du?“ lächelte er trübe.

„Sieh mal, gerade wir Frauen . . .! Die Männer

haben doch wenigstens immer einen Beruf, ein . . . Aber wir . . . Die paar Jahre, wo man jung ist, vielleicht . . . Aber dann . . .? Was hat das ganze Leben für einen Sinn?"

„Annemarie, ich liebe dich, und du liebst mich. Ist das nicht genug?"

„Ja, wenn man verliebt ist. Heute! Und später . . .?"

„Warum fragst du darnach? Was morgen sein wird . . .! — Man soll das Morgen nicht irgendwo draußen suchen; da ist es nicht zu finden. Im Heute liegt das Morgen; die Stunde trägt alle Zukunft im Schoße. — Nach einem Beruf sehnst du dich? Nach Werken? Beruf ist immer ein Nothbehelf. Unsre Kinder, das sind die Werke, die nach uns bleiben. Und diese Werke sind nicht die Frucht der Arbeit, sie sind die Frucht der Lust. Das sagt alles! — Mit der Kunst ist's nicht anders. Was wird zum Kunstwerk? — Die genossene oder die durchlittne Stunde. Voll genießen und tief leiden kann aber nur, wer sich der Stunde ganz gibt!"

Annemarie legte den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf an sich. „Siehst du," sagte sie, „da sagst du es ja selbst! — Die Stunde! Was hat das mit dem Heiraten zu tun! Das sind doch Fesseln für die Zukunft . . ."

„Hast du denn solche Angst vor den Fesseln?"

„Nicht für mich, Thomas, aber für dich!"

„Das laß nur meine Sorge sein!" entgegnete er heiter. „Und außerdem sinds keine Fesseln. — Im Gegenteil: eine Befreiung ist's. Eine Befreiung von der Zukunft. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst . . . Wie ich das meine . . .?"

„Ja, daß dann die liebe Seele Ruh hat . . .!“

Thomas lachte:

„Ja, ungefähr so. — Also, wie ist's? Gehn wir nun zum Pastor?“

„Wenn du willst, Thomas,“ sagte sie schlicht, und er küßte sie sanft auf den Mund. Es war eine Stille über diese zwei Menschen gekommen, die atmend schwoh vom Glück der Gewißheit . . .

Das Meer kam in lustiger Brandung ans Ufer gestürzt, als Thomas und Annemarie am Strande nach Dubbeln gingen, Hand in Hand, dicht am Wasser, schweigend und den Blick auf den Boden geheftet. Sie sahen zu, wie der nasse Boden bei jedem Schritt um ihre Füße erblich, sie folgten mit den Augen den feinen Kurven aus Sand, die die einzelnen Wellen als Zeichen zurückließen, wie weit sie gekommen waren, bevor sie die heimliche Kraft der Unterströmung ins Meer zurückgezogen hatte . . .

Thomas gedachte des Abends, an dem er auf stampfendem Schiffe dieser Küste genagt war, wie er sich als kleine Brandungswelle gefühlt hatte, die sich vom Sande wollte trinken lassen. — Jetzt zog ihn die Unterströmung zurück ins Meer, und er war dessen froh und verlor sich in Hoffnungen und Plänen. Wie jung war er heute! Jünger fürwahr als damals, wo er, fast noch ein Knabe, abschiednehmend an diesem Strande gefessen und geträumt hatte: über Kämpfe und Leiden junger Jahre hinweg zu seinem Abende, einem Abend an glatter See . . .

Eine tückische Welle kam mit harmloser Miene heran,

als ob sie die beiden gar nicht sähe, und trällerte mit scheinbar zerstreuter Miene ihr Liedchen vor sich hin. Auf einmal aber gab sie sich einen Ruck und umflutete die Füße des Paares, daß sie sich schnell, auf den Zehen hüpfend, retten mußten. Sie lachten beide, und Thomas zog Annemariens Arm durch den seinen. Aneinander geschmiegt gingen sie weiter.

Und Thomasens Gedanken formten sich zu Worten:

„Wenn wir verheiratet sind . . .!“ sagte er. „Wir können es uns so gut einrichten . . . Die erste Zeit . . . Da werd ich allerdings nicht viel arbeiten . . . Oder vielleicht . . .! Mein, ich glaube doch nicht; und es ist auch besser . . . Aber ich habe ja Zeit. Zwei bis drei Jahre bleiben wir ruhig hier . . . Wir können uns das ja leisten und haben keine Eile . . . Und dann werd ich eine ganze Anzahl Bilder beisammen haben, die sich sehen lassen können . . . Und wenn ich sie dann draußen ausstelle, eine ganze Kollektion, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehn . . .!“

„Ja, Thomas,“ nickte sie, „ich bin überzeugt, deine Bilder werden Erfolg haben.“

Er lachte.

„Meine ungemalten Bilder! Ach Gott, das ist alles Zukunftsmusik! Na, schadet nichts! Und dann ziehen wir nach München, du kennst es ja noch gar nicht?“

„Nein.“

„Ach, Annemarie, wie dir München gefallen wird! Ich freu mich so, dir München zu zeigen. Das ist so recht die Stadt für dich.“

Sie drückte seinen Arm an sich und sah mit großen Augen ins Leere: in fröhliche Zukunftsbilder hinein . . .

„Du mußt nicht glauben,“ fuhr Thomas eifrig fort, „daß ich mich nur auf einen Erfolg meiner Bilder verlasse. Rechnen kann man mit so etwas nicht . . .“

„Das kannst du ruhig!“ sagte sie zuversichtlich.

„Na ja, hoffen wirs!“ Aber für den Notfall ist ja noch immer Tegtmaier da . . .“

„Tegtmaier?“

„Ach so, der ist dir ja noch gar nicht vorgestellt! Das ist nämlich der kunstgewerbliche Jüngling, bei dem ich schon einmal engagiert war. Der nimmt mich mit Kupfhand wieder. Gott, und er ist schließlich der schlimmste nicht . . . Na, und ich war heute auch nicht mehr so schüchtern . . . Für mich selbst hab ich mich nie so recht zu raufen verstanden, aber für dich . . .!“

„Hoffentlich hast du das nicht nötig,“ seufzte Annemarie.

„Na, das wird sich ja alles finden. Fürs erste bleiben wir ja noch lange hier.“

Ein Schatten ging über ihr Gesicht.

„Sag Thomas . . .! Müssen wir das eigentlich?“

„Ja, hast du denn keine Lust dazu?“

„Lust schon! Aber . . . Sie stockte einen Augenblick und sagte dann sehr schnell: „Wenn wir ganz weit fortgingen . . . Irgendwo hin, wo niemand uns kennt!“

„Du meinst . . .?“

„Ja Thomas, wenn wir nun Papas Vorschlag annehmen?“

„Nach Amerika!“ rief er. „Aber das ist doch ein heller Unsinn! Wegen der Leute . . .?“

„Ja, es ist da so viel . . .“

„Was kümmern uns denn die Leute! Ja, soll ich denn meine Kunst ganz aufgeben?“

„Nein; ist das denn aber deswegen nötig?“

„Sieh, Annemarie, ich muß jetzt hierbleiben. In der Heimat, Annemarie, und in der Einsamkeit, mit dir allein. — Ist das zu viel verlangt, Annemarie?“

„Ach Thomas, ich wünsch mir doch nichts, als was du willst . . .“

„Du wirst sehen, Annemarie . . .! Lieber Gott, was können die Leute uns denn tun!“

„Wie du willst, Thomas!“ sagte sie leise, aber es klang ein Seufzer in ihrer Stimme mit, und sie blieb lange in ihren Gedanken und malte sich allerhand Demütigungen aus, die ihr hier nicht erspart bleiben würden . . .

Schließlich aber nahmen seine lichten Zukunftsträume auch sie ein. Ihre Sorgen schliefen ein, und der Strom seiner Worte trug sie mit sanftem Wiegen durch die Stunden . . .

Ein glücklicher Tag dehnte sich für die beiden bis zur Nacht, lang durch die Fülle seiner Erlebnisse, denn sie waren heute wieder wie Kinder geworden, denen alles zum Erlebnis wird.

Und wo sie auch waren an diesem Tage, in jeden Augenblick mischte sich ihnen das leise Brausen des Meeres. Ihre Seelen waren so still, daß ihnen dieser Ton stärker bewußt wurde als sonst und sie oft den Atem anhielten, um darauf zu lauschen. Welle auf Welle hörten sie dann anschlagen: es klang wie der majestätische Pulsschlag der Welt; und ihnen war, als passe er sich dem Takte an, in dem ihre ruhigen Herzen pochten . . .

Thomas und Annemarie saßen auf der Veranda. Er las in der Abendzeitung, die der Postbote gerade gebracht hatte, sie stückte an einer weißflanellenen Kinderwagendecke. Sie ließ ihre Arbeit von Zeit zu Zeit sinken und sah versonnen in den Garten hinaus. Auf einmal sagte sie:

„Da kommen Joachim und Tony! Das hab ich mir doch gleich gedacht: sobald Papa eingezogen ist, kommen die sofort.“

Thomas sah hinaus und lächelte.

„Ja, seine Courage trägt der gute Joachim mehr inwendig. Aber schau nur die Tony an: im Reformkleid mit Jugendstilarabesken und mit nem hohen Korsett drunter.“

„Aber auf Seide gearbeitet, darauf verlaß dich!“ spottete Annemarie.

Thomas ging dem Besuch an die Gartentür entgegen, während Annemarie am Eingang der Veranda stehen blieb. — Die junge Pastorin Tony Kerkhoven flatterte schleunigst auf sie zu und zwitscherte:

„Aber, liebste Annemarie, warum stehst du denn auf? Warum bleibst du denn nicht sitzen? Bei deinem Zustand . . .! Wann erwartest du denn . . .?“

„Jeden Tag,“ antwortete Annemarie, „Frau Käfelau ist schon seit vorgestern draußen und wohnt bei uns.“

„Du hast die Käfelau! Na, dann ist ja alles ausgezeichnet! Ich hab sie bei meinem kleinen Herbertchen und bei Ingeborgchen auch gehabt. Und namentlich bei Herbertchen war es ein sehr ernster Fall . . .“

„Ja, wenn alles an ihr so tüchtig ist, wie ihr Appetit . . .!“ bemerkte Thomas.

„Ja, lieber Gott, sie ist so verwöhnt . . . Immer nur in den ersten Kreisen . . .!“ sagte Frau Tony.

„Setzt euch doch!“ lud Thomas ein. „Ihr bleibt doch zum Abendbrot?“

„Wenn es euch keine Umstände macht . . .“ dankte Pastor Joachim, der ein wenig verlegen zu sein schien.

„Aber nicht im geringsten! Ich will es Rene gleich sagen.“ —

Als Thomas aus der Küche zurückkam, begann sein Better nach einem leichten Husteln:

„Lieber Thomas, wir waren schon lange auf dem Sprunge, wieder einmal zu euch zu kommen, aber . . .“

„Na ja, Joachim,“ lächelte Annemarie, „und dann, solange Papa da nebenan wohnte . . . Er hätte es euch doch sehr übel genommen.“

„Ach, deswegen . . .!“ log Joachim mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Nein,“ sagte seine Frau energisch, „warum soll man es denn nicht ganz offen sagen? Es ist eben nun mal nicht anders. Solange man noch von diesen Leuten abhängig ist . . . — Es ist merkwürdig bei mir,“ wendete sie sich dann erläuternd an Annemarien und Thomafen, „ich kann einfach nicht lügen. Und wenn ich mir die größten Unannehmlichkeiten dadurch zuziehe, die Wahrheit muß immer heraus. Ich weiß nicht, ob andre Leute das auch haben . . . Es ist aber nun einmal eine Eigentümlichkeit von mir.“

Joachim strich mit der Hand über seine blonden Locken, die sich über der Stirn schon zu lichten begannen, und sagte:

„Ja, das ist merkwürdig bei Tony. Mit ihrer Überzeugung kann sie nicht zurückhalten . . .“

„Ich seh auch gar nicht ein, warum!“ fuhr seine Frau lebhaft fort. „Übrigens sind diese Leute ja so lächerlich. Daß Papa euch gegenüber noch immer auf diesem Standpunkt steht . . .! Und dabei seid ihr jetzt bald anderthalb Jahre verheiratet!“

„D,“ erwiderte Annemarie kühl, „es kann mir gar nichts lieber sein. Wie Papa sich in der ganzen Angelegenheit benommen hat . . .! Eigentlich ist's ja mehr komisch . . . Alle die Schikanen, mit denen er uns den Aufenthalt hier verleiden wollte . . .! Jetzt lacht man ja darüber! Aber damals . . .!“

„Die alten Geschichten, Annemarie . . .!“ sagte Thomas. „Alterier dich doch nicht mehr darüber! Er hats ja aufgegeben, als er sah, daß er nichts erreichte.“

Frau Tony nickte:

„Ja, ihr habt es ganz richtig gemacht. Gar nicht bekümmern soll man sich um die Leute! Wenn einer so einen engen Horizont hat, wie Papa . . .! Ich sag es auch immer zu Joachim, daß er viel zu viel nachgibt. Er läßt sich ja alles gefallen . . .!“

„Tonyschen!“ Der junge Pastor ergriff ihre Hand. „Du weißt doch ganz genau, daß ich so denke, wie du . . .“

„Ja, aber wenn Papa da ist, gibst du immer nach!“

„Das tu ich doch nur äußerlich . . . Das muß ich doch . . . Solange wir von Papa abhängig sind . . .!“

„Ja, aber ich könnte mich nicht bezwingen . . .“

Frau Tony wendete sich an Annemarien: „Siehst du, das tut mir manchmal direkt weh . . . Ich frage mich manchmal: Ist Joachim eigentlich ein Charakter? Wenn er sich so verstellen kann . . .?“

„Tonychen!“ bat ihr Mann traurig.

„Nein, Joachim, darin bin ich ganz objektiv. Wenn du auch mein Mann bist . . .! Ich bin eben kritisch angelegt und durchschaue die Menschen. Parteiisch kann ich da nicht sein; selbst nicht gegen meinen eignen Mann. Das ist eine Eigentümlichkeit von mir . . .“

Joachim rang die Hände heftig zwischen seinen Knien und sah starr und gequält zu Boden. Auf einmal plagte es trotzig aus ihm heraus: „Das wird auch nicht ewig dauern. Und dann wird Papa schon sehen . . .! Wenn ich erst nicht mehr auf ihn angewiesen bin . . .!“

„Ja, wenn wir erst aus diesem Loch heraus sind . . .!“ stimmte Frau Tony zu.

„Wollt ihr . . .?“ fragte Thomas. „Habt ihr irgend etwas vor?“

„Ja, das kannst du dir doch wohl denken, lieber Thomas, daß ich nicht Zeit meines Lebens Pastor bleiben will!“

„So . . .? Ich dachte . . .?“

„Nein, das mag was sein für Leute wie Burchard, die mit einem Brett vorm Kopf geboren sind. Die sind glücklich! Glaubst du, daß Burchard je ein Zweifel gequält hat? — Aber ein intelligenter Mensch kann das doch nicht alles glauben, was er jeden Sonntag von der Kanzel verkünden soll. Ich muß ja einfach lügen . . .!“

„Seit wann bist du denn zu dieser Überzeugung gekommen?“

„Ach, schon immer . . .!“

Thomas lächelte.

„Und was gedenkst du denn zu ergreifen?“

„Joachim will sich der Litteratur widmen!“ verkündete Frau Tony.

„Litteratur . . .? Du willst Schriftsteller werden?“

„Ja.“

„Ja, so auf einmal . . .? Und dann ist es doch ein sehr unsichres Brot . . .“

„Nein,“ sagte Frau Tony eifrig, „Joachim hat es nur niemand gesagt . . . Aber er hat schon früher gedichtet . . . Ich hab ein ganzes dickes Heft voll Gedichten von ihm, die er noch auf dem Gymnasium gemacht hat. Leider hat er sein Talent nur nachher einschlafen lassen . . .“

„Und jetzt willst du wieder anfangen?“

„Ja, ich schreibe einen Roman!“

„So, wie weit bist du denn damit?“

„Ach, im Kopfe hab ich alles schon ganz genau. Ich will in diesen Tagen anfangen.“

„Nämlich,“ erklärte Frau Tony, „die Berliner Illustrierte Wochenschau — ich weiß nicht, ob ihr das Blatt kennt — hat drei Romanpreise von fünfzehntausend, zehntausend und fünftausend Mark ausgesetzt für einen Roman von mindestens hundertfünfzigtausend Silben . . .“

„Ach, und da willst du mitkonkurrieren?“

„Ja,“ sagte Tony ruhig, „und wenn wir den ersten Preis bekommen, hängen wir den Pastor an den Nagel und ziehen ins Ausland.“

„Ja,“ lächelte Thomas, „das ist allerdings der sicherste Weg zum Reichtum!“

Der junge Pastor fragte hastig:

„Meinst du, daß da am Ende nicht alles mit rechten

Dingen zugeht? Daß die Richter am Ende parteiisch sind . . . ?“

„Nein, nein . . . Aber die Konkurrenz dürfte doch ziemlich groß sein . . .“

„Davor fürchten wir uns nicht,“ versicherte Frau Tony großartig. — Ihr Mann dagegen begann etwas kleinlaut zu sprechen, berauschte sich aber allmählich an seinen eignen Worten zu einer etwas flackernden Zuversicht:

„Ja, natürlich . . . ! Aber . . . Die Konkurrenz wird ja groß sein . . . Aber mein Roman . . . Wißt ihr, es ist etwas ganz neues, ein durchaus origineller Stoff . . . Ich glaube nicht, daß schon jemand etwas ähnliches behandelt hat . . . Ich will nämlich die Gewissensqualen eines jungen Geistlichen schildern, der seinen Glauben verloren hat . . . Auf der einen Seite steht seine Familie: bornierte, engherzige Leute, von denen er aber abhängig ist . . . Und er hat Weib und Kind . . . Das macht ihm einen freien Entschluß noch schwerer . . . Aber seine Frau, ein freidenkender, bedeutender, edler Mensch, ist ihm die beste Stütze . . . Und so entschließen sie sich denn endlich, alles hinter sich zu lassen und in die Welt hinauszugehen, in ein Leben der Arbeit . . .“

„Nachdem er vorher einen Romanpreis von fünfzehntausend Mark gewonnen hat?“ fragte Thomas mit harmloser Miene.

„N—nein, n—nein . . .“ stotterte Joachim verwirrt. Seine Frau aber sagte:

„Natürlich schildert er unsre eignen Verhältnisse. Aber ich halte das auch für das richtigste. Das ist eigentümlich bei mir: mich interessieren immer nur Bücher, die von wirklichen Erlebnissen handeln.“

„W—ja . . .“ sagte Thomas und fand keine Fortsetzung. Eine halbe Minute lang herrschte ein etwas drückendes Schweigen.

„Übrigens, du, Thomas,“ begann Pastor Joachim plötzlich, „ich hatte ganz vergessen . . . Ich hab dir die Zeitung für Stadt und Land von vorgestern mitgebracht. Ihr haltet euch doch nur die Dünazeitung? — Wo hab ich sie nur hingesteckt? — Ach ja, da . . .! Es ist ein großer Artikel über dich drin.“

Thomas entfaltete das Blatt und warf einen Blick hinein.

„Ach so, ja! Das kenne ich schon. — Auch wieder ein Abdruck des Feuilletons im Berliner Tageblatt,“ wendete er sich an Annemarien.

„Ja, ich gratulier dir recht sehr zu deinem Erfolge,“ sagte Frau Tony und drückte Thomases die Hand.

„Ja, und verkauft hast du deine Bilder ja auch?“ fragte Joachim.

„Ja, zwei von den fünf.“

„Da mußt du ja im Golde schwimmen!“

„Das nun nicht gerade . . . Viertausend Mark bekomme ich dafür.“

„Na ja, für zwei Bilder . . .! Und wie viel kannst du denn im Jahre malen?“

Thomas lachte herzlich.

„Na, das kommt darauf an,“ sagte er. „Und außerdem verkauft man auch nicht gleich jedes Bild . . .“

„Aber du bist jetzt doch berühmt!“

„Weil mich die Berliner Kritik entdeckt hat? Na, so gefährlich ist das nun gerade nicht . . .“

„Aber gegen früher . . .!“

„Ja, natürlich,“ sagte Thomas, „die Aussichten sind besser . . .“

„Ach, ihr Glücklichen!“ seufzte Frau Tony. „Wenn wir erst so weit wären! Der erste Schritt ist doch immer der schwerste. Meint ihr nicht auch?“

Thomas zuckte lächelnd die Achseln.

„Ja, Thomas,“ fuhr die junge Pastorin fort, „freust du dich denn gar nicht über deinen Erfolg?“

„Gewiß,“ erwiderte Thomas gelehrt. Und der Zweifel in seinem Ton war nicht gemacht, sondern beruhte auf Erwägungen, die er seit Tagen in sich herumtrug.

„Er tut nur so; er hat sich sehr gefreut,“ sagte Annemarie und streckte ihrem Manne mit warmem Blick die Hand hin. Er hielt sie eine Weile mit festem Druck und fühlte, wie ihre Freude die seine weckte.

„Ach, ihr Glücklichen . . .!“ seufzte jetzt auch Joachim.

„Ja,“ begann Tony wieder, „jetzt könnt ihr hinaus aus dieser Enge, wo die Leute um fünfzig Jahre zurück sind. Wie ich euch beneide! Einmal hinauszukommen ins Ausland, ist immer mein sehnlichster Wunsch gewesen!“

„Ja, das war früher bei mir auch so,“ sagte Annemarie mit gesenkten Lidern.

„Früher . . .?“ rief Tony überrascht, und Thomas heftete einen forschenden Blick auf seine Frau. Die aber hob die Augen und sah ihn mit einem vollen, glänzenden Blick an, während sie ihrer Schwägerin antwortete:

„Nein, wir bleiben hier. Ich möchte nicht fort.“

Diese Antwort entfesselte eine Flut von staunenden

Fragen bei Joachim und Tony. Und während Thomas und Annemarie darauf antworteten, ruhten ihre Augen oft minutenlang glücklich ineinander, fragend die seinen; ihre aber mit einem ruhigen Ja.

Thomas hatte nach dem Abendessen die Gäste ans Gartentor geleitet. Als er wieder dem Hause zuschritt, sah er im Lichte der Lampe Annemariens schwerfällige, mütterliche Gestalt auf der obersten Verandastufe stehen.

„Mein, sieh den Himmel!“ sagte sie.

Er eilte die Stufen hinauf und legte den Arm um ihre Schultern. So vereint, blickten sie durch die schwarze Augustnacht zu den Sternen hinauf, die zahllos waren, als hätte sich der Himmel zu einem Feste illuminiert. Häufig zogen Sternschnuppen schräge Feuerstriche in das flimmernde Muster.

„Sieh, schon wieder eine . . .! Und da wieder . . .!“ sagte Annemarie. „Heute kann man sich viel wünschen . . .“

„Was brauchen wir uns noch zu wünschen?“ fragte er leise. — Sie schauerte zusammen, als würde ihr die Luft zu kühl.

„Man weiß ja nie, wie es geht,“ flüsterte sie bang.

Er fand kein Wort, sie zu trösten. Er verstärkte nur leise den Druck seines Armes. Und nach einer Weile fragte er dann:

„Du, Annemarie . . .! Und was du vorhin sagtest . . .? Daß du hier bleiben willst? Ist das dein Ernst?“

„Ja, Thomas.“

„Aber ich dachte . . .“

„Willst du denn fort?“

„N—Nein, Annemarie, ich . . . Aber du . . .!“

„Ich nicht, Thomas! Nicht mehr . . .“

„Ist es dir denn hier nicht zu einsam geworden? Wolltest du denn nicht gern nach München?“

„Ja, Thomas, manchmal . . . Aber hier . . .! Hier wird man besser . . .“

„Besser?“ fragte er innig.

„Ja, und für mich ist es besser. Sieh, ich fürchte mich vor München . . . Vor mir selber . . . Ich bin . . . Leichtsinzig bin ich . . . Und wenn ich wieder so in den Trubel komme . . . Ich glaube, ich werde mitgerissen. — Was ist das?“ fragte sie plötzlich und deutete hinaus, wo kleine stumme Schatten unter der Sternendecke des Himmels in unruhigen Bahnen durch das Dunkel glitten.

„Fledermäuse,“ erwiderte Thomas und antwortete ihr dann: „Ja, aber . . . Dann sehnst du dich heimlich doch hinaus. Du wirst hier keine Ruhe haben . . .“

„O ja, Thomas,“ sagte sie fest. — „Siehst du, ich weiß ja, daß ich hinaus kann . . . Wenn ich will, tust du es ja . . . Du bist ja so gut . . . Und klug . . . Mit Güte kann man mich zu allem bringen.“

„Ich will dich zu nichts bringen.“

„Das ist es eben! Weil ich es freiwillig tu . . .!“

„Nun ja,“ sagte Thomas, „und wenn du später willst . . . Fürs erste können wir ja so wie so noch nicht . . .“

„Nein, Thomas, später erst recht nicht! Je länger wir hier sind . . .! Ja, man wird besser hier.“

„Besser . . .?“

„Ja, ich weiß nicht . . . Und stolzer! Mancher wird sagen: eingebildeter. Je weniger man andre Leute sieht, desto . . . Siehst du, heute mit Joachims . . . Komisch kommen einem die Menschen' vor . . . Man fühlt sich ihnen so . . . So überlegen!“

„Na ja, die . . .!“ warf Thomas ein.

„Ach nein, Menschen sind Menschen. Ich bin überzeugt . . . Wenn man sich von ihnen entwöhnt, kann man sie bald kaum noch genießen. Und das, was sie interessiert, worüber sie sich Sorgen machen oder sich freuen . . . Man begreift das nicht mehr . . .“

„Ja, gewiß,“ begann Thomas zaghaft und gegen seine Überzeugung; er hatte dabei das Gefühl, als versuche er sein Glück: „Aber ist es auch recht, sich so abzuschließen? Wird man nicht zum Sonderling dabei, zum . . .“

„Sonderling? — Das wäre noch nicht das schlimmste! — Und dann: Sieh, Thomas, wir haben ja uns und . . . Und werden unser Kind haben . . .“

„Annemarie!“ flüsterte er glücklich.

Sie lächelte und nickte ihm zu. Ihre Augen standen in schwimmendem Glanze in ihrem Gesicht, dessen Formen in dieser Zeit zu einer eigen hingeebenen Schönheit erblüht waren.

„Ja, siehst du,“ sagte sie, „wie du mich anders gemacht hast . . .! Gerade, weil du nie versucht hast, mich zu beeinflussen. Wenn ich spreche, klingt es bei nahe wie ein Echo auf deine Gedanken . . .“

Er küßte sie andächtig auf die Schläfe. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Und jetzt wollen wir schlafen gehen; es ist spät.“

Um zwei Uhr in der Nacht rief Annemarie nach Thomasen.

„Du, Thomas,“ sagte sie, als er wach geworden war, „ich glaube, es ist jetzt . . . Ich glaube, du mußt Frau Käfelau wecken.“

Und nun kamen schwere Stunden, bis endlich — das Bild des Fensters stand schon als goldne Raute an der Wand — ein kleines Menschenwesen neben Annemarien lag.

„Lebt es?“ fragte Annemarie matt.

„Zu was soll es nicht leben!“ erwiderte Frau Käfelau mit ihrer tiefen, rauhen und doch beruhigenden Stimme. „Ein fixes Mädchen! Sicher neun Pfund schwer!“ Und in demselben Augenblick ließ das kleine sonderbare Ding ein quarrendes Weinen ertönen.

Während das Kind gebadet und in warme Tücher gehüllt wurde, saß Thomas neben Annemariens Bett und hielt ihre Hand, die sich mit schlaffem Druck um die seine rundete. Und dabei glaubte er noch das Gefühl davon in den Händen zu haben, wie sie sich daran festgekrampft hatte in ihren Nothen. An das Kind dachte er kaum; er sah nur sie, die da in den Kissen lag, unendlich matt und mit geschlossenen Augen, aber befreit und zufrieden und mütterlich stolz; zu schwach, um das alles zu denken, aber ganz hingenommen von diesen Gefühlen . . .

Frau Käfelau hatte das Kind sorglich in seinen Korb

gebettet und war gegangen, sich durch viel Kaffee nach ihren Strapazen zu erfrischen. Es war ganz still im Zimmer. Die Kleine schlief, und auch Annemarie war eingeschlafen. Draußen in der Espe vor dem Fenster zeterten die Espen so laut, daß Thomas nervös wurde und sie am liebsten angeherrscht hätte, sie sollten schweigen. Er selbst wagte sich nicht zu rühren und hielt Annemariens Hand, bis ihm der Arm ganz lahm geworden war. Da machte er sich vorsichtig frei und ging zu seinem Kinde hinüber. Das schlief friedlich mit geballten Fäustchen. Ein Flor von dunkeln Locken bäumte sich auf dem kleinen Kopfe. Das Haar hatte seine Tochter wohl von ihm. Wem von ihnen es aber sonst ähnlich sehe, vermochte Thomas nicht zu entscheiden, so lange er auch das verschwollne, runzlige Gesichtchen betrachtete. Überhaupt konnte er noch in kein rechtes Verhältnis zu seinem Kinde kommen; er sah es mit einer Mischung von Gerührtheit und Verlegenheit an und wußte nicht zu sagen, ob er es eigentlich lieb hätte. Auf einmal öffnete die Kleine die Augen halb und fing unglücklich zu quarren an. Thomas schaute sich hilflos um; aber Annemarie war gleich erwacht.

„Es hat Durst,“ sagte sie, „nimm ein Tröpfchen Wasser auf einen Teelöffel und gib es ihm.“

Er tat das mit großer Vorsicht und Weitläufigkeit; und die Kleine hörte zu schreien auf und schmazte befriedigt.

„Gieb es mir ein bißchen herüber!“ bat Annemarie.

Thomas erwies sich dabei so ungeschickt, daß sie rief:

„Nein, wie du dich dazu anstellst! Du brichst ihm noch den Kopf ab!“

„Aber Annemarie,“ sagte er, als die Kleine glücklich in ihren Arm gebettet war, „meinst du nicht . . . ! Wenn du nun wieder einschliffst, erdrückst du es am Ende im Schlafe . . .“

„Ach, du bist ja dumm!“ lächelte sie, zärtlich und überlegen zugleich.

„Nein, sieh, was es für nette Locken hat. Und wie hübsch es schon ist!“

„Na, hübsch . . .?“

„Du solltest mal andre kleine Kinder sehen! — Mein, und fühl doch mal . . . Mein, das mußt du fühlen, wie zart und weich die kleinen Händchen sind. Das ist, glaub ich, das weichste, was es gibt.“

Er strich ganz behutsam, als berühre er einen Nippgegenstand aus Porzellan, mit dem Zeigefinger über die geballte kleine Hand mit den vier Grübchen darin.

„Und wie fühlst du dich denn?“ fragte er.

„Ausgezeichnet! — Aber du . . . Du Armer hast ja kaum geschlafen . . . Und gegessen hast du auch noch nichts . . .“

„Ich hab heute Nacht Kaffee getrunken . . .“

„Nein, geh hinunter, du mußt ein bißchen frühstücken. Wir schlafen jetzt so wie so . . . Und dann legst du dich unten ein bißchen hin!“

„Nein, schlafen kann ich jetzt nicht.“

„Dann gehst du nachher ein bißchen an die Luft!“

„Ja, das vielleicht . . .!“ erwiderte er.

Thomas ging, ohne sich weiter Rechenschaft darüber abzulegen, durch den Dünenwald an den Strand, als wäre das Meer sein bester Freund und müßte

vor allen andern erfahren, daß er nun eine Tochter hatte.

„Ein Sonntagskind!“ sagte er auf einmal überrascht vor sich hin. — Daß heute Sonntag war, daran hatten er und Annemarie noch gar nicht gedacht; und das erfüllte ihn jetzt mit einem innerlichen Glanze.

Als er den steilen, sandigen Pfad zum Kamm der Düne emporschritt, fühlte er doch, daß er wenig geschlafen und eine starke Erregung durchgemacht hatte; in seinen Kniekehlen war ein beinahe schmerzlich mattes Gefühl, und sein Kopf dünkte ihn sonderbar groß und leicht, als wäre er nur mit Luft gefüllt . . .

Die See ging in kräftiger Brandung, dunkel, mit weiß in der Sonne leuchtenden Gischtstreifen, brausend in scharfen Schlägen . . .

Thomas setzte sich in den trocknen, feinen Sand und schaute hinaus; und was er sah und hörte, lullte seine Gedanken ein. Es blieb nur ein freies Glücksgefühl in ihm, das sich keine Gründe suchte, sondern selbstverständlich war wie das Meer. Im Bedürfnis, etwas zu halten und ihm dadurch Teil an seiner Freude zu geben, griff er mit beiden Händen in den Sand und hob die gefüllten Fäuste. Leise rinselten die winzigen Körner zwischen seinen Fingern hervor . . . Er vergrößerte die Lücken und fühlte das Fließen des Sandes, und wie es langsam hohl wurde in seinen Fäusten; und er griff nach neuem Vorrat und gefiel sich in diesem gedankenlosen Spiel. Und bald saß er nicht mehr, sondern lag . . . Seine Augen umflorten sich wohligh . . . Und er war eingeschlafen.

Vor dem Erwachen kam ein schöner Traum zu ihm; oder war es kein Traum? Es waren nur Farben, aber Farben, die eine Stimme hatten; und sie klangen zusammen zu einer mächtigen, einfachen Melodie, die ihn wiegte und streichelte.

Thomas fühlte, schon halb bewußt, daß er erwachen würde, und daß das wunderbare Klingen dann verstummen müßte; er suchte den Augenblick hinauszuschieben und den Schlaf zu halten . . . Aber dann saß er auf einmal doch aufrecht, mit großen, schlaftrunken staunenden Augen, und strich sich über die Stirn und wußte auf einmal wieder alles . . . Aber jene Melodie, die er im Traume gehört hatte, klang ihm noch in den Ohren, er vernahm ihren wiegenden Ton in den scharfen Schlägen der Wellen . . . Und er wußte, daß er sie nicht mehr verlieren würde; er erkannte sie auf einmal und wußte: es war die Melodie seines Lebens, die er gehört hatte . . . Mit stillem Blick ließ er seine Jahre an sich vorüberziehen. Und siehe, was ihn wirr, kleinlich zerfahren und sinnlos gedäucht hatte: der Zickzackweg, den er hinter sich gesehen hatte, — jetzt schwang sich alles im Zuge einer großen, lebendig wogenden Linie vor seinem Blick. Er sah das Ganze, er sah, wie alles — das kleinste auch — aus seinem eignen entsprungen war und hatte entspringen müssen, sinnlos für fremde Augen, nur für ihn selber des Sinnes voll, des Sinnes seines Lebens, das eine große Sehnsucht gewesen war, die erst dieser Tag ganz erfüllte, so nah er sich ihrem Ziele schon früher geglaubt hatte . . .

Jetzt lebte er nicht mehr in sich, er lebte in seinem

Kinde . . . Wochte sein Leben sinken, es stieg zugleich in neuer, besserer Kraft!

Die Sonne stand auf dem höchsten Punkte ihrer Bahn, und das Wasser brandete mit Schäumen und Lärmen. Thomas aber schloß die Augen und malte sich ein andres Bild. Weit breitete sich eine glatte See, auf deren spiegelndem Grunde feurige Himmelsfarben schwammen. Die sinkende Sonne legte ihre Brücke aufs Wasser. Und darüber her sah er eine nackte Frau auf sich zuschreiten, ein Kind auf dem Arme: Eine Mutter . . . Die Sonne . . . Das Leben . . . Annemarie! Sie ging mit festen, lebendigen Schritten, und doch so leicht, daß sich die blankte Fläche nicht kräufelte. Er eilte ihr entgegen, und die Wasser trugen auch ihn; denn er hatte jetzt den Glauben, der nicht zu Schanden werden läßt, den starken Glauben an das Leben . . .

Thomas erhob sich und schüttelte die Träume lächelnd zu Boden und ging heim, zu seiner Frau, zu seinem Kinde . . .

Novellen von Korfiz Holm

Schloß Übermut

5. Tausend

Rebelliancen

3. Tausend

Die Sünden der Väter

3. Tausend

Jeder Band geheftet 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.

Berner Bund: Der Titel steht zu der kleinen meisterhaften Erzählung in ironischer Beziehung. . . Sie hinterläßt künstlerisch den besten Eindruck, da die Darstellung eine meisterhafte ist, was natürlich in der feinen Charakteristik aller in die Handlung eingreifenden Personen sich am meisten geltend macht. Korfiz Holm schildert so lebenswahr, daß den Leser keinen Augenblick ein Zweifel befällt, die Dinge könnten sich anders zugetragen oder einen andern Verlauf genommen haben als den, nach dem der Verfasser sie hinlenkt.

Das litterarische Echo, Berlin: Man ist gewöhnlich geneigt bei uns, die Form der kurzen Skizze zu unterschätzen, eben weil sie zu kurz ist. Maupassant und nach ihm Tschekow haben gezeigt, auf welche künstlerische Höhe diese Gattung gebracht werden kann. Von ihnen hat Holm gelernt, ohne sie nachzuahmen.

Internationale Litteraturberichte, Berlin: In diesen Bändchen wiederholen sich seine vielen Vorzüge bestens, und an den Stellen, da er von verbotener Liebe und den Frauen redet, erinnert er an die ersten französischen Vorbilder. Immer nur knapp und prägnant reden seine Personen, wie in einem Ibsenschen Drama, und gerade in dieser kurzen Charakteristik zeigt sich der Meister. Bei jeder Novelle wird man sich von neuem bewußt, der Dichter wandelt mit offenen Augen unter uns, er sieht den Menschen bis ins Herz hinein und gibt uns dann ihr Konterfei mit allen ihren Schönheitsfehlern und Schwächen wieder. Ich empfehle den Band besonderer Beachtung.

Verlag von Albert Langen in München

Druck von Hesse & Weller in Leipzig.

L L L L L

L AL AL AL

L AL AL AL

L AL AL AL

L AL AL AL

L AL AL AL

L AL AL AL

L AL AL AL

L AL AL AL

L L L L L



Princeton University Library



32101 068391026

